

Gremmler-Fuhr, Martina

Transformative Lernprozesse im Erwachsenenalter. Entwicklung eines Orientierungskonzepts für die Anleitung und Unterstützung relationaler Lernprozesse

Kassel : kassel university press 2006, 290 S. - (Zugl.: Kassel, Gesamthochschule Kassel, Diss., 2006)



Quellenangabe/ Reference:

Gremmler-Fuhr, Martina: Transformative Lernprozesse im Erwachsenenalter. Entwicklung eines Orientierungskonzepts für die Anleitung und Unterstützung relationaler Lernprozesse. Kassel : kassel university press 2006, 290 S. - (Zugl.: Kassel, Gesamthochschule Kassel, Diss., 2006) - URN: urn:nbn:de:0111-opus-33354 - DOI: 10.25656/01:3335

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-33354>

<https://doi.org/10.25656/01:3335>

in Kooperation mit / in cooperation with:

kassel
university
press

<http://kup.uni-kassel.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Transformative Lernprozesse im Erwachsenenalter

Entwicklung eines Orientierungskonzepts für die Anleitung und Unterstützung relationaler Lernprozesse

Martina Gremmler-Fuhr

Die vorliegende Arbeit wurde vom Fachbereich Erziehungswissenschaft, Humanwissenschaften (Philosophie) der Universität Kassel als Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.) angenommen.

Erster Gutachter: Prof. Dr. Heinrich Dauber

Zweiter Gutachter: Prof. Dr. Lothar Nellessen

Tag der mündlichen Prüfung

21. Dezember 2005

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Zugl.: Kassel, Univ., Diss. 2006

ISBN-10: 3-89958-208-X

ISBN-13 978-3-89958-208-6

URN: urn:nbn:de:0002-2086

© 2006, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Umschlaggestaltung: Jörg Batschi, Kassel

Titelgrafik: Renate Kiefer

Druck und Verarbeitung: Unidruckerei der Universität Kassel

Printed in Germany

in memoriam
Reinhard Fuhr

mit dem ich Beziehung in ihrer ganzen
Komplexität, Vielfalt, Tiefe und Leichtigkeit
leben durfte -
in tiefer Liebe und Verbundenheit

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Zum Entstehungsprozess dieser Arbeit.....	8
Danksagung.....	10
 1. Kapitel: Einführung zur	
Beziehungsentwicklung	
im Erwachsenenalter.....	11
1.1. Die Aufgabenstellung und ihre Begründung.....	11
Schwierigkeiten, „Beziehung“ angemessen zu beschreiben.....	15
Transformatives Lernen.....	19
1.2. Forschungsmethodische Vorgehensweise.....	23
 2. Kapitel: Beziehungstheoretische	
Grundlagen.....	25
Einführung.....	25
2.1. Psychoanalytische Beiträge.....	26
2.1.1. Psychoanalyse und Liebe.....	26
2.1.2. Karen Horney: Neurose und menschliches Wachstum.....	39
2.1.3. Alfred Adler: Individualpsychologie	
und die Bedeutung der Gemeinschaft.....	45
2.1.4. Erich Fromm: psychische Bedürfnisse,	
Gesellschaft und die Kunst des Liebens.....	49
2.1.5. Fritz Riemann: Grund-Polaritäten	
der menschlichen Existenz.....	54
2.2. Objektbeziehungstheoretische Beiträge.....	57
2.2.1. John Bowlbys Bindungstheorie.....	57
2.2.2. Ruthellen Josselson: Zur Psychologie	
der zwischenmenschlichen Beziehungen.....	59
2.3. Systemische Therapie-Ansätze.....	72
2.3.1. Ivan Boszormenyi-Nagy und Barbara R. Krasner:	
Kontextuelle Therapie.....	73
2.3.2. Beziehungsentwicklung und Geschwister-	
konstellationen (Kevin Leman; Jane Nelson).....	75
2.4. Dialogische und Existenzielle Ansätze.....	80
2.4.1. Die Entwicklung des Dialogischen	
(Maurice Friedman).....	80
2.4.2. Rollo May: Existenzielle Psychotherapie.....	82
2.4.3. Irvin D. Yalom: Existenzielle Psychotherapie.....	87
2.4.4. Carl R. Rogers: Personzentrierter Ansatz.....	93
2.4.5. Gestalt-Ansatz.....	95
2.5. Resümee der psychologischen Ansätze.....	100

2.5.1. Auswertung der psychoanalytischen Ansätze.....	100
2.5.2. Auswertung der objektbeziehungstheoretischen Ansätze.....	102
2.5.3. Auswertung der systemischen Ansätze.....	102
2.5.4. Auswertung existenzialistischer und dialogischer Ansätze.....	103

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen..... 107

Einführung.....	107
3.1. Abraham Maslows Bedürfnishierarchie.....	107
3.2. Robert Kegans Entwicklungsstufen des Selbst.....	109
3.2.1. Grundgedanken und Voraussetzungen.....	110
3.2.2. Das Stufenmodell von Robert Kegan.....	111
3.3. Jean Gebsters Modell der Bewusstseinsentwicklung.....	114
3.3.1 Kernaussagen Gebsters.....	115
3.3.2. Gebsters Stufenmodell der Bewusstseinsentwicklung.....	115
3.4. Ken Wilbers Modelle der Entwicklung und die „vier Perspektiven der Wirklichkeit“.....	121
3.4.1. Vier Perspektiven der Wirklichkeit („Quadranten-Modell“).....	123
3.4.2. Modelle der menschlichen Entwicklung.....	125
3.5. Synthese: ein Spektrum der Entwicklung für das Erwachsenenalter.....	130
3.5.1. Zusammenfassung der Stufenmodelle.....	130
3.5.2. Spektrum der Entwicklung.....	140
3.6. Salomo Friedlaenders philosophisches Konzept der Polarität.....	143
3.6.1. Salomo Friedlaender und das Konzept der polaren Differenzierung.....	144
3.7. Geschlechter-Differenz.....	145
3.7.1. Carol Gilligan und die Frage nach einer „weiblichen“ Moral.....	147
3.7.2. Ansätze eines integralen Verständnisses zur Geschlechterdifferenz.....	150

4. Kapitel: Orientierungsmodell zur Phänomenologie und Entwicklung von Beziehung..... 161

Einführung.....	161
4.1. Entwicklung eines Orientierungskonzepts zur Beschreibung von Beziehungen.....	163
4.1.1. Individuelle Perspektive: Existenzielle Beziehungskategorien	163

4.1.2. Kollektive Perspektive: Beziehungskategorien im engeren Sinn.....	172
4.2. Entwicklung und Modifizierung eines Kategorienmodells.....	175
4.2.1. Die Beziehungskategorien.....	176
4.2.2. Entwicklungsstufen von Beziehungen.....	182
4.3. Entwicklungstendenzen von Beziehungen im Spektrum	207
4.4. Der Beziehungskompass.....	209
5. Kapitel: Der Beziehungskompass in der Praxis.....	211
5.1. Die Arbeit mit dem Beziehungskompass.....	211
5.1.1. Settings der Anwendung.....	211
5.1.2. Vorgehensweise in allen Settings.....	212
5.1.3. Funktion des Beziehungskompasses innerhalb des Beratungszyklus	218
5.2. Fallstudien zur Anwendung des Orientierungsmodells.....	219
5.2.1. Systematische Beziehungsanalyse mit Hilfe des Beziehungskompasses.....	219
5.2.2. Beziehungsprobleme innerhalb eines Paradigmas.....	230
5.2.3. Beispiele für Beziehungsprobleme bei Paradigmen-Unterschieden	234
5.2.4. Anwendung des Beziehungskompasses mit einem Akzent auf transformativen Prozessen.....	241
5.2.5. Langfristige Supervision: Ein Pflgeteam und seine Leitung.....	252
5.3. Phänomenologie der Beraterbeziehung.....	266
5.3.1. Beraterbeziehung nach den Beziehungskategorien.....	266
5.3.2. Stufenspezifische Beraterbeziehungen.....	270
5.4. Der Beziehungskompass und die Geschlechterdifferenz.....	274
5.4.1. Geschlechterdifferenz und Stufen der Entwicklung.....	274
5.4.2. Geschlechterdifferenz und Beziehungskategorien.....	275
6. Fazit und Ausblick.....	277
6.1. Fazit.....	277
6.1.1. Herausforderungen der Arbeit.....	277
6.1.2. Fazit zur Anwendung des Beziehungskompasses.....	279
6.2. Weiterführende Perspektiven aus der Anwendung des Beziehungskompasses.....	282
Literatur.....	285

Vorwort

Der Gedanke zu promovieren wurde zu einer realistischen Perspektive für mich, als ich in Prof. Dr. Heinrich Dauber einen Betreuer fand, der grundsätzlich offen für Forschungsinteressen aus dem humanistisch psychologischen Bereich ist und mir Bedingungen bot, die ich neben meiner Tätigkeit als Psychotherapeutin/Beraterin, Supervisorin und Ausbildungstrainerin erfüllen konnte. Auch die Themenfindung erwies sich als eine Weiterführung meiner bisherigen wissenschaftlichen und praktischen Studien und Veröffentlichungen. Transformative Lernprozesse bei Erwachsenen bestimmten bereits mein Forschungsinteresse bei meiner Masterarbeit am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen im Jahr 1986. Damals entwickelte ich ein Orientierungsmodell für transformative Lernprozesse bei Erwachsenen.¹ Später widmete ich mich Fragen der Theorie und Praxis des Gestalt-Ansatzes, wobei ich mich vor allem für die Beschreibung der dialogischen Qualität dieses Ansatzes engagierte. Dabei handelt es sich letztlich um eine bestimmte Qualität in Beziehungen bzw. eine besondere Art der Beziehungsgestaltung oder eine Haltung in Beziehungen. Da sich diese Qualität nicht auf professionelle Beziehungen beschränken muss, sondern übertragbar ist auf „normale“ Beziehungen, stellte diese dialogische Perspektive nicht nur einen wichtigen Akzent in meiner Tätigkeit als Ausbilderin im Integralen Gestalt-Ansatz dar. Vielmehr ist diese Perspektive bis heute ein zentrales Anliegen in meiner professionellen Tätigkeit. Wo immer es um Beziehungen geht (und sobald man sein Augenmerk einmal darauf richtet, merkt man, dass es fast immer irgendwann um Beziehungen geht), ist die dialogische Orientierung sehr hilfreich, da sie Möglichkeiten bietet, gleichermaßen bei sich selbst und beim Gegenüber zu sein.

Da die Annahme, dass Erwachsene persönlich bedeutsame Prozesse durchlaufen können und letztlich in lebenslangen Lernprozessen wachsen können, für mich schon in meiner Examensarbeit auch theoretisch einen ersten Boden gefunden hatte (in meiner eigenen persönlichen Erfahrung war dies schon zuvor subjektive Realität), lag es nun nahe, diese Annahme mit dem Thema von Beziehungsentwicklung zu verbinden. Auf diese Weise entwickelte sich das Interesse am Thema dieser Arbeit: Beziehungsentwicklung im Erwachsenenalter.

¹ In überarbeiteter Form veröffentlicht in Fuhr & Gremmler-Fuhr (1988): Faszination Lernen. EHP (Köln), 2. und 3. Kapitel.

Zum Entstehungsprozess dieser Arbeit

Nachdem das Thema gefunden war, ging es nun um die Herangehensweise. Die beiden zentralen Größen in der Themenstellung sind erstens, dass es um Beziehungen und zweitens, dass es um Entwicklungen bei Erwachsenen geht. Daher lag es nahe, zunächst die wissenschaftliche Literatur darauf hin zu sichten, was es bisher zur Beschreibung von Beziehungen gibt (vgl. 2. Kapitel). Dabei zog ich die verschiedensten psychologischen Ansätze heran, von der Psychoanalyse über die Objektbeziehungstheorie, die Systemischen Therapien bis hin zu den dialogischen und existenziellen Therapie-Ansätzen. Ich hatte erwartet, dort bereits die eine oder andere Kategorie zur Beschreibung von Beziehungen zu finden, was sich aber als schwieriger herausstellte, als ich angenommen hatte. Bis auf wenige Ausnahmen und eher als versteckte und vage Andeutungen fand ich in den Ansätzen vieles, was das Erleben von Menschen in Beziehungen und ihre Verhaltensweisen betrifft. Aber was ich suchte, waren Kriterien, mit deren Hilfe ich das beschreiben kann, was *zwischen* Menschen geschieht.

Eine zweite Schwierigkeit bestand darin, dass ich Aussagen über Beziehungen ganz allgemein suchte, nicht also über Liebesbeziehungen oder Partnerschaften, auch nicht über Mutter-Kind-Beziehungen oder Elternbeziehungen etc., wobei ich ebenfalls nicht sehr erfolgreich war. Entsprechend war die Ausbeute nach Sichtung all dieser psychologischen Konzepte nicht sehr ergiebig für meine Zwecke - was ich mir lange Zeit nicht erklären konnte. Nachdem ich mehrmals erneut auf die Suche nach *dem* passenden Ansatz gegangen war und immer wieder in meinen Versuchen gescheitert war, Kategorien zur Beziehungsbeschreibung zu gewinnen, fand ich schließlich eine Erklärung für dieses Phänomen. *Es gibt kaum Aussagen über Beziehungen selbst. Was es dagegen gibt, sind Aussagen über Aspekte von Beziehungen, wie sie von den Beteiligten erlebt werden und welche Verhaltensweisen die Beteiligten zeigen.* Mich interessierte aber nicht primär diese individuelle Perspektive, sondern ich wollte eine kollektive Perspektive einnehmen, aus der heraus ich die Beziehung als Ganzes in den Blick bekommen und beschreiben sowie Möglichkeiten zu deren Entwicklung finden kann. Erschwert wurde diese Sichtung dadurch, dass ich mit meinem professionellen (und persönlichen) Hintergrund auch sehr viel stärker der individuellen Perspektive zuneige, da ich mich dort am besten auskenne.

All diese Faktoren trugen dazu bei, dass ich am Ende des 2. Kapitels eine Fülle von Anregungen hatte, selbst Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen zu entwickeln, aber wenig Sicherheit aus den bisher zusammengetragenen Informationen beziehen konnte, dass sich mein Vorhaben tatsächlich in einer vorzeigbaren Weise realisieren lässt.

Da ich jedoch Erfahrung mit dieser Art von Forschung habe, die man als eine Variante von Prozessforschung bezeichnen kann, wendete ich mich relativ zuversichtlich dem 3. Kapitel zu, in dem es nun um die Entwicklungskonzepte geht.

Bei meiner Auswahl von Entwicklungskonzepten wählte ich solche aus, die für mein Vorhaben, Entwicklungsprozesse von Erwachsenen zu beschreiben, angemessen

Vorwort

sen sind. Ich stieß dabei vor allem auf Jean Gebser und auch Robert Kegan - beides Vertreter einer Sichtweise, die eine lebenslange Entwicklung zulässt. Auch Ken Wilber, auf den ich bereits in meiner Magister-Arbeit zurück gegriffen hatte, bietet vor allem mit seinen neueren Werken eine solche Perspektive an. Dies hat darüber hinaus den Vorteil, dass er recht umfassend die Erkenntnisse anderer Wissenschaftler (wie unter anderem Gebser und Kegan) und auch östlicher Philosophien berücksichtigt. Schließlich konnte ich auf meine eigenen Studien des Wilberschen Entwicklungsverständnisses und dessen Umsetzung und Lehre in eigenen Ausbildungsgruppen sowie auf Anregungen von meinem Mann, Dr. Reinhard Fuhr, zurückgreifen, der sich mit verwandten Themen in seiner Lehrtätigkeit am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen beschäftigte. Entsprechend wenig problematisch gestaltete sich dieses Kapitel, an dessen Ende ich eine klare Orientierung hatte, welches Entwicklungsmodell meinem Orientierungskonzept zur Beschreibung von Beziehungen zu Grunde liegen soll.

Im 4. Kapitel nun wurde ich wieder mit dem unbefriedigenden Ergebnis aus dem 2. Kapitel konfrontiert. Immer wieder beschlichen mich Zweifel, ob es nicht doch an der Auswahl der Literatur lag, dass ich keine brauchbareren Kategorien gefunden hatte. Meine persönliche Schwierigkeit bestand nicht so sehr darin, mir plausible Modelle auszudenken, die ich dann an mir selbst und in meiner Praxis überprüfen und anwenden kann, sondern mich stärker darum zu kümmern, was der bisherige Stand der Forschung ist. Nun hatte ich dies versucht, und war weniger gerüstet, als ich mir davon versprochen hatte. Doch auch Internet-Recherchen in großen Bibliotheken bzw. Sichtungen von Registern in Büchern, inwieweit überhaupt das Phänomen „Beziehungen“ bei Erwachsenen Berücksichtigung findet, waren erstaunlich unergiebig. Als ich mich dann schließlich von der Vorstellung verabschiedet hatte, noch Konzepte zu finden, die brauchbarer zur Beschreibung von Beziehungen sein können, begann ich, mit den gefundenen „Mosaiksteinen“ zu arbeiten. Diese Art von Prozess, wie er dann statt findet, wenn man ein Modell entwickeln will, das sowohl Theorie als auch Praxis berücksichtigt, ist mir seit meinem Studium vertraut und hat sich auch durch die Herausforderung von Veröffentlichungen stark weiter entwickelt. Neu war in diesem Prozess jedoch dessen Komplexität: es ging nicht nur um eine Theorie und eine Praxis, sondern es ging schließlich um ein komplexes Modell, dass sich aus

- einer individuellen Perspektive,
- einer kollektiven Perspektive (mit letztlich insgesamt 15 Kategorien) sowie
- einer holarchischen (vertikalen) Entwicklungs-Perspektive

zusammen setzen sollte. Entsprechend komplex und zahlreich waren die Prozesse der Überprüfung und Anpassung der einzelnen Ideen, bis sich ein in sich kohärentes und plausibles Modell herauschälte.

Im 5. Kapitel sollte sich nun anhand von Beispielen aus meiner professionellen Praxis zeigen, was dieses Orientierungs-Modell zu leisten imstande ist. Bildet es tatsächlich wichtige Phänomene der unterschiedlichsten Beziehungen von Erwachsenen ab (also nicht nur Partnerbeziehungen, sondern auch Familien-, Freundschafts-, Ar-

Vorwort

beitsbeziehungen etc.), war eine Frage, die es zu prüfen galt. Die zweite Frage galt den Entwicklungsmöglichkeiten in Beziehungen: Bestätigt sich meine Annahme, dass sich Beziehungen von Erwachsenen überhaupt entwickeln können, und wie hilfreich ist dabei das Orientierungsmodell?

Um solche Anwendungsmöglichkeiten zu veranschaulichen, gehe ich auf verschiedene Weise vor: Ich analysiere sowohl ganze Lebenssituationen als auch spezielle, thematisch abgegrenzte Beziehungsfragen; ich stelle sowohl therapeutische/beraterische Settings als auch einen langfristigen Supervisionsprozess dar. Die Klientensysteme gehen von Einzelklienten über Paare und reichen bis zu Teams und Vorgesetzten mit ihren Mitarbeitern.

Schließlich beende ich das Anwendungskapitel mit einer generellen Darstellung der Berater/Klient-Beziehung mit Hilfe der Kategorien und unter dem Entwicklungsaspekt.

Danksagung

Am Entstehungsprozess dieser Arbeit waren viele Menschen auf die unterschiedlichste Art und Weise beteiligt. In vielen Situationen aus meiner Praxis als Psychotherapeutin/Beraterin/Supervisorin und als Trainerin trugen meine Klienten und die Trainees der Ausbildungsgruppen viele relevante Aspekte zur Beziehungsbeschreibung bei. Vor allem aber bei der Erprobung und Überprüfung der ersten Ansätze eines Orientierungsmodells in den Ausbildungsgruppen erhielt ich wertvolle Anregungen für wichtige Korrekturen und Modifikationen. Auch Dr. Reinhard Fuhr, dem ich erste Fassungen des Orientierungsmodells gab, erprobte dieses in verschiedenen Seminaren mit Studenten am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen und gab mir wichtige Rückmeldungen. Dr. Milan Sreckovic, der mich bereits bei meinen ersten Veröffentlichungen in vieler Hinsicht wohlwollend unterstützte, danke ich besonders dafür, dass er mich nachdrücklich darin bestätigte, dieses Projekt zu wagen. Schließlich steht und fällt dieses ganze Projekt mit der unkomplizierten und anregenden Kooperation mit Prof. Dr. Heinrich Dauber, vor allem auch mit dessen Bereitschaft, mich mit diesem Projekt als Doktorandin zu akzeptieren, sowie sein Vertrauen in meine Vorgehensweisen und meinen Arbeitsstil. Das kam mir sehr entgegen und stellte daher eine große Unterstützung dar, für die ich sehr dankbar bin.

1. Kapitel: Einführung zur Beziehungsentwicklung im Erwachsenenalter

1.1. Die Aufgabenstellung und ihre Begründung

Die Aufgabe

In dieser Arbeit möchte ich ein Konzept für relationale Lernprozesse entwickeln. Dieses Konzept soll die Orientierung für die Weiterentwicklung von Beziehungen im Erwachsenenalter in professioneller pädagogischer, beraterischer oder therapeutischer Arbeit ermöglichen bzw. erleichtern. Der Schwerpunkt der Weiterentwicklung von Beziehungen soll dabei auf transformativen Prozessen liegen, die die Qualität der Selbst- und Weltbilder und insbesondere der Beziehungsverständnisse der Lernenden grundlegend verändern können, sofern die Lernenden selbst dies anstreben. Zu diesem Zweck wird es erforderlich sein, ein Kategorien-Modell herauszuarbeiten, das es ermöglicht, Beziehungen selbst als *Beziehungen*, also als zwischenmenschliches Geschehen, differenziert zu beschreiben, um damit Ansatzpunkte für grundlegende Veränderungen erkennen zu können. Dieses Modell soll einerseits theoretisch begründet sein, aber dem Anwendungszweck entsprechend auch in professionellen Praxiserfahrungen verankert sein. Soweit dies möglich ist, soll dieses Orientierungsmodell für Beziehungsentwicklung im Erwachsenenalter dann auch in der Praxis erprobt werden.

Zunächst möchte ich der Frage nachgehen, inwieweit es überhaupt erforderlich ist, der zwischenmenschlichen Beziehung im Erwachsenenalter solch einen zentralen Stellenwert für die Unterstützung transformativer Lernprozesse einzuräumen?

„Beziehung“ als Thema von Pädagogik, Beratung, Therapie

Für viele erfahrene Pädagogen, Lehrer, Berater, Therapeuten und Supervisoren ist es eine Binsenwahrheit, dass „Beziehung“ ein bedeutsames Thema im Zusammenhang von Lern- und Entwicklungsprozessen ist.

Für die Pädagogen möchte ich stellvertretend Reinhold Miller anführen, der sich seit vielen Jahren in der Lehrerfortbildung engagiert und 1999 ein Buch zur „Beziehungsdidaktik“ veröffentlichte. Darin beklagt er, dass das Thema „Beziehung“ bislang von den Didaktikern als Stiefkind behandelt worden sei und plädiert dafür, eine Beziehungsdidaktik als gleichwertig neben der bislang dominierenden Allgemein-

und Fachdidaktik anzusiedeln und zu vermitteln. Gerade aus seiner Arbeit in der Lehrerfortbildung berichtet er, dass der Bedarf der Lehrerinnen und Lehrer vor allem in den

„... Themen zwischenmenschlicher *Beziehungen*, wie z.B. Kommunikationsfähigkeit, Sozialverhalten, Distanz und Nähe, Disziplinschwierigkeiten, Konfliktbewältigung u.Ä. [groß ist]. 'Guter Unterricht' ist heute mehr denn je abhängig von 'guten Beziehungen'.“ (Miller 1999, 8f.)

Aber nicht nur die Beziehungen zu den Schülern sind dabei oft belastet, sondern auch die Zusammenarbeit mit den Kollegen oder die Kontakte mit den Eltern der Schüler belasten den Schulalltag nicht selten, weil den Beziehungen zu wenig Beachtung geschenkt wird. Was also die Bedeutung des Themas für Pädagogen betrifft, findet es in Miller einen engagierten Fürsprecher. Seine „Beziehungsdidaktik“ ist für meine Zwecke allerdings aus verschiedenen Gründen nicht weiter verwendbar: Letztlich geht es Miller darum, wie man sich angemessener in menschlichen Beziehungen (im Kontext Schule) *verhalten kann* und wie dieses Verhalten gelehrt und gelernt werden kann. Abgesehen davon, dass dabei nicht eindeutig Entwicklungsprozesse von Erwachsenen im Zusammenhang mit Beziehungen im Zentrum stehen, wird das Thema „Beziehung“ von Miller auch auf das Thema „Kommunikation“ reduziert.

Für den Bereich der Psychotherapie gibt es ebenfalls eine Fülle von Belegen dafür, dass die Beziehung einen wesentlichen - wenn nicht den wesentlichsten - Anteil am Gelingen eines psychotherapeutischen Prozesses hat. Der amerikanische Professor für Psychiatrie an der Harvard Medical School, Dr. Stephen Bergman, veröffentlichte 1997 in den USA unter dem Pseudonym Samuel Shem einen Roman mit dem Titel *Mount Misery*, der inzwischen Kultstatus erlangt hat. Darin beschreibt er die Ausbildung eines Mediziners in der Psychiatrie und markiert sehr scharf den Unterschied zwischen denjenigen, die nur in dem „richtigen“ Verfahren den heilsamen Weg sehen, und denjenigen, die sich daneben der Bedeutung der Beziehungsebene bewusst sind. Das gipfelt dann beispielsweise in folgendem Dialog zwischen einem unerfahrenen, noch lernenden Arzt und seinem Mentor:

„Schau, ich will doch nichts weiter als lernen, wie man die Psychologie einsetzt, um Menschen zu helfen.“

„Psychologie hilft den Menschen nicht.“

„Jetzt reicht's mir aber. Ich gehe.“

„Warte!“ Er packte mich an der Schulter. „Das, was den Menschen hilft, hat nichts mit Psychologie zu tun. Es geht nicht darum, welche Theorie du anwendest oder welche Worte du gebrauchst.“

„Was hilft den Menschen dann?“

„Wenn jemand sich wahrgenommen fühlt, und wenn du spürst, daß er sich wahrgenommen fühlt, und du dich von ihm wahrgenommen fühlst.“ (Shem 2000, 362)

Die Position, die hier vertreten wird, ist zwar recht plakativ, weil sie zwischen Theorie oder Verfahren und der Beziehung keine Verbindung sieht, sondern eine Art Ausschließlichkeit nach „Entweder/Oder“-Manier: Entweder die Theorie hilft *oder*

die Beziehung. Wenn man sich entscheidet, der Beziehung einen wichtigen Stellenwert einzuräumen, muss man jedoch auf Theorie nicht verzichten. Der entscheidende Punkt ist vielmehr, was man in wessen Dienste stellt, also:

- Integriert man die Theorien und Forschungsergebnisse in ein bestimmtes Beziehungsverständnis (Assimilation), oder
- ignoriert man den Beziehungsaspekt völlig, oder
- bleibt man auf dem Niveau einer Beziehungstechnik stecken (dann wendet man beispielsweise mechanisch Techniken und Methoden der Kommunikation an).

Innerhalb einer Vielzahl psychotherapeutischer Verfahren gibt es ein Beziehungsverständnis, das sich deutlich von einem mechanistischen Verständnis abgrenzt: die *dialogische Beziehung*. Maurice Friedman hat in seinem Buch *Der heilende Dialog* (1987) ausführlich dargestellt, welche Rolle der Dialog bei den Freudianern, den Jungianern, bei interpersonellen Ansätzen (Mead, Adler, Sullivan, Fromm und Fromm-Reichmann), bei Carl R. Rogers und in der humanistischen klientenzentrierten Psychotherapie, in der Objektbeziehungstheorie und der Selbst-Psychologie, bei den Existenziellen Therapeuten (v. Weizsäcker, Moreno, May, Boss und Farber), bei den Gestalttherapeuten (F. & L. Perls, E. & M. Polster) sowie den Familientherapeuten (Wynne, Boszormenyi-Nagy) spielte (vgl. Friedman 1987, 31-172).

Friedmans allgemeine Einschätzung von der Bedeutung der dialogischen Beziehung in der Psychotherapie, die er nach Martin Buber auch *Begegnung* nennt, entspricht der von mir oben bereits skizzierten integrierten Perspektive. Friedman begreift die Begegnung oder „... das, was sich 'dazwischen' abspielt ... als die zentrale und nicht als untergeordnete Quelle der Heilung.“ (a.a.O., 11)

Für den Bereich der pädagogischen Beratung schließlich haben die Pädagogen Christina Krause, Bernd Fittkau, Reinhard Fuhr und Heinz-Ulrich Thiel vom Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen ihre Auffassungen dazu in einem Buch veröffentlicht, worin sich Reinhard Fuhr explizit in einem Kapitel mit der Berater-Klient-Beziehung beschäftigt. Er unternimmt dabei den Versuch, die Berater-Klient-Beziehung in ihrer Phänomenologie und ihrer Bedeutung darzustellen (Fuhr 2003, 32-50). Auch er kommt zu dem Ergebnis, dass diese bisher nicht hinreichend erforscht ist. Den Grund dafür sieht er darin, dass die Berater-Klient-Beziehung mit den vorherrschenden wissenschaftlichen Forschungsmethoden nicht erfasst werden kann. Deshalb sieht er nur die Möglichkeit, sich aus vielen verschiedenen Disziplinen zu bedienen und auf diese Weise die Erkenntnisse über Beziehungen zusammenzutragen. (a.a.O., 36f.).

Insgesamt bleibt „Beziehung“ bis heute ein Stiefkind der Forschung sowie in pädagogischen und meist auch in therapeutischen und beraterischen Ausbildungsansätzen. Unterstützung erfährt die Thematik in den letzten Jahren jedoch zunehmend aus den Forschungen der Neurowissenschaften, wie ich im folgenden näher darstelle.

Die Bedeutung von zwischenmenschlicher Beziehung aus Sicht der Neurowissenschaften

In den letzten Jahren meldeten sich eine Vielzahl von Neurowissenschaftlern mit erstaunlichen Aussagen über Wechselwirkungen zwischen Gehirnentwicklung und -funktion auf der einen Seite und psychologischen bis körperlichen Phänomenen auf der anderen Seite.

Der Professor für Klinische Psychologie und Psychotherapie der Universität Bern und renommierte Autor zahlreicher Studien zu Fragen der Wirksamkeit und Wirkungsweise von Psychotherapie, Klaus Grawe, fasst die Konsequenzen der neurowissenschaftlichen Forschung für die Therapie so zusammen:

„Die Therapie muss sich stärker um die zwischenmenschlichen Beziehungen des Klienten kümmern. Beziehungen sind für das Gehirn sehr wichtig.“ (Grawe 2004a, 39²)

Gerade im Zusammenhang mit Themen des Lernens hat Manfred Spitzer (Leiter der Psychiatrischen Klinik der Universität Ulm) in den letzten Jahren durch vielbeachtete Veröffentlichungen und Vorträge die Aufmerksamkeit auf eine neue wichtige Quelle der Erkenntnis gelenkt (siehe beispielsweise Spitzer 2003). Aus neurowissenschaftlicher Sicht bekräftigt Spitzer den zwar nicht überraschenden, nun aber durch die Forschung bestätigten Zusammenhang zwischen Emotion und Lernen. Jedoch nicht nur Emotionen, sondern letztlich auch Beziehungen sind entscheidend für das, was von Menschen als relevant erlebt wird. Bei Manfred Spitzer liest sich das dann so:

„Was uns Menschen umtreibt, sind nicht Fakten und Daten, sondern Gefühle, Geschichten und vor allem andere Menschen.“ (Spitzer 2003, 190)

An anderer Stelle weist er auf den Zusammenhang zwischen positiven Erfahrungen und Lernen hin, „... wobei klar sein muss, dass für den Menschen die positive Erfahrung schlechthin in positiven Sozialkontakten besteht.“ (a.a.O., 193)

Joachim Bauer, Facharzt für Psychotherapeutische Medizin, Internist und Psychiater und heute tätig als Professor für Psychoimmunologie am Universitätsklinikum Freiburg hat solche Zusammenhänge auch aus der entgegengesetzten Richtung ausgemacht. In seinem Buch *Das Gedächtnis des Körpers* (2002) gibt er dafür eine Fülle von Beispielen. Dabei gibt der Untertitel seines Buches, „Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern“, bereits eine gute allgemeine Zusammenfassung. Bauer berichtet über Forschungen, die inzwischen schon detaillierter nachweisen, dass nicht nur geistige Tätigkeiten, sondern auch Gefühle und Erlebnisse in zwischenmenschlichen Beziehungen im Gehirn biologische Veränderungen nach sich ziehen (a.a.O., 7, 16f.). Er sieht jedoch nicht nur Wechselwirkungen zwischen Erfahrungen (besonders Beziehungserfahrungen) und morphologischen Veränderungen im Gehirn.

² Ausführlicher hat sich Grawe mit der Frage, welche Herausforderungen die neurowissenschaftlichen Erkenntnisse der letzten Jahre für die Psychotherapie haben, in seinem Buch *Neuropsychotherapie* beschäftigt (2004b).

Er berichtet auch von Einflüssen von Beziehungen auf die Aktivität von Genen, wie auch auf biologische Abläufe überhaupt, sowie von Einflüssen auf das Immunsystem (deren Abwehrkraft bei Stress und Depressionen gegenüber Tumorzellen beispielsweise stark vermindert ist - a.a.O., 143). Besonders interessant ist aber auch hier der umgekehrte Zusammenhang, denn es gibt nach Bauer Hinweise dafür, dass solche Belastungsphänomene (Stress und Depression) sehr viel effektiver durch Psychotherapie beseitigt werden können - also durch eine therapeutische Arbeit in der Beziehung - als durch Medikamente:

„Wenn Belastungen durch Stress und Depression nicht beseitigt werden - z.B. durch Psychotherapie -, ergeben sich erhöhte Krankheitsrisiken, auch für bösartige Erkrankungen. Während Hinweise darauf vorliegen, dass antidepressive Medikamente die Tumorabwehr des Körpers eher vermindern, zeigen zahlreiche Studien, dass Psychotherapie beim Vorhandensein einer depressiven Störung nicht nur die Funktion des Immunsystems stärkt, sondern auch bei Patienten, die bereits an einer Krankheit leiden, den Krankheitsverlauf positiv beeinflussen kann.“ (a.a.O., 143f.)

Was jeweils als belastend empfunden wird, ist nach Bauer nicht so sehr von objektiven Fakten, sondern von der subjektiven Bewertung abhängig - und wie diese ausfällt, hängt entscheidend von der Verarbeitung und Abspeicherung früherer ähnlicher Erfahrungen in den Nervenzell-Netzwerken ab (a.a.O., 69). Frühe Erfahrungen von sicherer Bindung zu Bezugspersonen hinterlassen nach Bauer eine Art Schutz im biologischen Stresssystem, der spätere Belastungserfahrungen begrenzt; umgekehrt führt die Abwesenheit solcher frühen Erfahrungen bzw. frühe Erfahrungen von Stress zu einer erhöhten Empfindlichkeit gegenüber Stress. Welche Situation im Einzelfall auch immer zutreffen mag, es gibt nach Bauer eine lebenslang andauernde „Unterstützung“ durch Beziehungen:

„Soziale Unterstützung und zwischenmenschliche Beziehungen bleiben das ganze Leben hindurch der entscheidende Schutzfaktor gegenüber übersteigerten und potenziell gesundheitsgefährdenden Folgen der Stressreaktion.“ (a.a.O., 70)

Schwierigkeiten, „Beziehung“ angemessen zu beschreiben

Es gibt jedoch eine elementare Schwierigkeit bei meinem Vorhaben, Beziehungen und ihre Entwicklung zu beschreiben: Man muss sich dazu notwendigerweise aus der individuellen Perspektive lösen. „Beziehung“ ist das, was sich zwischen zwei oder mehreren Individuen abspielt. Das wird natürlich individuell erlebt und auch beantwortet, aber wenn „Beziehung“ selbst der Gegenstand der Erforschung und Beschreibung sein soll, greift eine individuelle Perspektive zu kurz. Was wir vor allem brauchen, ist eine systemische Beschreibung von Beziehung.

Gregory Bateson und systemisches Denken

Einer der Väter des systemischen Denkens ist Gregory Bateson, „einer der letzten Universalisten in den Wissenschaften“³ (Goleman & Bateson 1978, 57). Von seiner Lerntheorie, die er im Zusammenhang mit seiner Delphinforschung formulierte, profitierte ich bereits sehr, als ich in meiner Magister-Abschlussarbeit über Transformative Lernprozesse forschte.⁴ Allerdings räumt auch Daniel Goleman, der Bateson sehr schätzt, ein, dass Bateson

„... nicht leicht zu verstehen [ist]. Sein Denken zielt auf die Strukturen hinter den Strukturen, die Vorgänge hinter den logischen Kategorien, die Beziehungen des Ganzen zu seinen Teilen, die Gesetzmäßigkeit der Paradoxie. Seine Weltsicht reicht bis in jene Sphäre, in der sich das Denken auf sich selbst zurückwendet. Im Gespräch erscheint er wie das westlich-intellektuelle Gegenstück zu einem Altmeister des Zen.“ (a.a.O., 57)

Ganz in diesem Sinne formuliert Bateson in diesem Interview mit Daniel Goleman gegen Ende seines Lebens auch seine eigene Begrifflichkeit zu der westlichen Art des Denkens (die es u.a. so schwer macht, Beziehungen angemessen zu beschreiben). Bateson spricht hier vom „transitiven Denken“ der Menschen der westlichen Welt. Damit meint er ein Denken, das kausal und abgespalten ist:

„Etwas anderes wirkt [beim transitiven Denken] auf etwas anderes, etwas ist dem anderen gleich oder ungleich. Dabei sind das nur Teile des ganzen Systems. Unsere Sprache - und damit unser Denken - ermöglicht uns nur eine lineare und keine zirkuläre Auffassung. [...] *Wie können wir das wissen, was wir wissen?* Die westliche Welt fängt damit an, daß sie aufspaltet, Grenzen zieht und diese dann befestigt. Und dann reden wir uns ein, wir hätten etwas erkannt. Die Befestigung der Grenzen ist etwas sehr Bequemes, sie ermöglicht es uns, über unsere Erfahrung hinwegzugehen. Wenn ich mein Bewußtsein von meinem Körper abtrenne, dann kann ich alles vom Tisch

³ Bateson war ursprünglich Anthropologe: er hat Feldstudien auf Neu-Guinea gemacht (dort lernte er seine spätere Frau Margaret Mead kennen); er nahm nach dem II. Weltkrieg an den Tagungen der *Macy Foundation* teil (auf denen Norbert Wiener den Grundstein der Kybernetik legte); er war 1947 Gastprofessor für Anthropologie an der *Harvard University* (wo seine Anstellung nicht verlängert wurde, weil er „die Empirie-Studenten mit Theorie und die Theorie-Studenten mit Empirie traktierte und sich nicht von der Psychoanalyse distanzierte“); er arbeitete in verschiedenen neuropsychiatrischen Einrichtung und hat in der Psychologie an der Formulierung der Double-Bind-Theorie der Schizophrenie mitgearbeitet; er wechselte dann auf Einladung von John Lilly zur Delphinforschung und entwickelte in diesem Zusammenhang eine neue Lerntheorie; ab 1972 bis gegen Ende seines Lebens war er Gastprofessor an der *University of California* in Santa Cruz (vgl. Goleman & Bateson 1978, 58f.).

⁴ In seiner ursprünglichen Disziplin, der Anthropologie, war Bateson im Zusammenhang mit meiner Magister-Abschlussprüfung (im Nebenfach Anthropologie) für meine Professoren 1986 immer noch nicht akzeptabel - wobei sie sich nicht deutlich äußerten, warum, aber desinteressiert bis gereizt reagierten.

wischen, was mir widerfährt, alle meine Gefühle und meine Gedanken. Das ist der Trick: Wenn ich einmal die Spaltung vollzogen habe, dann kann ich sagen: Mein Bauchweh ist bloß etwas Psychisches, und wenn ich mich verliebe, kann ich sagen: Das ist bloß etwas Physisches. Weil wir transitiv denken, bekommen wir das System überhaupt nicht in den Blick.“ (a.a.O., 58)

Bateson plädiert hier letztlich für nichts anderes als eine ganzheitliche oder vielperspektivische Sichtweise, ohne die man keinem Phänomen gerecht werden kann. Bei einem Forschungsgegenstand wie „Beziehungen“ wäre alles andere als eine vielperspektivische Zugangsweise jedoch erst recht ein unzulässiger Versuch der Beschreibung. Bei allem Bemühen, diesem Anspruch gerecht zu werden, bleibt jedoch eine alte Schwierigkeit bestehen: Wir haben auch in den letzten 25 Jahren seit Batesons Tod keine so großen Fortschritte gemacht, was die Entwicklung einer angemessenen Sprache betrifft, die nicht mehr „aufspaltet, Grenzen zieht und diese dann befestigt“ (s.o.).

Ein andere Quelle älteren Datums stellen die Gedanken Martin Bubers zum „Zwischen“ im Rahmen seiner „Philosophie des Dialogs“ dar, auf die ich im folgenden kurz eingehen möchte.

Der philosophische Ansatz des „Zwischen“ bei Martin Buber

Martin Buber, jüdischer Religionsphilosoph, fasste in seinem kleinen Büchlein *Ich und Du* die Philosophie des Dialogs zusammen. Für heutige Leser ist Bubers Werk keine leichte Kost, da seine Sprache etwas antiquiert und sperrig anmutet. Er hat mit seiner Philosophie jedoch in einigen Bereichen bis heute Einfluss, beispielsweise in dem auch von mir ausgeübten, humanistisch-psychologisch und existenziell fundierten Gestalt-Ansatz mit seiner (an Buber orientierten) dialogischen Grundhaltung.

Sein Biograph, Maurice Friedman, schreibt, dass Buber den Geist des „Zwischen“ in den „Dialogen in Potsdam“ entdeckte:⁵ Dieser Geist des „Zwischen“ besteht demnach

⁵ Um 1914 herum traf sich, auf Initiative des Arztes Frederik van Eeden, ein Gruppe von acht Männern in Potsdam, um „eine gemeinsame Front über die Nationen hinweg zu bilden ... [um] die Katastrophe [des drohenden Krieges] abzuwenden“ (Friedman 1999, 113). Zu dieser Gruppe gehörten neben van Eeden und Martin Buber noch Gustav Landauer, Erich Gutkind (Religions- und Wissenschaftsphilosoph), Florens Christian Rang (Pastor und Rechtsanwalt), Poul Bjerre (schwedischer Psychoanalytiker und Autor), Henri Borel (niederländischer Autor) und Theodor Gustav Norlind (schwedischer Autor). Nach Maurice Friedman war es gerade diese Gruppe von acht Männern, „die Buber zu seinem reifen Verständnis dialogischen Lebens brachte“ (a.a.O.).

„... im strengen einander-Gegenüber von zwei oder mehr wahrhaft unterschiedlichen Personen, die sich wirklich begegnen, ohne die Distanz zu vermindern, mit der sie begonnen haben.“ (Friedman 1999, 115)

Irvin Yalom, Professor für Psychiatrie, Psychotherapeut und Autor des Fachbuches „Existentielle Psychotherapie“ sowie einiger Romane und anderer Fachbücher, hat in Bubers Philosophie des Dialogs eine „moderne Beziehungstheorie“ gesehen (Yalom 1989, 432). Bubers oft zitierter Satz: „Im Anfang ist die Beziehung.“ (1983, 25), drückt seine Überzeugung aus, dass der Beziehungsmodus für die menschliche Existenz grundlegend ist (Yalom 1989, 435).

Für mein Interesse, Beziehungen an sich zu beschreiben, hilft Bubers Philosophie des Dialogs nur bedingt weiter, da er in ihr eine bestimmte *Qualität* von Kontakt, die „dialogische Begegnung“, beschreibt. Dies ist sicher ein wichtiger Aspekt von Beziehungen, aber eben nur *ein* Aspekt, der zu einer hinreichenden Beschreibung von Beziehungen allerdings nicht ausreicht. Immerhin aber macht Bubers Philosophie des Dialogs mit dem „Zwischen“ sehr deutlich, dass es nicht darum geht, nur das Individuum zu betrachten, wenn man am Phänomen der Beziehung interessiert ist.

Asendorpfs und Banes *Psychologie der Beziehung*

Jens B. Asendorpf und Rainer Banse haben 2000 ein Buch mit dem Titel *Psychologie der Beziehung* veröffentlicht. Damit beabsichtigten sie, „... die Integration der vorliegenden Fragmente einer Psychologie der Beziehung voranzutreiben ... [und] alle Beziehungstypen 'aus einem Guß' zu behandeln.“ (Asendorpf & Banse 2000, V) Die Formulierung „aus einem Guß“ meint hier, dass sie nicht nur eine Zusammenstellung der vorliegenden Forschungsliteratur im deutschsprachigen Raum zur „Psychologie der Beziehung“ zur Verfügung stellen wollten, sondern versucht haben, „übergreifende Paradigmen und Ergebnisse“ herauszuarbeiten.

Das klingt zunächst sehr vielversprechend für mein Vorhaben, ein Orientierungsmodell zur Beziehungsbeschreibung und -entwicklung für Erwachsene zu erarbeiten. Bei näherer Betrachtung wird jedoch klar, dass die Arbeiten von Asendorpf und Banse eine eigene Sichtung der psychologischen Konzepte und Ansätze meinerseits nicht überflüssig machen. Im Rahmen ihres Vorhabens, verschiedene Beziehungs-Paradigmen zu beschreiben, ziehen sie folgende sieben Ansätze heran: Psychoanalytische Ansätze, Kognitive Ansätze,⁶ Evolutionspsychologische Ansätze,⁷ Bindungstheoreti-

⁶ Die Kognitiven Ansätze beschäftigen sich damit, wie bestimmte Ereignisse durch die Bezugsperson wahrgenommen und rekonstruiert bzw. kognitiv repräsentiert werden (Asendorpf & Banse 2000, 149f.).

⁷ In der Evolutionspsychologie wird das menschliche Erleben und Verhalten als etwas zu erklären versucht, das auf die Anpassung unserer Vorfahren an Umweltanforderungen zurückgeht. Dabei geht es nur um solches Erleben oder Verhalten, das zumindest teilwei-

sche Ansätze, Austauschtheoretische Ansätze,⁸ Systemische Ansätze sowie Netzwerkansätze⁹ (vgl. Asendorpf & Banse 2000, 141-239).

Diese Zusammenstellung ist für mein Vorhaben aus zweierlei Gründen nicht ohne weiteres verwendbar. Erstens vermisste ich unter den untersuchten Ansätzen vor allem die dialogischen und existenziellen (bzw. ganz allgemein die humanistisch-psychologischen Ansätze). Zweitens, und dieser Punkt ist noch wesentlicher als die Auswahl der Ansätze, liegt der Fokus von Asendorpf und Banse bei der Ausführung ihrer Absicht nicht auf Beziehungen von Erwachsenen; und drittens liefern sie kein einheitliches Modell der Beschreibung von Entwicklung und stellen schließlich in ihrer Darstellung auch keine qualitative Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen durch professionelle Unterstützung vor.

Von Asendorpf und Banse habe ich mich jedoch in meiner Vorgehensweise insofern anregen lassen, als ich ebenfalls verschiedene psychologische und psychotherapeutische Ansätze dahingehend untersuchen werde, inwieweit sie mir Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen liefern können. Ich übernehme also die Vorgehensweise von Asendorpf und Banse, jedoch unter meinem eigenen Blickwinkel.¹⁰

Bevor ich meine eigene forschungsmethodische Vorgehensweise erläutere, muss jedoch der Begriff „transformatives Lernen“ definiert werden.

Transformatives Lernen

Wenn man sich über transformatives Lernen informieren will, stößt man vor allem auf den Namen Jack Mezirow,¹¹ der in einem Internet-Lexikon genannt wird als Urheber der Theorie des transformativen Lernens.¹² Sein in den USA 1991 erstveröffentlichtes Buch zu dieser Thematik erschien 1997 in Deutschland unter dem Titel *Transformative Erwachsenenbildung*. Darin definiert er transformatives Lernen als einen Wechsel zur metakognitiven Denkweise im Erwachsenenalter. Er knüpft dabei an die Unterscheidung von Habermas zwischen instrumentellen und kommunikativen

se genetisch determiniert ist. (a.a.O., 165f.)

⁸ Austauschtheoretische und Equitytheoretische Ansätze sehen soziale Interaktionsprozesse unter dem Aspekt des Austauschs von Handlungen an: Bei den Austauschtheorien wird das Bestreben der Menschen nach Maximierung des eigenen Nutzens in sozialen Interaktionen betrachtet, bei den Equitytheorien geht es um die Ausgewogenheit des Nutzens (a.a.O., 205).

⁹ Netzwerkansätze betrachten die Wechselwirkungen zwischen familiären und außerfamiliären Beziehungen (Beziehungen von Familienangehörigen mit außerfamiliären Menschen, z.B. Freunde der Ehepartner, Schulfreunde der Kinder etc.; a.a.O., 222f.).

¹⁰ Im 4. Kapitel greife ich noch einmal kurz auf die Forschungsergebnisse von Asendorpf und Banse zurück und nutze sie - ebenso wie meine Resümees aus den psychologischen Konzepten im 2. Kapitel - als Anregungen, um zu Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen zu kommen.

¹¹ Jack Mezirow, langjähriger Professor am *Teachers Training College* der *Columbia University/New York*

¹² *Wikipedia, the free encyclopedia*; <http://de.wikipedia.org>

vem Lernen an, wobei letzteres nicht nur die Gründe für ein Verhalten etc., sondern auch den Wahrheitsgehalt der Gründe reflektiert (Mezirow 1997, 53-81). Damit entspricht es also dem kritischen, dialektischen Diskurs, wobei Mezirow den Akzent auf das kritische Reflektieren setzt.

Ken Wilber wiederum, auf den ich mich im Zusammenhang mit Theorien und Modellen zur persönlichen Entwicklung bei Erwachsenen stärker beziehen werde, spricht im Rahmen seiner Entwicklungsvorstellungen von *Transformation*, wenn er Veränderungen in der vertikalen Dimension benennen will (und zwar auf allen Stufen der Entwicklung), und von *Translation*, wenn er Veränderungen auf horizontaler Ebene meint (Wilber 1996, 86ff.).

Wie ich bereits im Vorwort erwähnt habe, entwickelte ich bereits 1986 im Rahmen meiner Magister-Arbeit am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen ein Modell zur Beschreibung transformativer Lernprozesse (vgl. Fuhr & Gremmler-Fuhr 1988, I. und II. Teil). Darin verwertete ich zur Darstellung transformativer Lernprozesse Modelle der Bewusstseinsentwicklung bzw. Modelle zu Bewusstseinsprozessen aus der Gestalttherapie sowie Modelle von Paulo Freire, Erich Jantsch, Gregory Bateson und Ken Wilber. Aufbauend auf meinem Modell für transformatives Lernen und inzwischen durch eigene weitere Überlegungen und Erfahrungen angereichert, stelle ich nun mein Verständnis von transformativen Lernprozessen vor.

Grundannahmen

Mit „transformativem Lernen“ ist ganz allgemein ein Lernen gemeint, das zu grundlegenden qualitativen Veränderungen in den Selbst- und Weltbildern sowie in den Einstellungen und Handlungsweisen von Einzelnen und sozialen Einheiten führt. Transformatives Lernen wird abgegrenzt gegenüber dem Erlernen und Einüben von (erweiterten) Kompetenzen und Wissenselementen, einer Art des Lernens, das häufig als „translatives Lernen“ bezeichnet wird. Für das Verständnis von transformativem Lernen mache ich zwei meta-theoretische Grundannahmen:

1. *Transformatives Lernen ist ein Prozess, der den Prinzipien der Selbstorganisation folgt und daher nicht determinierbar und kontrollierbar ist.*

Grundsätzlich können alle Lernprozesse unter dem Prinzip der Selbstorganisation betrachtet werden (vgl. Bateson 1981, 366ff.; Maturana & Varela 1987) und sind daher kaum von außen ursächlich zu steuern und zu kontrollieren, also zu determinieren. Dies gilt für transformative Lernprozesse in ganz besonderer Weise. Ungeachtet dessen können transformative Lernprozesse in professionellen Kontexten angeregt, begleitet und unterstützt werden.

2. *Entwicklung in einem qualitativen Sinn im Erwachsenenalter ist nur möglich, wenn neben translativen Lernprozessen auch transformative Lernprozesse vorkommen.*

Bis zum Erreichen des Erwachsenenalters wird Entwicklung generell als eine Sequenz von transformativen Lernprozessen dargestellt. Dies gilt für alle anerkannten Entwicklungstheorien wie beispielsweise die von Piaget, Kohlberg oder Erik-

son. Für das Erwachsenenalter werden theoretische Aussagen über transformative Lernprozesse jedoch sehr rar, und auch in der Literatur zur Psychotherapie und Beratung werden Lernprozesse in erster Linie in der Weise dargestellt, dass die Lernenden defizitäre Entwicklungsprozesse aus früheren Lebensphasen nachholen, gravierendere Veränderungen im Leben verarbeiten und bewältigen oder dass sie neue Verhaltensweisen erwerben. Lediglich in der spirituellen Literatur finden sich Aussagen über transformative Prozesse. Ich möchte in dieser Arbeit jedoch generell von der Möglichkeit und Notwendigkeit transformativer Lernprozesse in der gesamten Lebensspanne, also auch im Erwachsenenalter ausgehen, insbesondere hier im Kontext von Beziehungsentwicklung. Was sind aber die wichtigsten Kennzeichen transformativer Lernprozesse?

Merkmale transformativen Lernens

Im Erwachsenenalter zeichnen sich - in zusammenfassender Form - transformative Lernprozesse u.a. durch folgende Merkmale aus:¹³

- Transformative Lernprozesse sind sowohl durch bewusstes Erleben, als auch durch Reflexion und Selbst-Reflexion dieses Erlebens gekennzeichnet. Die Lernenden lassen sich auf das Erleben in einem Prozess der Identifikation ein, und sie müssen dann auch wieder von dem Erleben loslassen, sich also disidentifizieren. Zwischen diesen Polen des Erlebens und der (Selbst-)Reflexion bzw. der Identifikation und Disidentifikation gibt es immer wieder Pendelbewegungen.
- Da transformative Lernprozesse nicht determinierbar sind, bewegen sie sich häufig zwischen Phasen (scheinbarer) Stagnation oder Sackgassen auf der einen Seite¹⁴ und plötzlichen Sprüngen und Einsichten auf der anderen Seite.
- Transformatives Lernen ist nicht auf einzelne Dimensionen der Entwicklung beschränkt, sondern kann in allen Dimensionen der Entwicklung stattfinden und berührt letztlich alle Dimensionen der Entwicklung.
- Einzelne Dimensionen der Entwicklung wie Kognition, Moral, Emotion etc. können sich in mehr oder weniger abgespaltenen oder integrierter Weise entwickeln; dadurch können auch erhebliche Spannungen in Einzelnen und in Beziehungen auftreten.
- Darüber hinaus können Transformationen in einzelnen Dimensionen auch wieder „zurückgenommen“ werden. Dies geschieht vor allem in starken Belastungssituationen und wir sprechen dann von Regressionen.

¹³ Siehe: Fuhr & Gremmler-Fuhr 1988, *Faszination Lernen*; 1995, *Gestalt-Ansatz*; 2001, *Wachstum - vom Beschwören eines Mythos zur Unterstützung von Qualität in der Gestalttherapie*; 2004, *Kommunikationsentwicklung und Konfliktklärung*; Fuhr, Sreckovic & Gremmler-Fuhr 2001, *Handbuch der Gestalttherapie*

¹⁴ Siehe hierzu auch ein zentrales Konzept der Gestalttherapie-Theorie des *Impasse* und der Arbeit damit im „Fünf-Schichten-Modell der Neurose“, z.B. Clarkson & Mackewn 1995, *Frederick S. Perls und die Gestalttherapie*

- Der Prozess der Transformation entspricht im groben Verlauf einem mehrphasigen Prozess. Ken Wilber nennt die drei Phasen Identifizierung (bzw. Verschmelzung oder Einbettung), Ent-Identifizierung (bzw. Differenzierung oder Transzendierung) und Integration (oder Einschließung; vgl. Wilber 1997a, 191ff., 211). Es werden aber auch differenziertere Phasenmodelle diskutiert.¹⁵
- Die Differenzierungs- oder Ablösungsphase eines transformativen Prozesses wird oft krisenhaft erlebt, da alte Gewohnheiten, Überzeugungen oder Schemata aufgegeben werden müssen, ohne dass bereits neue entstanden sind und die Loslösung von alten Orientierungen Ängste und Verwirrung auslösen können.
- Der transformative Lernprozess vollzieht sich nicht immer vollständig, sondern kann an jeder beliebigen Stelle stecken bleiben: so kann man in der Verschmelzungsphase stecken bleiben, obwohl man sich lösen möchte, man kann aber auch beispielsweise in der Differenzierungsphase verharren, was zu Abspaltungen und Extremen, also Pathologien führen kann (vgl. Wilber, a.a.O.).

Transformatives Lernen und relationale Entwicklung

Meine Aufgaben- bzw. Fragestellung in dieser Arbeit ist, dass ich herausfinden möchte, wie transformative Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen beschrieben und untersucht werden und wie sie professionell angeregt, begleitet und unterstützt werden kann. Es geht also um eine *vertikale Entwicklung* im Sinne eines Entwicklungsspektrums von Beziehung bzw. komplexeren Beziehungssystemen. Dabei geht es auch darum, welche Rolle die individuelle Seite transformativer Lernprozesse dabei spielt.

Um die vertikale Entwicklung angemessen beschreiben zu können, darf jedoch auch die translativ Seite nicht vernachlässigt werden, da sie stets die Grundlage und den Ausgangsbereich der nächsten Transformation darstellt. Zusammengefasst werde ich also ein Orientierungsmodell zur Beschreibung relationaler Entwicklung zu erarbeiten haben, dass

- vertikale Stufen der Entwicklung,
- Kategorien oder Dimensionen für die Beschreibung von Beziehungen sowie
- stufenspezifische Beziehungen enthält.

Darüber hinaus sollte das Modell auch eine Orientierung hinsichtlich der individuellen Voraussetzungen zu einer relationalen Entwicklung geben, so dass die Rolle der individuellen Entwicklung für transformative relationale Entwicklung bei Erwachsenen beschrieben werden kann.

¹⁵ Siehe Hoppe (2005).

1.2. Forschungsmethodische Vorgehensweise

Beginnen werde ich mit einer umfangreichen Recherche in einschlägigen Theorien, die sich mit Beziehungen beschäftigen und auf meinen Aufgabenbereich Beratung, Therapie, Pädagogik beziehen lassen.

Der Blickwinkel oder die Konzentrationsrichtung, die ich bei dieser Recherche verfolge, spiegelt sich in folgenden Fragen:

- *Welches Beziehungsverständnis für Erwachsene herrscht in den Theorien vor (vor allem auch, ob es über eine individuelle Perspektive hinaus geht)?*
- *Mit welchen Kategorien oder Dimensionen werden Beziehungen von Erwachsenen beschrieben?*
- *Gibt es eine Vorstellung von Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen, und wird dabei dem Sinne nach zwischen translativen und transformativen Prozessen unterschieden?*
- *Gibt es eine Vorstellung davon, wie eine Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen professionell angeregt und unterstützt werden kann?*

Mit Hilfe dieser Fragen werde ich im 2. Kapitel die folgenden Ansätze - und innerhalb dieser dann solche Vertreter, die einen Bezug des Ansatzes zu Beziehungen herstellen - aus: Psychoanalytische Ansätze (Martin Bergmann; Karen Horney; Alfred Adler, Erich Fromm; Fritz Riemann); Bindungstheorie (John Bowlby); Objektbeziehungstheorie (Ruthellen Josselson); Systemische und Familientherapeutische Ansätze (Ivan Boszormenyi-Nagy & Barbara R. Krasner; Kevin Leman; Jane Nelson); dialogische und existenzielle Ansätze (Rollo May; Irvin Yalom; Carl R. Rogers; Reinhard Fuhr & Martina Gremmler-Fuhr).

Im 3. Kapitel wende ich mich dann der Sichtung von Entwicklungstheorien für Erwachsene zu, um auf diese Weise nach Möglichkeit ein zusammenfassendes Modell zu formulieren, dass ich für die Beschreibung von Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen nutzen kann.

Nachdem ich im 2. und 3. Kapitel die Voraussetzungen geschaffen habe, entwickle ich im 4. Kapitel dieser Arbeit schließlich ein Orientierungsmodell zur Beschreibung von Erwachsenen-Beziehungen und deren Entwicklungsmöglichkeiten. Dieses Orientierungsmodell gewinne ich zum einen also aus den zuvor untersuchten Theorien und Ansätzen, zum andern aber auch auf der Grundlage von Praxisauswertungen (in Ausbildungsgruppen im Integralen Gestalt-Ansatz, aus Supervisions-, Beratungs- und Psychotherapiekontexten sowie Anwendungen in Universitäts-Seminaren). In diesen Zusammenhängen wird das Orientierungsmodell in einem hermeneutischen Praxisverfahren angewendet und überprüft. Dabei wird vor allem überprüft, ob die Kategorien verständlich sind und passen. Dies geschieht in mehreren Zyklen, wobei die Kategorien gegebenenfalls immer weiter modifiziert werden.

Im 5. Kapitel folgen Fallstudien zur Veranschaulichung, Handhabung und Nutzung dieses Orientierungsmodells im Zusammenhang mit der Beschreibung und der professionellen Unterstützung von Erwachsenen-Beziehungen und ihrer Entwick-

lung. Dies geschieht im Hinblick auf verschiedene Beziehungstypen (wie Freundschafts-, Partner- und Arbeitsbeziehungen), im Hinblick auf verschiedene Entwicklungsherausforderungen, im Hinblick auf kürzer- oder längerfristige Beratungsprozesse zu Beziehungsentwicklungen von Erwachsenen sowie im Hinblick auf die professionelle Berater-Klient-Beziehung selbst. Unter all diesen Aspekten wird das Orientierungsmodell angewendet und es wird veranschaulicht, wie es zur Orientierung, Anregung und Unterstützung im Prozess von Beziehungsentwicklung in professionellen Settings genutzt werden kann.

Bei dieser Vorgehensweise habe ich mich teilweise an der Konzeption der Praxisentwicklungsforschung von Fuhr und Dauber (2002) orientiert. Dieses Forschungsverfahren sieht eine enge Verknüpfung von Theorie und Praxis vor, sowie eine transparente Gestaltung und wiederholte Evaluation einzelner Entwicklungsschritte, die die philosophische und meta-theoretische ebenso mit einbezieht wie die praxistheoretische Ebene.¹⁶ Außerdem legt dieses Forschungskonzept großen Wert auf Vielperspektivität im Sinne der vier Perspektiven der Wirklichkeit (in Anlehnung an Ken Wilbers Quadrantenmodell).

Da ich hier jedoch keine einzelne (modellhafte) pädagogische Praxis entwickle, sondern ein grundlegendes theoretisch begründetes Instrumentarium für die Praxis erarbeiten will, wird die Auswertung der einschlägigen theoretischen Literatur und die Entwicklung des Praxiskonzepts in Gestalt eines allgemeinen Orientierungsmodells für Beziehungsentwicklung im Erwachsenenalter den weitaus größten Raum einnehmen. Es erfolgt zwar eine wiederholte Überprüfung der Kategorien und Dimensionen des Modells in der Praxis. Diese dient jedoch in erster Linie der Überprüfung und Modifizierung des Modells selbst und nicht der Evaluation einer speziellen Praxis. Außerdem werde ich Fallstudien zur Anwendung des Orientierungsmodells in der Praxis von Therapie, Beratung und Supervision präsentieren, um die Arbeit mit dem Modell an verschiedenartigen Beziehungsbeispielen zu veranschaulichen und um eine erste Evaluation der Brauchbarkeit des Modells vornehmen zu können. Eine systematische Hypothesenentwicklung und empirische Evaluation einzelner Praxen, die mit dem Orientierungsmodell arbeiten, bleibt jedoch nachfolgenden Forschungsvorhaben vorbehalten.

¹⁶ Diesem Spektrum der theoretischen Ebenen liegt die „Struktur der pädagogischen Theoriebildung“ zugrunde (nach Petzold in Fuhr 2002, 91).

2. Kapitel: Beziehungstheoretische Grundlagen

Einführung

In diesem Kapitel möchte ich einen Überblick darüber geben, welche historischen Wurzeln es für ein Beziehungsverständnis und deren möglicher Entwicklung in psychologischen Konzepten gibt. Eine solche Darstellung muss natürlich mit der Psychoanalyse beginnen. Ich habe dazu zwei getrennte Vorgehensweisen gewählt:

Zuerst stelle ich die Arbeit von Martin S. Bergmann, einem amerikanischen Professor für Klinische Psychologie, dar. Bergmann hat sich ausführlich damit beschäftigt, wie in der Psychoanalyse (und ihren philosophischen Wurzeln) das Phänomen der Liebe verstanden wurde. Auch wenn es mir in dieser Arbeit nicht um die Liebe an sich gehen soll, habe ich mich dennoch entschieden, Bergmanns Argumentation zu folgen. Denn zum einen ist die Liebe ein Teilaspekt von Beziehungen, und zum anderen liegt die Vermutung nahe, in einer psychoanalytischen Arbeit über die Liebe auch Aussagen über Erwachsenen-Beziehungen zu finden, während sonst die psychoanalytische Literatur stark auf die Beziehung zwischen Eltern und Kindern (und deren Auswirkung auf alle möglichen anderen Beziehungen) beschränkt bleibt.

Danach folgen andere Vertreter der Psychoanalyse und ihren Weiterentwicklungen, soweit sie Aussagen über Beziehungen von Erwachsenen und/oder Entwicklungsmöglichkeiten bei Erwachsenen liefern. Ich beginne mit einer Vertreterin der Neo-Psychoanalyse, Karen Horney (mit ihrem Verständnis von „Neurose und menschliches Wachstum“), es folgen der Individualpsychologe Alfred Adler (mit seinem Entwicklungsverständnis und der Bedeutung der Geschwisterreihe), Erich Fromm, (der Beziehung als „grundlegende Bedingung der menschlichen Existenz“ ansieht) und schließlich Fritz Riemann mit seinem Klassiker, den *Grundformen der Angst*, in dem auch ein Entwicklungsverständnis dargestellt wird.

Einen Übergang von der Psychoanalyse zu Vertretern der Objektbeziehungstheorie stellt der Vater der Bindungstheorie, John Bowlby, dar, den ich ebenfalls auf Aussagen zu Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen untersuche. Eine eindeutiger Vertreterin der Objektbeziehungstheorie ist Ruthellen Josselson, die Professorin für Psychologie und praktizierende Psychotherapeutin in den USA ist. Was sie für meine Fragestellung besonders interessant macht, ist, dass sie ankündigt, sich in ihren Arbeiten explizit mit dem Phänomen der Beziehung von Erwachsenen auseinander zu setzen, und dies außerdem auf der Grundlage entwicklungspsychologischer Erkenntnisse.

Vertreter der systemischen Therapie-Ansätze schließen sich an, wobei ich in diesem Zusammenhang auch noch einmal die ursprünglich von Adler stammende Idee

der Bedeutung der Geschwisterreihe für Beziehungen von Erwachsenen aufgreife und aktuelle Konzepte dazu untersuche.

Den Abschluss bilden Darstellungen von existenzialistischen und dialogischen Ansätzen (Rollo May: Existenzielle Psychotherapie, Irvin Yalom: existenzielle Psychotherapie, Carl R. Rogers: Personzentrierte Therapie sowie R. Fuhr & M. Gremmler-Fuhr: Dialogischer Gestalt-Ansatz), die wiederum auf ihr Verständnis von Beziehungen von Erwachsenen und deren Entwicklungsmöglichkeiten hin geprüft werden.

Aus dem Studium all dieser Ansätze hoffe ich, erste Hinweise für Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen von Erwachsenen gewinnen zu können, um diese als Grundlage für mein Orientierungsmodell zur Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen nutzen zu können.

2.1. Psychoanalytische Beiträge

2.1.1. Psychoanalyse und Liebe

In seinem Buch *Eine Geschichte der Liebe* unternimmt Martin S. Bergmann (1994) den Versuch, eine Bestandsaufnahme der Hypothesen und Theorien zu der Frage zusammenzustellen, wie Liebe beschrieben und definiert werden kann. Dabei sucht er zunächst nach alten Spuren von Antwortversuchen in der humanistischen Vergangenheit der Menschheit und wird u.a. bei Platons *Symposion* fündig. Im zweiten Teil untersucht Bergmann dann die Beiträge der Psychoanalyse zur Geschichte der Liebe, beginnend bei Freud über die verschiedenen Nachfolger bis hin zu seinem eigenen Entwurf eines Ansatzes zu einer psychoanalytischen Liebestheorie.

Platons Idee einer Stufenleiter der Entwicklung der Liebe

Bergmann stellt am Beispiel von Platons *Symposion* dar, wie dort der Leser mit dem bedeutsamen *Übergang vom Mythos zur Philosophie* konfrontiert wird: Wie die vornehme Gesellschaft des „Gastmahls“ (die sich versammelt hat, um Eros zu ehren und zu preisen), sind auch Platons Leser zunächst nicht bereit, den Gott der Liebe zu analysieren, sondern geben sich damit zufrieden, ihm ihre Achtung zu erweisen (Bergmann 1994, 63,65). Die Einführung der philosophischen Perspektive überlässt Platon Sokrates, der als letzter Redner von insgesamt sechs Protagonisten im *Symposion* auftritt. Nachdem also Phaidros, Pausanias, Eryximachos, Aristophanes und

Agathon ein Loblied auf die Liebe angestimmt haben, lässt Platon Sokrates zusammen mit Diotima auftreten und widerlegt alles bisher Gesagte.

Ich möchte mich in der weiteren Wiedergabe von Platons Symposion auf einen Ausschnitt aus dieser Passage beschränken. Durch Sokrates, der seine Ansichten nicht als seine eigenen darstellt, sondern ihnen die Form von Lektionen verleiht, die die Sophistin Diotima ihm erteilt, wird die Liebe „... in eine abstrakte, nichtmythologische Macht [verwandelt], die gleichgesetzt wird mit dem schöpferischen, die ganze Natur beherrschenden Drang nach Fortpflanzung.“ (a.a.O. 65f.)

Im weiteren Verlauf erreicht Sokrates' Unterweisung durch Diotima einen Höhepunkt, der in Platons Vorstellung von einer *Stufenleiter der Liebe* besteht. Ich gebe diese Textstelle hier wörtlich wieder, da sie mit ihrer Stufenleiter eine erste Idee von Entwicklung im Zusammenhang mit Liebe darstellt:

„Der junge Mensch wird von *körperlicher Schönheit* angezogen. Unter geeigneter Führung kann er zu der Erkenntnis gelangen, daß die besondere Schönheit des einzelnen Körpers nur ein *Beispiel des körperlich Schönen überhaupt* ist. Sobald ihm dies klar ist, wird seine Neigung zum einzelnen, besonderen Körper nachlassen. Auf der nächsten Stufe wird dann der Zögling erkennen, daß die *Schönheit der Seele* wertvoller ist als die Schönheit des Körpers. Und von hier aus wird er die *Schönheit von Naturwissenschaft und Philosophie* entdecken. Stufe für Stufe wird er schließlich dahin gelangen, über das *absolut Schöne* nachzusinnen, das frei ist von allem Häßlichen. Die Liebe beginnt mit der Liebe zu schönen Knaben, und sie endet mit der Versenkung in das absolut Schöne. Was Platon hier entwickelt, ist nichts anderes als eine Theorie der Sublimierung homosexueller Liebe.“ (68; Platon 1958, 86f.) [Kursiv d.A.]¹⁷

Bergmanns Einschätzung dieser Stufenleiter der Liebe als „nichts anderes als eine Theorie der Sublimierung homosexueller Liebe“ (s.o.) ist plausibel, aber deutlich psychoanalytisch gefärbt.¹⁸ Könnte eine solche oder ähnliche Stufenleiter der Liebe nicht auch eine mögliche theoretische Orientierung sein, also verallgemeinert werden für Liebe überhaupt? Oder noch allgemeiner gefragt, könnte es hier schon Ansätze für eine vertikale Entwicklung von Liebe bzw. von Beziehung geben?

Bergmann geht darüber hinaus auch von einer Abhängigkeit der verschiedenen Arten von Liebe vom Grad der inneren Entwicklung eines Menschen aus:

„Untersucht man die Liebe jedoch eingehender, so entdeckt man verschiedene Arten von Liebe [...] Die innere Entwicklung eines Menschen bis zu dem Zeitpunkt, da er

¹⁷ Bergmann weist in diesem Zusammenhang vor allem darauf hin, dass Platon hier der homosexuellen Liebe einen höheren Stellenwert beimesse als der heterosexuellen Liebe - wenngleich er sie nicht ausdrücklich empfehle und in seinem letzten Werk, *Gesetze*, diese sogar als unnatürlich und als ein Verbrechen gegen den Staat bezeichnet (vgl. 62f.).

¹⁸ Bergmann definiert: „'Sublimierung' meint einen Prozeß, bei dem etwas sublim wird. Wie wir bereits gesehen haben, befürwortet Platon die Ablenkung sexueller Liebe auf 'höhere' das heißt sublimale Dinge. [...] als erster wies dann Nietzsche der Sublimierung eine zentrale psychische Funktion zu. Er spricht von guten Taten, die sublimierte schlechte Taten seien, und vom Künstler, der sexuelle Wünsche sublimiert.“ (1994, 206)

sich verliebt, bestimmt die Art und Weise, in der er lieben wird, und den Verlauf, den seine Liebe nehmen wird.“ (a.a.o., 10)

Wie wird diese Entwicklungstheorie der Liebe nun bei Freud selbst aufgegriffen?

Sigmund Freuds Theorien der Liebe

Sigmund Freud entwickelte insgesamt drei Theorien der Liebe (vgl. Bergmann 1994, 225-249).

In der ersten Theorie stellt Freud die Hypothese auf, dass sich in der Latenzperiode der Strom zärtlicher und unmittelbarer sexueller Regungen teilt, und unter günstigen Bedingungen in der Adoleszenz wieder zusammengeführt wird. Glückt diese Zusammenführung nicht, so wird darin die Ursache gesehen, weshalb es manchen Menschen nicht gelingt, Liebe und sexuelles Begehren miteinander zu vereinen. Daneben begründet diese erste Theorie der Liebe die Idee, dass die Wahl eines Liebespartners im Erwachsenenalter unbewusst von infantilen Urbildern abhängt. Diese Theorie ist eher genetisch ausgerichtet und betont das Vergangene.

Im Gegensatz dazu beschreibt die spätere zweite Theorie der Liebe die innerpsychischen Abläufe beim Verlieben. Die zentrale Behauptung Freuds in diesem Zusammenhang ist, dass sich beim Verliebtheits-Gefühl sozusagen die Selbstliebe auf eine andere Person verschiebt, oder psychoanalytisch ausgedrückt: „Man verliebt sich in dem Augenblick, da narzißtische Libido in Objektlibido verwandelt wird.“ (a.a.O.) Hier kommt also dem Narzissmus eine entscheidende Rolle zu, indem die Liebe zu einem anderen Menschen gewissermaßen nach dem Vorbild der Selbstliebe entsteht (a.a.O.).

Neben der Liebe nach dem narzisstischen Typus hat Freud in seiner Übersicht der Wege zur Objektwahl noch eine zweite Variante beschrieben: die Liebe nach dem Anlehnungstypus.¹⁹ Im einzelnen sehen die beiden Typen folgendermaßen aus:

„ 1) Nach dem narzißtischen Typus:

- a) was man selbst ist (sich selbst)
- b) was man selbst war,
- c) was man selbst sein möchte,
- d) die Person, die ein Teil des eigenen Selbst war.

2) Nach dem Anlehnungstypus:

- a) die nährenden Frauen
- b) den schützenden Mann und die in Reihen von ihnen ausgehenden Ersatzpersonen.“ (Freud 1914, 56f.)

In seiner dritten Theorie der Liebe verlagerte Freud seine Perspektive von der Liebe als Trieb auf die Perspektive, dass es das „Gesamt-Ich“ ist, das seine Objekte liebt (Bergmann 1994, 246). Diese um 1913 entstandene Auffassung wird jedoch in seiner

¹⁹ Vgl. Freud 1914, 3, 37-68.

Arbeit *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (Freud 1921) wieder zurückgenommen, wo Liebe erneut zu einem Trieb wird, der Libido (vgl. Bergmann 1994, 248f.). Freud geht jetzt davon aus, dass es bei den schon in seiner ersten Theorie erwähnten zwei Strömungen, der sinnlichen und der zärtlichen, nicht mehr zu einer Vereinigung kommen muss, um von Liebe zu sprechen. Vielmehr nimmt er nun an, dass die von der sinnlichen abgetrennte zärtliche Strömung keine Erscheinung der Latenzzeit mehr sei, sondern das ganze Leben hindurch einer unabhängigen Entwicklung folge. Bergmann folgt Freud in diesem Gedankengang nicht, vielmehr hängt er weiterhin der Auffassung an, Liebe entstehe dort, wo beide Strömungen zusammentreffen (a.a.O.).

Ein erstes Fazit dieser Theorie der Liebe seit Plato und bei Freud könnte sein: Liebe - und so können wir vermuten - zwischenmenschliche Beziehungen überhaupt entwickeln sich mit der Reifung des Individuums und damit, wie dieses mit seiner Triebhaftigkeit und seinen Bedürfnissen umgeht. Der Beziehungspartner ist das Objekt dieser Triebe und Bedürfnisse als mehr oder weniger eine Verlängerung des eigenen Selbst.

Übertragung und Gegenübertragung

Sigmund Freud hat nicht nur Theorien der Liebe aufgestellt, sondern auf ihn geht auch ein klassisches Modell von Beziehung zurück, die Übertragung. Ursprünglich wird unter Übertragung eine Beziehungsgestaltung verstanden, bei der man Gefühle, Eigenschaften und/oder Fantasien, die man wichtigen Personen aus der Kindheit entgegen gebracht hat, nun auf den Analytiker verschiebt (vgl. Fosshage 2000, 735f.). Es gibt jedoch inzwischen auch Vertreter innerhalb der Psychoanalyse wie C. Brenner, die in der Übertragungsbeziehung keine Besonderheit der psychoanalytischen Beziehung zwischen Analytiker und Patient sehen, sondern sie für alltäglich in jeder Objektbeziehung halten. Während Freud die Übertragungsbeziehung also für ein pathologisches Phänomen hält, da in ihr Verdrängtes zurückkehrt, halten andere sie für eine normale Erscheinung, die jedoch vom Analytiker anders beantwortet wird als in den alltäglichen Objektbeziehungen (vgl. Bergmann 1994, 297f.). Was nun die Umgangsweisen mit Übertragungsphänomenen betrifft, kommt das Konzept der Gegenübertragung ins Spiel. Die Gegenübertragung ist eine Antwort des Analytikers auf die Übertragung des Patienten, durch die dieser Einfluss auf das unbewusste Fühlen seines Analytikers gewonnen hat.

Was die beiden dargestellten Auffassungen von Übertragungen betrifft, findet Bergmann jedoch noch eine versöhnliche Perspektive zu beiden: ebenso, wie es sicher zutreffe, dass Übertragungen ein Moment der Allgegenwärtigkeit haben, sei es jedoch ebenso zutreffend, dass in der psychoanalytischen Situation besonders günstige Bedingungen dafür herrschten, „... jegliche potentielle Übertragung, die der Analysand mitbringt, zu bündeln, zu konzentrieren, zu vertiefen und nutzbar zu machen.“ (a.a.O., 299)

Ich möchte diesen Gedanken insofern unterstützen und auch erweitern, indem ich sowohl aus meiner Praxis als Gestalt-Psychotherapeutin als auch aus deren Theorie bestätigen kann, dass die Beziehung zwischen Therapeut und Klient sicher immer auch charakteristische Elemente der Beziehungsgestaltung beider Übertragungsverständnisse enthält. Dabei sollten allerdings die Elemente, die der Therapeut einbringt, bewusster sein bzw. werden können, was sowohl durch dessen Lehrtherapie und Supervision, als auch durch ein klares Konzept zur therapeutischen Beziehung unterstützt wird. Für mein Interesse in dieser Arbeit reduziert sich dadurch die Verwertbarkeit des Übertragungs-/Gegenübertragungskonzeptes allerdings auf eine recht schlichte Aussage: Ich gehe davon aus, dass es wichtig ist, die Beziehung des Therapeuten, Beraters, Supervisors oder auch Mentors zu seinem Klienten immer wieder zu reflektieren, um sich der möglichen Übertragungen bewusst zu werden und diese zu nutzen.

Abgesehen davon scheint mir das Übertragungskonzept weniger für eine phänomenologische Herangehensweise geeignet zu sein, sondern eher ein Instrument für Interpretationen bzw. (Be-)Deutungen zu bieten. Da ich jedoch für die Entwicklung meines Orientierungsmodells phänomenologische, also konkrete Phänomene beschreibende Kategorien benötige, kann mir auch aus diesem Grund das Übertragungskonzept wenig Anhaltspunkte liefern.

Neo-Freudianische Modelle zu Entwicklung und Liebe

Die für die Kindheit von Freud aufgestellten Stufen der psychosexuellen Entwicklung, also die orale, anale, phallische und genitale Phase, integrierte Karl Abraham, einer der frühesten Schüler Freuds,²⁰ in einem diagnostischen Verfahren und in einer Entwicklungstheorie. Diese Theorie hatte bis nach dem II. Weltkrieg einen großen Einfluss auf das psychoanalytische Denken.

Abraham differenzierte folgende Entwicklungsstufen: die Saug-Stufe, die kannibalistische (Beiß-)Stufe, die ältere und jüngere anal-sadistische Stufe, die phallische Stufe und die genitale Stufe. Jeder dieser Stufen ordnete er eine bestimmte Form der Liebe zu: autoerotische Liebe, Narzissmus (Selbstliebe), Partialliebe (die sich eher auf bestimmte Körperteile als auf die Person als ganze richtet) und schließlich, auf der genitalen Stufe, die nachambivalente Liebe (vgl. Bergmann 1994, 275-286).

Beim Nachvollziehen dieser Zuordnung ergibt sich allerdings das Problem, dass für fünf Entwicklungsstufen nur vier Formen der Liebe zur Verfügung stehen, so dass die folgende Zuordnung nur den Versuch einer sinnvollen Umsetzung darstellen kann:

²⁰ Abraham beschrieb beispielsweise 1916 den oralen Charakter in Anlehnung an Freuds Darstellung des analen Charakters (vgl. Bergmann 1994, 275).

Entwicklungsstufen	Formen der Liebe
Saugstufe	autoerotische Liebe
kannibalistische (Beiß)-Stufe	
ältere und jüngere anal-sadistische Stufe	Narzissmus (Selbstliebe)
phallische Stufe	Partialliebe
genitale Stufe	nachambivalente Liebe

Noch in Otto Fenichels psychoanalytischem Standardwerk von 1945, *Psychoanalytische Neurosenlehre*, ist diese Klassifikation eine Grundlage, und vor allem Anhänger Melanie Kleins bzw. Analytiker in Europa benutzen dieses System als diagnostische Grundlage. In Amerika dagegen haben die „Entwicklungslinien“ aus Anna Freuds Modell die Abrahamsche Klassifikation verdrängt.

Das Besondere an der Idee von Anna Freuds *Entwicklungslinien* ist die Auffassung, dass ein Mensch unterschiedlich weit in verschiedenen Anteilen seiner Persönlichkeit entwickelt sein kann. Damit ist dieses Modell durchaus subtiler als Abrahams libidinöse Stufen.

Objektbeziehungstheorie und ihre Vertreter

Mit dem Begriff Objektbeziehungstheorie wird ein Kanon von Theorien zusammengefasst, die sich mit der Bedeutung von Beziehungen zu so genannten externen Objekten (damit sind in erster Linie andere Menschen gemeint) befassen. Wenn gleich all diese Theorien durchaus widersprüchliche Aussagen enthalten, so ist ihnen allen jedoch gemeinsam, dass sie sich gegen die Triebtheorie der Psychoanalyse wenden, welche die Triebe als Grundlage für psychologische Erklärungen annimmt und den Objekten nur eine zweitrangige Bedeutung zuweist. Als eigentliche Quelle der Objektbeziehungstheorie werden im *Lexikon der Psychotherapie* die Arbeiten der „Britischen Schule“ angeführt, zu der Klein, Fairbairn, Guntrip, Winnicott und Balint zählten. Später wurden vor allem von Greenberg, Kernberg, Kohut, Loewald, Mahler, Mitchell, Sandler und Schafer wesentliche theoretische Beiträge zur Objektbeziehungstheorie geleistet. Für die zeitgenössische theoretische Psychoanalyse ist die Objektbeziehungstheorie vor allem in der so genannten Selbstpsychologie von wesentlicher Bedeutung (vgl. Skolnick 2000, 471).

Freud hatte den Zustand des Kindes nach der Geburt als „primären Narzissmus“ bezeichnet. Michael Balint, ebenfalls Psychoanalytiker, stellte diese Auffassung 1937 in Frage, und bezeichnete den Zustand, in dem sich das Kind intensiv auf die Person bezieht, die es mütterlich umsorgt, als „primäre Objektliebe“ und er definierte sie so: „Ich soll geliebt, befriedigt werden, und zwar ohne die kleinste Gegenleistung meinerseits“ (Balint 1937, 91).

Die Verdienste dieser Neuformulierung einer psychoanalytischen Theorie durch Michael Balint sind in zweierlei Hinsicht hervorzuheben. Zum einen ist mit seiner Auffassung vom Narzissmus als einem defensiven Ausweg für solche Menschen, deren Suche nach einem primären Liebesobjekt enttäuschend verlaufen ist, ein Bruch mit der bis dahin vorherrschenden westlichen Auffassung vollzogen, die Narzissmus gleichermaßen als Untugend und als Form der Liebe ansieht (Bergmann 1994, 341-346). Des weiteren ist Balint zusammen mit seinem Vorgänger Ferenczi das Verdienst zuzuschreiben, die ersten Psychoanalytiker gewesen zu sein, die die Bedeutung der Interaktion zwischen Mutter und Kind für das spätere Leben erkannt haben, und daher sind sie beide als Vorläufer der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie zu betrachten (a.a.O.).

Die Unterscheidung Balints zwischen primärer Objektliebe und genitaler Liebe stellt der Psychoanalyse eine neue Möglichkeit zur Verfügung, das Phänomen Liebe zu betrachten. Vor Balint hat niemand den eigentlich selbstverständlichen Gedanken berücksichtigt, dass Liebe von Mensch zu Mensch unterschiedlich sein könnte: „Kindliche Menschen lieben auf kindliche Weise, und erwachsene Menschen zeigen auch Reife in ihrer Art zu lieben“ (a.a.O.).

Abgesehen davon übte Balint großen Einfluss aus auf Heinz Kohut und Otto Kernberg bei deren theoretischer Neuformulierung des Narzissmus (a.a.O.).

Narzissmus ist sicher eine psychologische Kategorie, die sich in Beziehungen deutlich auswirkt und auf die im Verlauf dieser Arbeit an anderer Stelle genauer eingegangen werden muss. Was die Psychoanalyse betrifft, so hat sie sich gegenwärtig auf eine Terminologie geeinigt, die von primärem Narzissmus spricht, wenn die Trennung von Selbst und Versorger noch nicht stattgefunden hat. Beim sekundären Narzissmus ist diese Trennung zwar vollzogen, aber dennoch besteht noch immer eine starke Abhängigkeit von der Liebe und Wertschätzung der Eltern (a.a.O.).

Melanie Klein und ihre Anhänger haben eine von anderen Psychoanalytikern deutlich unterschiedene Auffassung vom Ursprung der Liebe, den sie in dem Gefühl der Dankbarkeit des Kindes gegenüber der guten Mutter bzw. insbesondere Dankbarkeit gegenüber der Brust der Mutter sehen. Dieses Gefühl bildet die Basis der Wertschätzung alles Guten, sowohl was andere angeht als auch sich selbst gegenüber (a.a.O.).

Objektbeziehungstheorie und Selbstpsychologie

Kohut hat als Weiterführung seiner Narzissmustheorie 1971 die Selbstpsychologie entwickelt, und führte den Begriff des Selbst-Objekts ein (vgl. Bartosch 2000). Darunter versteht man „eine andere Person, die unser Selbstgefühl unterstützt und daher vom Selbst nicht vollständig unterschieden ist.“ (Bergmann 1994, 346) Was hier etwas verkürzt und nicht ganz nachvollziehbar als kausaler Zusammenhang dargestellt wird, ist wohl so zu verstehen, dass das Selbst-Objekt eine gewisse Empathie anbieten muss, die dann wiederum auf eine nicht völlige Abgrenzung hindeutet. Das heißt, das „Selbst-Objekt ist also ein anderer, der psychisch als Teil des eigenen Selbst erlebt wird.“ (a.a.O.)

Die Bindung zwischen Selbst und Selbstobjekt repräsentiert nach Kohut jenen ursprünglichen Zustand der Verbundenheit, der die Mutter-Kind-Beziehung auszeichnet. Hier ist ein wesentlicher Unterschied zu der Auffassung der psychoanalytischen Ich-Psychologie versteckt. So hält Kohut die Entwicklung von der ursprünglichen Symbiose zur Autonomie für unmöglich (vgl. Kohut 1987), sieht jedoch die Möglichkeit der Fortentwicklung „archaischer Verschmelzungen“ mit „archaischen Selbstobjekten“, und es entsteht eine Verbindung „empathischer Resonanz“ zwischen Selbst und Selbstobjekt. Der Unterschied zur Ich-Psychologie wird besonders deutlich, wenn man die Positionen von Mahler und Kohut gegenüberstellt: Während Mahler der Auffassung ist, dass wir uns Zeit unseres Lebens nach der verlorenen Symbiose sehnen, ist Kohut der Überzeugung, dass wir diese Symbiose im Selbstobjekt wieder finden (a.a.O., 347).

Entsprechend seiner Definition sind für Kohut natürlich auch Liebesbeziehungen Beziehungen zwischen Selbst und Selbstobjekt. Auf einem Kongress für Selbstpsychologen stellte der Analytiker D.M. Terman (1980) folgende Verbindung zwischen Balint und Kohut fest:

Zwischen Balints primärer Objektliebe und Kohuts Beziehung zwischen Selbst und Selbstobjekt bestehen bedeutende Gemeinsamkeiten. Damit eine Liebesbeziehung produktiv werden kann, müssen beide Partner die Beziehung zwischen Selbst und Selbstobjekt wieder finden, die in ihrer Kindheit vorherrscht. Was sie jedoch während der Kindheit nur passiv durchleben, könnten sie nun als Erwachsene aktiv erfahren. Gelingt es dem Paar, zwischen ihren komplementären Bedürfnissen ein wirkliches Gleichgewicht herzustellen, so können sie ein bis dahin unbekanntes, tiefes Glücksgefühl erleben. Aus jener wiedergefundenen Beziehung zwischen Selbst und Selbstobjekt entwickelt sich ein „unabhängiges Zentrum der Aktivität“, das beiden Partnern ein neues und schöpferisches Gefühl des eigenen Selbst vermittelt. Die Chancen von Erwachsenen, sich gegenseitig das zu geben, was sie an ihren jeweiligen Selbstobjekten der Kindheit vermisst haben, schätzen Kohut wie auch Terman durchaus optimistisch ein. (a.a.O., 349)

Eine zentrale Frage für die Beziehungsentwicklung ist nach der Objektbeziehungstheorie und der Selbstpsychologie also nicht nur die nach der Gestaltung der Beziehung durch individuelle Triebe und Bedürfnisse und dem Umgang damit in der individuellen Entwicklung. Es geht auch darum, wie Beziehungspartner mit ihren kindlichen Symbioseerfahrungen und -wünschen umgehen und inwieweit Defizite aus der Kindheit in erwachsenen Beziehungen „geheilt“ werden können.

Diese Perspektive wird durch Kernbergs Modell noch weiter getrieben, das ich auf den folgenden Seiten noch kurz darstelle.

H.V. Dicks u.a.: Faktoren einer guten ehelichen Beziehung

Indem sie sich darauf konzentrierten, Spannungen innerhalb der Ehe zu untersuchen, konnten Dicks und seine Mitarbeiter das psychoanalytische Verständnis von der Liebe erweitern. Sie bedienten sich des Modells der inneren Objektbeziehung und

der Projektiven Identifizierung im Sinne von Bion und fanden verschiedene Faktoren, die eine erfolgreiche Anpassung an die moderne Ehe unterstützt (vgl. Dicks u.a. 1967). Eine erste Bedingung für ein Gelingen der Ehebeziehung ist ein Ineinandergreifen von Abhängigkeit und Autonomiefähigkeit (a.a.O., 29). Dadurch kann der Ehepartner als durchaus verschieden von dem eigenen Selbst wahrgenommen werden, ohne dass dadurch die Einheit der Beziehung gefährdet ist (a.a.O., 31). Ein weiterer wichtiger Punkt ist es, dass sich die Partner gegenseitig versichern, liebenswert zu sein. Schwierig dagegen wird es, wenn Zweifel am guten Willen des Partners aufkommen, die wiederum mit besitzergreifender Eifersucht einhergehen. Ein weiteres Bedürfnis in guten ehelichen Beziehungen ist es, Ambivalenzen und feindselige Gefühle zu verleugnen, was durch Reaktionsbildung zu dem entgegengesetzten Phänomen der Idealisierung führt, was jedoch auf die Dauer wiederum die Verleugnung aggressiver und sexueller Gefühle verlangt (vgl. Bergmann 1994, 350).

Dicks u.a. gingen in einem Punkt über alles hinaus, was bisher über das Phänomen der Liebe von Psychoanalytikern gesagt wurde: Jeder Mensch sucht unbewusst nach einem fehlenden Stück seiner selbst im Partner. Ich kann allerdings nicht nachvollziehen, was an dieser Idee so neu ist (wie es Bergmann behauptet). Denn auch schon bei Freuds narzisstischen Typ der Objektwahl aus seiner zweiten Theorie der Liebe liebte man, was man selbst gern sein möchte (und das einem das immer bewusst sein müsste, hat Freud wohl auch nicht angenommen). Aber ob nun neu oder nicht, es ist ein Faktor, den Dicks und Mitarbeiter mit aufgenommen haben in den Katalog von Bedingungen für eine geglückte eheliche Beziehung. Zusammengefasst lauten diese:

- Ineinandergreifen von Abhängigkeit und Autonomie;
- gegenseitige Bestätigung, liebenswert zu sein;
- kein Zweifel am guten Willen des Partners und keine eigene Eifersucht;
- Verleugnen von Ambivalenzen und feindseligen Gefühlen;
- unbewusste Suche nach fehlendem Stück seiner selbst (heilender Aspekt).

In dieser Theorie deutet sich erstmals in der psychoanalytischen Tradition eine echte Wechselseitigkeit in der (Liebes-) Beziehung an: Beziehung lebt von der Spannung zwischen Autonomie und Abhängigkeit, von gegenseitigem Gebraucht-Werden und von der Möglichkeit, seine Defizite aus frühen Jahren in der Beziehung durch Verzicht auf Feindseligkeit und durch gegenseitige Bestätigung zu heilen.

Otto Kernbergs Entwicklungsmodell

Mit Otto F. Kernberg wurde die systemische Perspektive nun explizit in die psychoanalytische Begrifflichkeit zur Liebe eingeführt (vgl. Bergmann 1994, 352-355). Kernberg hat mehr als andere Psychoanalytiker die Rolle der Integration hervorgehoben, denn seiner Ansicht nach gelangt man nur durch eine komplizierte Abfolge innerpsychischer Integrationsleistungen zur reifen Liebe, und das heißt zu einer umfas-

Tabelle 1: Diagnostische Hierarchie nach Kernberg

Narzisstische Persönlichkeiten	Unfähig, hetero- oder homosexuelle Beziehungen einzugehen; (früher als prägenital fixiert bezeichnet); übermächtige Neid- und Zerstörungswünsche
Gemäßigt narzisstische Persönlichkeiten	Narzissmus ist Abwehrreaktion gegen erlebte Enttäuschung auf ödipaler Stufe - Betroffene können nach abgeschlossener Analyse liebesfähig werden
Borderline Persönlichkeiten	Haben chaotische, polymorph-perverse Sexualität; sind eher in der Lage, ihre Libido in andere zu investieren, weil sie idealisieren können; aber dennoch liebesunfähig, da zu zerbrechliche innere Struktur, um nicht der regressiven Tendenz nachzugeben
Neurotiker	Kohärente Objekt-Repräsentanzen, die von den Selbst-Repräsentanzen geschieden sind; sind zwar liebesfähig, aber unfähig Liebe und Sexualität ohne Schuldgefühle miteinander zu verbinden, da auf ödipaler Stufe fixiert (zu starke unbewusste Bindung an Elternfiguren)
Zu reifer Liebe Fähige	Genitale Sexualität ist in umfassende Fähigkeit zu Objektbeziehungen vollständig integriert; aus Zärtlichkeit erwächst voller sexueller Genuss; halten Gefühl wechselseitiger Identifizierung aufrecht; können Bedürfnis der Idealisierung in eine reife Bindung überführen.

senden Wechselseitigkeit in der „reifen Liebe“. Dies wiederum hat dazu geführt, dass Kernberg eine psychoanalytisch-diagnostische Hierarchie erstellt hat (siehe Tab. 1).

Bergmanns Entwurf eines Ansatzes einer psychoanalytischen Liebestheorie

Nach Bergmann hat die Psychoanalyse bisher keine eigene Definition der Liebe geliefert, wenngleich sie einiges dazu zu sagen weiß, was sich innerpsychisch bei der Liebe abspielt (vgl. Bergmann 1994, 360):

Zunächst kommt es zur „Wiederfindung“ eines bislang verdrängten Aspekts des geliebten Elternteils. Dann tauchen - wenn auch schwache - Erinnerungen an die sehr frühe symbiotische Phase auf. Die andere Person wird in die Grenzen des sich erweiternden Selbst eingeschlossen und damit wird die Getrenntheit bis zu einem gewissen Grad aufgehoben. Die Idealisierung des Selbst oder des Elternteils wird übertragen, so dass man das Gefühl hat, diese Person ist vollkommen oder zumindest *für einen selbst* vollkommen. Und schließlich kommt die Hoffnung auf, die so erwählte Person werde alle oder doch viele Wunden heilen, die frühere Enttäuschungen einem zugefügt hätten (a.a.O.).

Liebe kann man als einen *Kampf zwischen den zwei entgegengesetzten Kräften von einerseits dem Bedürfnis nach Einheit und andererseits von der Angst vor Verschmelzung* beschreiben (a.a.O., 202, kursiv d.A.). Diese Grunddynamik greift Bergmann bei der Formulierung eines eigenen Ansatzes einer Liebestheorie wieder auf, wenn er behauptet, man könne die Dialektik der Liebe als ein Spannungsverhältnis zwischen zwei Bündeln von Bedürfnissen auffassen. Da ist zum einen das Bedürfnis, einen Partner zu finden, der dem früheren Bild der Eltern möglichst ähnlich sein soll (Bedürfnis in Richtung des Wiederfindens), zum anderen widersetzt sich das zweite Bedürfnis diesem Prozess und sucht nach einem Partner, der die Verletzungen von früheren Objektbeziehungen heilen kann. Zu glücklicher Liebe kommt es, wenn eine ausreichende Balance zwischen diesen beiden Bestrebungen hergestellt werden kann - sonst bleibt der Konflikt ungelöst und führt zu verschiedensten Kompromissbildungen (a.a.O., 365f.).

Schließlich kommt Bergmann zu folgender Aussage:

„Die Erkenntnis, daß es verschiedene Arten der Liebe gibt, will uns nicht so ohne weiteres in den Kopf. Dem eifersüchtigen Ehemann fällt es schwer zu akzeptieren, daß die Liebe seiner Frau zum neugeborenen Kind eine andere Art von Liebe ist als ihre Liebe zu ihm. Oder daß die Liebe zu einem Bruder oder einer Schwester etwas anderes ist als die Liebe zum Partner. Psychoanalytisch gesprochen: Das Es kennt nur eine Art von Liebe, und es verlangt, daß die geliebte Person alle früheren Bindungen aufgibt.“ (a.a.O., 373)

Warum die Erkenntnis, es gäbe verschiedene Arten von Liebe, einem nicht so leicht in den Kopf geht, kann ich wiederum nicht so ohne weiteres nachvollziehen. Bei Bergmann führt sie dann jedoch zu einer Aufzählung und Beschreibung verschiedenster „Spielarten der Liebe“, die ich hier der Vollständigkeit halber auflisten werde. Eine genauere Darstellung halte ich aus zwei Gründen für nicht sinnvoll: Erstens sind die Bezeichnungen, verbunden mit kurzen Charakterisierungen, meistens hinreichend klar, um eine Vorstellung zu haben, was gemeint ist. Zweitens ist es auch des-

halb nicht sinnvoll, weil diese Spielarten sehr unterschiedliche Ebenen von Liebesbeziehungen nacheinander aufreihen, ohne jedoch ein Klassifikations-System zu entwickeln und zur Verfügung zu stellen. So bleibt es bei einer Ansammlung von verschiedensten Formen der Liebe, was als Teil eines Ansatzes einer Liebestheorie nur mäßige Aussagekraft besitzt.

Diese unsystematische Ansammlung verschiedenster Formen der Liebe ist umso erstaunlicher, als Bergmann an genau dieser Stelle durchaus einen Zusammenhang zwischen persönlicher Entwicklung und dem, was man in der Liebe erfährt oder auch nicht, formuliert, wenn er sagt:

„Der Entwicklungsstand, den man erreicht hat, bestimmt im wesentlichen das Schicksal der erwachsenen Liebe: das, was einem widerfährt, ebenso wie das, was man sich ersparen kann.“ (a.a.O. 373, vgl. auch a.a.O., 10)

Hier ist Bergmanns Auflistung (vgl. a.a.O., 374-386):

- Vernarrtheit (maßlos törichte, unvernünftige Leidenschaft; heftiger Beginn, plötzliches Ende;)
- Liebe und Todesnähe (Liebe kann sich durch Todesnähe steigern;)
- Liebe im Dreieck (nur in Dreiecksbeziehung zur Liebe fähig; manche erkennen Liebe nur am Gefühl der Eifersucht;)
- Konfliktvolle Liebe (sehr individuelle, aber nicht ausschließliche Liebe zu einer Person; können nur lieben, wenn sie gleichzeitig mehr als eine Person lieben;)
- Sexualität ohne Liebe (Differenzierung der körperlichen Leidenschaft und Passung vom Gefühl der Liebe;)
- Masochistische und sadistische Liebe (masochistisch: völlige Selbstaufgabe, Liebe steht im Dienst des Leidens - liebt, damit er leidet: Sadistisch: „töten, was man liebt“, ihm Schmerzen zufügen;)
- Hermaphroditische Liebe (das andere Geschlecht in sich vereinigen - mehr oder weniger in jedem vorhanden; problematisch, wenn der Partner zu viel Unabhängigkeit zeigt - dann muss seine Eigenständigkeit anerkannt werden;)
- die Liebe des Pygmalion (muss erziehen und formen; Psychoanalyse bzw. jede therapeutische Beziehung ist eine besondere Spielart davon;)
- Narzisstische Liebe („Ich liebe dich, weil du bist, was ich niemals sein könnte“;)
- Primäre Liebe und Liebe nach dem Anlehnungstypus (sucht einen Partner, der alle sexuellen und zärtlichen Wünsche befriedigen soll, ohne auf Gegenseitigkeit zu bestehen;)
- die Liebessüchtigen (brauchen Liebe als Art Grundnahrungsmittel oder wie ein Süchtiger seine Droge: wollen geliebt werden, eigene Liebesfähigkeit ist begrenzt;)
- Übertragungsliebe (man verschiebt Gefühle von einem Elternteil auf den Liebespartner, oder man sucht einen Liebespartner, der stark einem Elternteil ähnelt;)

- zielgehemmte Liebe (sexuelle Komponente ist nicht vorhanden, verdrängt oder zumindest zensiert;)
- Sublimierte Liebe (Leidenschaft bleibt im Gegensatz zur zielgehemmten Liebe voll erhalten, wird aber umgelenkt auf ein abstrakteres Ziel;)
- Ideale Liebe (leidenschaftliche und befriedigende Sexualität, Partner wird als einzigartig aber nicht idealistisch überhöht gesehen, Ichgrenzen bleiben aufrecht erhalten;)

Es wäre ja durchaus denkbar, die Spielarten zu kategorisieren, indem beispielsweise entwicklungsspezifische Formen, Pathologien oder tatsächlich „Spielarten“, also Varianten auf gleicher Ebene zusammengefasst werden.

Zusammenfassung

Diese Zusammenstellung der Überlegungen und Erklärungsmodelle der Psychoanalyse zeigt verschiedene Versuche, dem Phänomen der Liebe auf die Spur zu kommen. Allerdings sind sie als eigenständige Theorien bisher wenig überzeugend. Bergmanns eigener Ansatz ist insofern interessant, als er sich der Vielfältigkeit der menschlichen Ausdrucksformen von Liebe über die „Spielarten der Liebe“ nähert. Die persönliche Reife eines Menschen wird durch die „Spielart“ seiner Liebe wesentlich mitbestimmt. Ob für ihn als Psychoanalytiker dahinter eher der Gedanke verborgen ist, dass sich persönliche Reife automatisch einstellt, wenn keine Störungen auftreten, oder ob er einen Entwicklungsimpuls unterstellt, darüber kann ich nur spekulieren. Meine Vermutung ist, dass die Psychoanalyse nur insofern einen Entwicklungsgedanken beinhaltet, als sie damit die alters- und situationsgemäße Bewältigung der Spannungen zwischen den inneren Antrieben und den Anforderungen der Zivilisation meint. Da, wo dies nicht in angemessener oder ausreichender Form gelingt, kommt es zu Neurosen, in deren Beschreibung und Behandlung die Psychoanalyse eine wesentliche Aufgabe sieht. Damit nimmt die Psychoanalyse jedoch in jedem Fall eine defizit-orientierte Perspektive ein.

Welche Auffassung von Entwicklung auch immer vorherrscht, in jedem Fall müsste man aber einen idealen Verlauf zur persönlichen Reife beschreiben können - sei es durch Aufzählen der Gefahren, die ihr entgegenstehen oder durch Beschreiben einer Art „natürlicher“ Entwicklungsabfolge.

Möglicherweise könnte auch die Auffassung von Anna Freud über Entwicklungslinien hier weiter helfen. Es wäre denkbar, dass man für die Liebe (und auch für Beziehungen allgemein) spezifische Dimensionen und Qualitäten differenzieren kann, die sich durch verschiedene Entwicklungsstufen hindurchziehen und möglicherweise weiter entwickeln. Solche Dimensionen könnten dann entsprechend Anna Freuds Entwicklungslinien (a.a.O., 276) unterschiedlich entwickelt sein.

Schließlich werden in einigen der zuvor wiedergegebenen Ansätze grundlegende Polaritäten sowie widerstreitende Dynamiken erwähnt, die auch für Beziehungen allgemein eine Rolle spielen könnten. Da ist zunächst die bei den Bedingungen für eine

geglückte eheliche Beziehung erwähnte Polarität von *Abhängigkeit und Autonomie*. Außerdem haben die Nachfolger Freuds in der Psychoanalyse eine Dynamik entdeckt, die von dem Bedürfnis nach Einheit einerseits und andererseits von der Angst vor Verschmelzung ausgehen.

Mit den im folgenden dargestellten Ansätzen von Karen Horney, Erich Fromm und Fritz Riemann, möchte ich diese Fragen nach dem Verständnis menschlicher Beziehungen (sei es im Allgemeinen oder im Besonderen) und deren Entwicklungsmöglichkeiten im Rahmen der weiteren tiefenpsychologischen Tradition weiter verfolgen.

2.1.2. Karen Horney: Neurose und menschliches Wachstum

Karen Horney, 1885 in Hamburg geboren, galt als führende Vertreterin der Neo-Psychoanalyse. Zusammen mit Erich Fromm wird sie als humanistisch ausgerichtete Neo-Analytikerin charakterisiert (Stumm & Pritz 2000, 180). Sie hatte ihre Lehranalyse bei Karl Abraham und Hans Sachs absolviert, deren Linie sie jedoch schon früh verließ. Während Abraham als „unerschütterlicher Anhänger Freuds“ galt, siedelte man Horney später jenseits der „disziplinierten Orthodoxie“ an (Sreckovic 1999, 30). Sie war als eine der ersten deutschen Analytikerinnen 1932 nach Amerika emigriert (Kurzweil 1995, 86). In ihren beiden Büchern *The Neurotic Personality of Our Time* (Horney 1937) und *New Ways in Psychoanalysis* (1938) hob sie die Einwirkung der Kultur auf die Entwicklung hervor (vor allem die Rolle der Zuneigung in der Kindheit), statt die Neurosen auf biologische Triebe zurückzuführen (Kurzweil 1995, 160). Außerdem kritisierte sie „... theoretische Wege (...), die in Sackgassen führen, zu einem Wildwuchs von abstrusen Theorien und zu einer verschwommenen Terminologie“ (Horney 1937, 21; zitiert nach Kurzweil 1995, 160).²¹ Abgesehen davon gehörte sie zu einer Reihe von Frauen (neben Helene Deutsch, Melanie Klein und Edith Jacobson), die für eine Art Rehabilitation der Darstellung der Frau in der psychoanalytischen Theorie eintraten (a.a.O., 249-283).

Neben diesen Faktoren wurde ich vor allem auch wegen des Titels ihres oben erwähnten Buches *Neurose und menschliches Wachstum* im Zusammenhang der hier relevanten Fragen aufmerksam. Verspricht er doch die Idee vom Wachstum auch im Erwachsenenalter, zumal der Untertitel lautet: „Das Ringen um Selbstverwirklichung“.

²¹ Damit erregte sie natürlich viel Unmut in der APA (*American Psychoanalytic Association*), was schließlich „nur“ zum Entzug ihrer Lehrbefugnis führte (a.a.O., 90).

Drei neurotische Entwicklungsrichtungen für innerpsychische Konflikte

Horney bietet drei neurotische Entwicklungsrichtungen als Basis für Neurosetypen an:²² die expansive Lösung, die Selbstverleugnung und die Resignation (Horney 1993, 213-238).

Die expansive (neurotische) Entwicklungsrichtung

Bei der Charakterisierung dieses Typus spricht Horney von Patienten, die bereits beim ersten Kontakt zeigen, dass sie sich auf einen einseitigen Aspekt reduzieren, diesen jedoch für ihr ganzes Wesen halten. Sie halten starr an ihren expansiven Neigungen fest, was nicht nur auf die Zwanghaftigkeit²³ ihrer Tendenzen zurückzuführen ist, sondern sich auch aus der Notwendigkeit ergibt, sämtliche Spuren von Selbstanklagen, Selbstzweifeln und Selbstverachtung aus dem Bewusstsein zu verbannen (a.a.O., 214-223).

Horney sieht die Notwendigkeit, diesen expansiven Typ noch weiter zu differenzieren, da es bei Menschen diesen Typs beispielsweise große Unterschiede in der Fähigkeit gibt, das Leben zu genießen und positive mitmenschliche Gefühle zu haben, oder auch in der Art und Weise, eigene Mängel nicht bewusst werden zu lassen. Entsprechend formuliert sie drei Untergruppen zum expansiven Typ: den narzisstischen, den perfektionistischen und den arrogant-rachsüchtigen Typ (a.a.O., 215).

Der narzisstische Typ

Horney bezieht sich mit diesem Begriff auf den ursprünglichen Sinn von narzisstisch, nämlich „in sein idealisiertes Vorstellungsbild verliebt sein“²⁴ und konkretisiert es als: Man ist sein idealisiertes Selbst und scheint dieses anzubeten (a.a.O., 215-217).

Diese Grundeinstellung verleiht den narzisstischen Menschen eine Spannkraft und Elastizität, die bei den anderen Gruppen fehlt; sie verfügen über einen scheinbaren Überfluss an Selbstvertrauen und wirken, als würden sie keinen Selbstzweifel kennen. Sie fühlen sich vom Schicksal auserwählt, und tatsächlich haben sie oft überdurchschnittliche Begabungen.

Solche Menschen haben oft ein sehr einnehmendes, charmantes Auftreten. Sie müssen jeden Menschen für sich einnehmen, unabhängig von ihrer eigentlichen Bedeutung für ihn. Sie können sehr großzügig sein, entweder als Gegenleistung oder in Erwartung von Bewunderung. Auf keinen Fall darf man sie jedoch ernsthaft in Frage stellen.

Im Grunde genommen haben Menschen des narzisstischen Typs keinen Kontakt mit anderen Menschen. Der schlichte Umstand, dass andere Menschen ihre eigenen

²² Sie nennt diese Entwicklungsrichtungen auch „Hauptlösungen“ (a.a.O.).

²³ Zur Erläuterung des Begriffs von der Zwanghaftigkeit siehe die Darstellung von Fritz Riemanns Ansatz in diesem Kapitel.

²⁴ Horney, zitiert nach Freud 1961.

Bedürfnisse und Ansichten haben, und dass sie Erwartungen an ihn oder Kritik an ihm haben könnten, empfindet ein Mensch des narzisstischen Typs als gemeine Demütigung, und dies erzeugt einen schwelenden Groll. Dieser mündet mitunter in Wutausbrüchen und Abbrüchen der Beziehung; sie wenden sich dann anderen Menschen zu, von denen sie sich besser verstanden fühlen, bis sich alles wieder von vorn abspielt, so dass Menschen des narzisstischen Typs häufig einsam sind.

Der perfektionistische Typ

Wenn sich der narzisstische Typ - salopp gesagt - in seinem natürlichen Zustand für die Krone der Schöpfung hält, so hält sich der perfektionistische Typ wegen seiner hohen moralischen und intellektuellen Maßstäbe und seiner Anstrengungen, diese zu erfüllen, für *den* guten Menschen an sich. Arroganz oder Überheblichkeit muss er jedoch gerade wegen seiner hohen moralischen Ansprüche hinter anderen Gefühlen verbergen (vgl. a.a.O., 218f.).

Trotz aller Anstrengung, die ihn jedoch vom narzisstischen Typ deutlich unterscheidet, kann aber auch der Perfektionist bestenfalls sein Verhalten optimieren - Perfektion bleibt natürlich auch für ihn unerreichbar. Hinzu kommt allerdings noch ein Selbstbetrug in Form einer Gleichsetzung von Maßstäben und Wirklichkeit. Danach ist es gleichbedeutend, von moralischen Grundsätzen zu *wissen* und ein guter Mensch zu *sein*. Während der narzisstische Typ durchaus tolerant seinen Mitmenschen gegenüber sein kann, besteht der perfektionistische Typ anderen gegenüber darauf, dass sie sich seinen Perfektions-Maßstäben unterordnen und ihnen entsprechen - gelingt es ihnen nicht, antwortet der perfektionistische Typ mit Verachtung (was eine Projektion der Selbstverachtung ist).

Statt von Bewunderung fühlt sich der perfektionistische Typ durch Respekt von anderen in seiner Meinung über sich selbst bestätigt. Insgeheim hat er eine Art Handel mit dem Leben geschlossen, nach dem er sich durch faire, gerechte und pflichtbewusste Verhaltensweisen einen Anspruch darauf erwirbt, in ebensolcher Weise von anderen und dem Leben überhaupt behandelt zu werden. So versucht er mit seinem Perfektionismus nicht nur, Erhabenheit zu erlangen, sondern sieht darin vor allem ein Mittel, das Leben zu beherrschen. Wenn er erfolgreich ist, so erlebt er das weniger als etwas, was man genießen müsse, sondern als Beweis seiner Qualitäten. Umgekehrt kann jedes Missgeschick und die Erkenntnis der eigenen Fehlbarkeit diesen scheinbar ausgeglichenen Menschen an den Rand des Zusammenbruchs bringen.

Der arrogant-rachsüchtige Typ

So wie Menschen des narzisstischen Typs mit ihrem idealen Selbst identifiziert sind und Menschen des perfektionistischen Typs sich mit ihren hohen Maßstäben identifizieren, so identifizieren sich Menschen des arrogant-rachsüchtigen Typs mit ihrem Stolz. Sie haben ein Bedürfnis nach „rachsüchtigem Triumph“ - Rachsucht wird zu einer Lebensart (a.a.O., 220-223).

Das Bedürfnis nach „rachsüchtigem Triumph“ ist ein regulärer Bestandteil der Suche nach Ruhm und Ehre und ist nicht mehr, wie bei anderen Menschen, durch min-

destens drei Faktoren in Schach gehalten: durch Liebe, Furcht und Selbsterhaltungstrieb. Nur durch zeitweilige oder dauernd fehlgesteuerte Kontrollfunktionen kann die Rachsucht die Gesamtpersönlichkeit durchdringen.

In mitmenschlichen Beziehungen wirkt sich das zwingende Bedürfnis nach Triumph als dauernde Bereitschaft zum Konkurrenzkampf aus. Zwanghaft muss er jeden Rivalen herabsetzen oder besiegen. Seine permanente Rachsucht durchzieht seine gesamte Haltung gegenüber seinen Mitmenschen, die er alle für im Grunde böswillig und unehrlich hält und die sein Misstrauen rechtfertigen. In seinem Benehmen ist er oft anmaßend, vielfach grob und beleidigend. Er kann Frauen zur Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse benutzen, ohne sich auch nur im geringsten um ihre Gefühle zu kümmern. Er benutzt Menschen mit einer scheinbar naiven Egozentrik als Mittel zum Zweck. Wenn andere sich dann gegen eine solche Behandlung wehren, ist es aus Sicht des Neurotikers ihre eigene Überempfindlichkeit, die solche Reaktionen auslöst.

Selbstverleugnung als neurotische Entwicklungsrichtung

Diese neurotische Variante für innere Konfliktlösung ist der zuvor beschriebenen expansiven Form in der Richtung genau entgegengesetzt: Entsprechend beschreibt Horney den Vertreter dieser Variante als einen Menschen, der sich keinesfalls bewusst anderen überlegen fühlen darf, und für den Hilflosigkeit und Leiden keinesfalls abschreckende Zustände sind, vielmehr kann er diese sogar kultivieren und unwissentlich übertreiben (a.a.O., 240-266). Ebenfalls anders als Menschen des expansiven Typs leben Neurotiker mit der selbstverleugnenden Variante in einem diffusen Gefühl des Versagens (was das Entsprechen der eigenen Solls anginge), was zu Selbsthass und Selbstverachtung führt, die jedoch meist projiziert werden. In einem systematischen Prozess der Selbstverkleinerung muss er versuchen, alles zu vermeiden, was er für arrogant, überheblich oder vermessen hält. Hat er dennoch einmal Erfolg, so kann er seine Vorzüge oder Leistungen zwar indirekt erkennen, sie aber nicht emotional erleben. Dieser Prozess der Selbstverkleinerung wird in Gang gehalten von wirksamen Tabus gegen jedes Überschreiten der engen selbst gesetzten Grenzen. Für andere soll er nach seinen inneren Geboten dagegen ein Höchstmaß an Hilfsbereitschaft, Großzügigkeit, Rücksichtnahme, Verständnis, Sympathie, Liebe und Opferbereitschaft aufbringen, wobei gerade letztere eng miteinander zusammenhängen, denn „Liebe *ist* Opfer“ (a.a.O., 245; im Original kursiv).

Nicht zuletzt auf Grund ihres starken Selbsthasses brauchen diese Menschen wirksame Beruhigung und Bestätigung. So suchen sie nach Mitmenschen, bei denen sie das Gefühl bekommen, akzeptiert, anerkannt und gebraucht zu werden, erwünscht zu sein, geliebt und geschätzt zu werden, so dass ihre Rettung in den Händen anderer liegt.

Resignation als neurotische Entwicklungsrichtung

Als dritte und letzte Entwicklungsrichtung intrapsychischer Konflikte spricht Horney von Resignation (a.a.O., 290-325). Dabei zieht sich der Neurotiker von seinem

inneren Schlachtfeld zurück und erklärt sich für unbeteiligt. Dies ist jedoch nur möglich, wenn dieser Mensch sich resigniert vom aktiven Leben zurückzieht. Als gewissermaßen radikalste aller Lösungsversuche schafft sie Bedingungen für den Neurotiker, die ihm ein recht gutes Funktionieren ermöglicht, „und da unser Gefühl für das, was gesund ist, im allgemeinen abgestumpft ist, gelten solche Neurotiker oft als 'normal'“ (a.a.O., 290).

Resignation kann durchaus konstruktive Bedeutung haben und unterscheidet diese von neurotischer Resignation, die an einer Aura von Restriktion erkennbar ist, von etwas, das vermieden wird, das nicht gewünscht oder nicht getan wird.

Neben der Haltung des Nicht-Beteiligt-Seins gibt es ein zweites Charakteristikum für diesen neurotischen Typ: das Fehlen jedes ernsthaften Strebens nach Leistung und der Abneigung gegen Anstrengung (a.a.O., 292).

In dem Fall, dass ein solcher Neurotiker dauerhafte Beziehungen hat, muss er natürlich auch hier seine Distanziertheit wahren. In dieser Hinsicht ist er der Gegenpol des selbstverleugnenden Typs, dessen Bedürfnis es ist, mit dem Partner zu verschmelzen.

Neurotische Störungen in mitmenschlichen Beziehungen

In ihrem Buch *Neurose und menschliches Wachstum* widmet sich Karen Horney auf zwanzig Seiten auch dem Thema der Auswirkungen von neurotischen Störungen in mitmenschlichen Beziehungen (a.a.O., 326-346).

Horney betont zunächst, dass sie von einer ständigen Wechselwirkung zwischen den intrapsychischen Prozessen und den zwischenmenschlichen Vorgängen ausgeht (a.a.O., 326). Darauf basierend will sie „anhand einer kurzen systematischen Übersicht klarmachen, wie im Prinzip das System des Stolzes unsere Beziehungen zu anderen beeinflusst“ (a.a.O.). Neurotischer Stolz ist der letzte von vier Aspekten (neben der Suche nach Ruhm und Ehre, neurotischen Ansprüchen und der Tyrannei des Solls), die Horney zuvor im Zusammenhang mit Neurosen und menschlichem Wachstum untersucht. Das System des Stolzes - so ihr Ergebnis - sondert den Neurotiker von seinen Mitmenschen ab, und er wird *egozentrisch*.

Neurotiker verzerren das Bild ihrer Mitmenschen. Dabei sind Projektionen wahrscheinlich die wirksamsten Faktoren der Verzerrung. Sie sind es auch, die der Neurotiker am schwersten in sich selbst erkennen kann. Denn nach seinen eigenen Erfahrungen sind die Mitmenschen so, wie er sie durch seine Projektionen sieht, und er reagiert nur auf dieses Bild.

All das macht den Umgang mit ihm in Beziehungen schwer. Der Neurotiker selbst sieht das allerdings anders. Seine Selbsteinschätzung ist derart, dass er seine Bedürfnisse und seine Reaktionen auf andere als gerechtfertigt ansieht, und dass seine Projektionen lediglich Reaktionen auf bestimmte Eigenschaften der Menschen darstellen, so dass er sich insgesamt für einen sehr umgänglichen Menschen hält.

Der Neurotiker findet allerdings kein realistisches Maß im Vertrauen zu anderen, er vertraut zu viel oder zu wenig - ihm fehlen die Möglichkeiten zu einer realistischen Einschätzung in dieser Frage.

Diese Unsicherheiten werden noch durch das System des Stolzes an sich verstärkt, dass die *Furcht vor Menschen* an sich nährt. „Und das ist tatsächlich auch der Haupteinfluß, den das System des Stolzes auf mitmenschliche Beziehungen ausübt: *Es verstärkt die Grundangst*“ (a.a.O., 332, im Original kursiv).

Abschließend kommt sie auf das Zusammenspiel von intrapsychischen Prozessen und Umweltbedingungen (inklusive Beziehungen) vor allem im Hinblick auf persönliches Wachstum (vgl. a.a.O., 345f.) und führt dazu aus:

„Der Fehlschluß bei all diesen Erwartungen liegt nicht darin, daß die Bedeutung mitmenschlicher Beziehungen überbewertet wird, sondern darin, daß man die Macht intrapsychischer Faktoren unterbewertet. Obwohl mitmenschliche Beziehungen von außerordentlicher Bedeutung sind, haben sie doch nicht die Kraft, ein festverwurzeltes System des Stolzes zu entwurzeln, wenn der Betreffende sein wahres Selbst jeder Kommunikation entzieht. In dieser entscheidenden Hinsicht erweist sich das System des Stolzes wieder als Feind menschlichen Wachstums“ (a.a.O., 345f.).

Sie fährt fort:

„Ziel der Selbstverwirklichung ist nicht ausschließlich - oder auch nur hauptsächlich - die Entwicklung der speziellen Anlagen eines Menschen: Mittel und Kernpunkt ist die Entwicklung der eigenen Möglichkeiten als Mensch. Deshalb bedeutet Selbstverwirklichung im wesentlichen die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten für gute mitmenschliche Beziehungen“ (a.a.O., 346).

Resümee

Die drei neurotischen Entwicklungstypen bzw. Hauptlösungstypen, die Horney vorgestellt hat, bieten eine erste Orientierung an, um verschiedene Beziehungsformen zu differenzieren. Darüber hinaus weist sie am Ende ihrer Ausführungen zu neurotischen Störungen in mitmenschlichen Beziehungen (s.o.) darauf hin, dass es beim persönlichen Wachstum ein Zusammenspiel von intrapsychischen Prozessen und Umweltbedingungen gibt, zu denen auch Beziehungen zu anderen Menschen zählen. Horney's Meinung nach wird der individuelle intrapsychische Faktor gegenüber dem Umweltfaktor zu gering bewertet, was seinen Anteil an persönlichem Wachstum betrifft.²⁵

Bei der Selbstverwirklichung des Menschen geht es, wie Horney es formuliert, *im wesentlichen* darum, dass man seine menschlichen Fähigkeiten entwickelt und dass diese Entwicklung in mitmenschliche Beziehungen hinein getragen wird.

²⁵ An dieser Stelle möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass Horney's Ideen 1950 in den USA erstveröffentlicht wurden.

2.1.3. Alfred Adler: Individualpsychologie und die Bedeutung der Gemeinschaft

Alfred Adler wurde 1870 in Wien geboren, wo er auch lange Jahre zunächst als Augenarzt, dann als allgemein praktischer Arzt und schließlich als Nervenarzt arbeitete. Sein Interesse an psychosomatischen Zusammenhängen führte ihn zur Psychoanalyse und Sigmund Freud, mit dem ihn von 1902-1911 eine ein Jahrzehnt andauernde Zusammenarbeit verband. Zum Bruch kam es, weil Adler bestimmte zentrale Annahmen der Lehre Freuds nicht länger akzeptieren konnte, wie zum Beispiel die, dass das Unbewusste und sexuelle Triebkräfte das menschliche Handeln bestimmen würden. Adler favorisierte dagegen eine Perspektive, nach der der Mensch sein Schicksal stärker in der Hand hatte als bei Freuds Theorie. Adler gründete zunächst eine Vereinigung für „freie Psychoanalyse“, die später zum „Verein für Individualpsychologie“ wurde. 1930 siedelte er in die USA über und sorgte unter anderem durch Vortragsreisen dafür, dass auch dort die Individualpsychologie bekannt wurde (Englert 1981, 484-486).

Alfred Adler stellt neben Sigmund Freud (dem Begründer der Psychoanalyse) und Carl Gustav Jung, (dem Vertreter der analytischen oder komplexen Psychologie) mit seiner Individualpsychologie eine der psychoanalytischen Grundströmungen dar. Er starb als erster der drei auf dem Höhepunkt seines Erfolges in Amerika, als er sich 1937 gerade auf dem Weg zu einem Vortrag im schottischen Aberdeen befand (Brachfeld in Adler 1988, 7).

Adlers theoretische Grundüberzeugungen

Bereits 1907 veröffentlichte Adler seine „Studie über die Minderwertigkeit von Organen“ und legte damit den Grundstein für seine späteren systematischen Entwürfe einer psychosomatischen Medizin. Als Reaktion auf die damals vorherrschende Darwinsche Lehre vom „Überleben der Tüchtigen“ und der Entartungslehre Cesare Lombrosos²⁶ entwarf Adler einen neuen, revolutionären Ansatz. Dabei ging er von seiner Beobachtung als Augenarzt aus, dass beispielsweise vererbte schwache Augen die Fähigkeit besitzen, ihre Schwäche nicht nur zu kompensieren, sondern sogar zu einer höheren, mitunter genialen Überlegenheit zu gelangen.²⁷ Diese Beobachtung führte ihn zu der Idee, dass Genie „vielleicht nur Fleiß“ ist, wie vor ihm schon Buffon, Les-

²⁶ Der Italiener Cesare Lombroso (1836-1909) veröffentlichte beispielsweise 1864 eine Arbeit mit dem Titel „Genie und Irrsinn“ und 1876 „Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung“.

²⁷ Als Beispiele erwähnt er den kurzsichtigen Menzel, der zum bedeutenden Maler geworden sei, den zum großen Redner gewordenen Stotterer Demosthenes, oder den ebenfalls kurzsichtigen Schriftsteller Gustav Freytag, der zu einem „peinlich genau beschreibenden Schriftsteller“ wurde. Darüber hinaus erwähnt er Musiker, die an einem schlechten Gehör litten und weitere Künstler mit organischen Schwächen (Brachfeld in Adler 1988, 10).

sing und Goethe angenommen hatten. Die Frage jedoch, ob überhaupt und in welchem Maß eine Schwäche kompensiert oder gar überkompensiert wird, führte Adler weg vom Organischen, hin zum Psychischen: der Wille war es, der seiner Meinung nach bei den betroffenen Menschen darüber entschied, wie sie mit der Schwäche umgingen. (Brachfeld in Adler 1988, 10-13). Je weiter er in diese Richtung ging, desto mehr entfernte er sich von der reinen biologischen Betrachtung von Schwäche bzw. Minderwertigkeit und widmete sich zunehmend der Bedeutung rein subjektiver „Gefühle“ der Minderwertigkeit.

So setzte sich in Adler die Überzeugung fest, dass das Gefühl der Minderwertigkeit entscheidender ist als die objektive Schwäche, und Minderwertigkeit immer auf einem sozialen Hintergrund entsteht und die Wurzel menschlichen Machtstrebens bildet. Diesem setzt er die *Gemeinschaft* als zentralen Faktor in seiner Psychologie entgegen. In der Gemeinschaft sieht Adler die einzige absolute Wahrheit, und er geht von einem angeborenem Gemeinschaftsgefühl aus. Minderwertigkeitsgefühle führen jedoch aus der Gemeinschaft heraus. Demzufolge sieht Adler die einzige Möglichkeit zur „Heilung“ des Minderwertigkeitsgefühls für Betroffene darin, wieder in die Gemeinschaft zurückzukehren, wozu sie ermutigt werden müssten. Sie sollen beispielsweise ihr Machtstreben als Einzelmenschen aufgeben und ihre Potentiale wieder der Gemeinschaft zur Verfügung stellen (a.a.O., 11ff.; Englert 1981, 484).

Viele Themen der Individualpsychologie werden vor diesen Grundannahmen Adlers verständlich, wie beispielsweise

- das Geltungsstreben als Überwindungsversuch der Unsicherheits- und Minderwertigkeitsgefühle des Menschen;
- die Neurose als misslungener Sicherungsversuch;
- der Aufstand der Frau gegen ihre Unterdrückung in einem gewaltigen „männlichen Protest“;
- die überängstliche Mutter und ihr verzärteltes Kind;
- die „Entthronung des Erstgeborenen“ und der „Kampf der Geschwister“ in der Familie, indem ihre jeweilige Stellung in der Geschwisterreihe ihren Lebensstil prägt (Brachfeld in Adler 1988, 12).

Mit diesem letzten Punkt kommt ein Aspekt der Adlerschen Theorie über die Entwicklung charakteristischer Persönlichkeits- und Verhaltensmerkmale ins Spiel, der für die Beziehungsgestaltung besondere Bedeutung haben könnte. Daher möchte ich auf den Aspekt der Geschwisterreihe noch näher eingehen.

Die Stellung in der Geschwisterreihe

Ausgehend von der Überzeugung, dass es für die Einschätzung eines Menschen besonders wichtig ist, das Umfeld zu berücksichtigen, in dem er aufgewachsen ist, kommt Adler explizit auf die Geschwisterkonstellation zu sprechen. In der Stellung, die ein Kind in der Geschwisterreihe einnimmt (bzw. ob es sich um ein Einzelkind handelt), sieht Adlers eine solche spezielle Umfeld-Situation, die es verdient, beson-

ders beachtet zu werden. Entsprechend unterscheidet er Menschen auch danach, ob sie als Jüngste, Erstgeborene, Einzige oder an welcher Position sonst sie in der Geschwisterreihe stehen (Adler 1988, 138ff.).

So ist das jüngste Kind in der Geschwisterreihe meist auch das Kleinste, Bedürftigste von allen und daher wird ihm besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Diese Aufmerksamkeit, oder genauer gesagt, der Grund dafür, der in der relativen Unterlegenheit gegenüber den größeren Geschwistern besteht, wird von dem Kind allerdings nicht nur positiv erlebt. Vielmehr weckt dies im Kind nicht selten den Ehrgeiz, die anderen übertrumpfen zu wollen oder zumindest zu zeigen, das mehr in ihm steckt, als sie annehmen. Dies führt nach Adler jedoch schnell zu einer Verschärfung im Machtstreben derjenigen, die dem Typus der jüngsten Kinder in der Geschwisterreihe angehören. Diese Menschen werden sich daher nur mit den besten Situationen zufrieden geben und den Ehrgeiz entwickeln, alle anderen zu übertrumpfen. Aber auch das Gegenteil kann zutreffen: Wenn es dem Jüngsten nicht gelingt, die anderen Geschwister zu übertreffen, kann dies zur Resignation und/oder einem Gefühl der Minderwertigkeit führen. Dies führt dann weiter „... zu jene[r] Art von Ehrgeiz, die den Menschen dazu drängt, auszukneifen und seinen Ehrgeiz auf einem Feld abseits von den Aufgaben des Lebens zu befriedigen und der Gefahr auszuweichen, Proben seines Könnens abliefern zu müssen“ (a.a.O., 139).

Adler hält beide Vertreter des soeben beschriebenen Typus der Jüngsten nicht gerade für „gute Mitmenschen“ (a.a.O., 141). Die in der Konkurrenz mit anderen erfolgreiche Variante erfüllt mit ihrem hohen Leistungsanspruch zwar immerhin (schon zu Adlers Zeiten) einen gewissen akzeptierten Wert in der Gesellschaft. Allerdings brauchen diese Menschen andere, die sie überflügeln können, um im Gleichgewicht zu bleiben. Der andere, nicht so erfolgreiche Typus eines Jüngsten wird dagegen sein gesamtes Leben darunter leiden, dass er sich als minderwertig erlebt.

Auch was die Ältesten in einer Geschwisterreihe angeht, kommt Adler zu einigen Charakteristiken: Älteste befinden sich insofern in einer besonderen Position, als ihnen schon früh besondere Aufgaben und Verantwortlichkeiten aufgetragen werden. Dies erzeugt dann Gedankengänge wie: „Du bist der Größere, Stärkere, Ältere, [und] mußt daher klüger sein wie die anderen“ (a.a.O., 141). Wenn diese Entwicklung störungsfrei verläuft, entwickeln sich diese Menschen als Erwachsene zu solchen, die eine positive Beziehung zu Macht haben und in der Regel einen Hang zum Konservativen haben.

Was den Hang zur Macht betrifft, so findet Adler bei den Zweitgeborenen eine weitere Variante. Zweitgeborene haben die Ältesten vor sich, die sich ihrer Macht relativ sicher fühlen, was für die Zweitgeborenen einen Anreiz darstellt, ihre eigenen Kräfte zu entwickeln. Wenn dies gelingt, sind Zweitgeborene von einem starken Elan gedrängt, nach vorn zu kommen.

Bleibt noch die Situation des Einzelkindes. Da die Eltern kein weiteres Ziel für ihre Erziehungsaufgaben haben, konzentrieren sie sich ganz auf das einzige Kind. Daher liegt es nach Adler nahe, dass Einzelkinder unselbstständig und verwöhnt sind. Gewohnt, immer im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, fühlen sie sich leicht als etwas Besonderes. In der Bewältigung ihres Lebens fühlen sie sich oft über-

fordert, da sie durch die Überfürsorge ihrer Eltern in vielem ungeübt geblieben sind. Demzufolge setzt sich in Einzelkindern oft eine Angst vor den Schwierigkeiten fest, die sie da draußen in der Welt ohne den Schutz ihrer Eltern erwartet.

Neben diesen verschiedenen Stellungen, die man in einer Geschwisterreihe oder als Einzelkind einnehmen kann, differenziert Adler noch die Frage des Geschlechtes in diesem Zusammenhang: Beispielsweise spielt es eine besondere Rolle, wenn ein Junge nur unter Schwestern aufwächst und so der weibliche Einfluss dominiert und seinem Geltungsdrang große Hindernisse entgegen setzt. Auf die Konsequenzen der umgekehrten Situation, wenn ein Mädchen nur Brüder als Geschwister hat, geht Adler dagegen nicht ein.

Zusammenfassend hebt Adler noch einmal hervor, „... wie durch die Position des Kindes alles, was es ins Leben mitbekommt, geformt und gefärbt wird“ (a.a.O., 144). Der schädlichste Impuls, der durch die Stellung in der Geschwisterreihe unterstützt werden kann, besteht im Machtstreben. Im Einsatz für die Gemeinschaft bzw. in der Entwicklung eines Gemeinschaftsgefühls liegt das einzige Korrektiv für diese Störung in der Entwicklung.

Resümee

Adler betrachtet Individualität und Gemeinschaft als Gegensätze, wobei er den einen nur positiv, den anderen nur negativ bewertet. Anders als später beispielsweise Fritz Riemann ist hier also die Idee einer *Polarität* von Individualität und Gemeinschaft noch nicht realisiert.

Darüber hinaus könnte in der Grundannahme Adlers, bei der es um die Stellung in der Geschwisterreihe geht, ein wichtiger Baustein für die Beziehungsgestaltung liegen. Adlers Gedanken dazu werden nicht zuletzt in der Familientherapie wieder aufgegriffen, wo man sich ebenfalls mit Geschwisterkonstellationen und ihren Konsequenzen für die Gestaltung für Beziehungen insgesamt beschäftigt. Ich werde darauf im Abschnitt über Systemische Therapie-Ansätze zurückkommen.

Auch das Verhältnis der Geschlechter zueinander wird noch einmal aufzugreifen sein. Adler widmet sich diesem Thema in seinem Buch *Menschenkenntnis* ebenfalls, was an sich schon erstaunlich ist, wenn man bedenkt, dass dieses Buch 1927 zum ersten Mal veröffentlicht wurde. Noch erstaunlicher ist jedoch, dass er die Problematik der Unterlegenheit der Frau gegenüber dem Mann - und das damit verbundene Gefühl der Minderwertigkeit - durchaus erkennt und benennt. Insgesamt sind seine Gedanken historisch betrachtet zwar sehr beeindruckend, für eine gegenwärtig angemessene Behandlung der Thematik müssen seine Ausführungen jedoch als überholt gelten, weshalb ich sie nicht eingehender dargestellt habe.

2.1.4. Erich Fromm: psychische Bedürfnisse, Gesellschaft und die Kunst des Liebens

Erich Fromm, 1900 in Frankfurt am Main als Sohn orthodox-jüdischer Eltern geboren, studierte Philosophie, Psychologie, Soziologie und Medizin und gehörte ab 1930 zu dem Kreis von Sozialwissenschaftlern um Max Horkheimer, der später als „Frankfurter Schule“ bekannt wurde. Wie ein Jahr zuvor Karen Horney, emigrierte 1933 auch Erich Fromm in die USA. Dort arbeitete er an verschiedenen psychoanalytischen Instituten und lehrte an mehreren Universitäten, bis er 1950 Ordinarius für Psychoanalyse an der Nationaluniversität von New Mexico wurde. Von 1965 an widmete er sich der Forschung und zog vier Jahre später wieder nach Europa in den Schweizer Kanton Tessin, wo er kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag starb.

Seine Verdienste bestehen u.a. darin, dass er eine sozialpsychologische Analyse des deutschen Faschismus geliefert hat. Später gewann er viele Anhänger - „gerade auch im 'humanistischen Protest' der Alternativbewegung“ - als „Prophet der Menschlichkeit“ (Herlyn 1980, 15). Einer breiten Leserschaft bekannt wurde er mit seinen Büchern *Haben oder Sein* und *Die Kunst des Liebens*.

Letzteres werde ich im folgenden in den für meine Fragestellung relevanten Teilen heranziehen. Darüber hinaus möchte ich zuvor auf eine veröffentlichte Vorlesung von Fromm aus dem Jahr 1956 eingehen, die nicht nur seine eigene Trieblehre als Bedürfnislehre zum Gegenstand hat, sondern den für meine Interessen hier eher relevanten Konflikt zwischen Erfordernissen des Menschseins und der Gesellschaft enthält (vgl. Fromm 1996, 19).

Beziehung als grundlegende Bedingung der menschlichen Existenz

In einer Vorlesung aus dem Jahr 1956 mit dem Titel „Psychische Bedürfnisse und Gesellschaft“ formuliert der Philosoph und Psychoanalytiker Erich Fromm fünf Widersprüche bzw. Bedingungen der menschlichen Existenz.

Die erste dieser fünf Bedingungen lautet: „*Der Mensch muss auf andere bezogen sein.*“ (Fromm 1996, 99ff.) Bereits hier begegnen wir also der Beziehungs-Dimension. Dass Fromm sie für elementar hält, wird auch dadurch deutlich, dass er in der Negation dieser Bedingung, also in der Unbezogenheit, „die einzig gültige Definition von Verrücktheit“ sieht. Im weiteren Verlauf unterscheidet er mit der „symbiotischen“ und der „liebenden“ Weise zwei grundlegend unterschiedliche Qualitäten, die diese Bezogenheit haben kann.

In seiner zweiten Bedingung spricht Fromm von dem „Bedürfnis des Menschen, *irgendwo verwurzelt zu sein.*“ In der Erläuterung dieser Thematik kommt er auf verschiedene Aspekte der Problematik der „psychischen Geburt“ zu sprechen. So sieht er (a) in der Geburt einen „Vorgang, bei dem man aus den Bindungen an Mutter und Natur herauswächst und zu einem eigenständigen Menschen wird“. Auf diese Weise verliert man gewissermaßen seine ursprüngliche Verwurzelung, und der Prozess, zu

einem eigenständigen Menschen zu werden, dauert (b) das ganze Leben lang an, wobei (c) eine besondere Tragik darin liegt, dass die meisten Menschen in diesem Prozess stecken bleiben bzw. „... dass die meisten von uns sterben, bevor sie ganz geboren sind“, wie Fromm es drastisch formuliert. Aus dem Verlust der ursprünglichen Verwurzelung resultieren nach Fromm (d) zwei Tendenzen in einem jeden Menschen: „... einen Wunsch zurückzukehren und einen Wunsch geboren zu werden“. Damit benennt er zwei widersprüchliche Impulse, nämlich auf der einen Seite die auf die Zukunft gerichtete Sehnsucht, sich selbst in seiner Individualität und seinen eigenen Möglichkeiten zu entdecken und auf der anderen Seite den Wunsch, die Bindung an das Alte, Vertraute zu behalten. Diese Tendenzen lassen sich nach Fromm ebenso als eine Dynamik von Angst und Verlangen ausdrücken: die Angst, das Alte loszulassen und gleichzeitig das Verlangen, sich davon zu lösen und zu dem Neuen, dem Selbst-Kreierten zu kommen. Abschließend weist Fromm noch einmal darauf hin, dass dieser Entwicklungs-Prozess des „Geborenwerdens“ als fortwährender Weg in die Ungewissheit auf das Neue hin natürlicherweise von Angst begleitet ist und Glauben erfordert. Gerät dieses empfindliche Zusammenspiel aus der Balance, ist wohl jener Punkt erreicht, den Fromm als denjenigen markiert, jenseits dem die Fähigkeit zu einer Geburt in diesem Sinne nicht mehr gegeben ist. Je nach dem, wo dieser Punkt liegt, sieht er darin eine Definition für Neurose oder Psychose. Allerdings relativiert er diese Definition anschließend insofern, als er darauf hinweist, dass unsere Zuordnungen zum Psychotischen oder Neurotischen stark kulturell beeinflusst sind: „Wir nennen jeden normal, der so verrückt wie der Durchschnitt ist, das heißt, der nur so entwickelt ist wie der Durchschnitt.“ (a.a.O., 102)

Als dritte Bedingung formuliert Fromm „*unser Bedürfnis nach Transzendenz*“. Damit meint er das Bedürfnis, etwas Bleibendes zu hinterlassen und somit unser Leben zu transzendieren. Das geht letztlich, indem wir Leben erschaffen, entweder im buchstäblichen Sinn durch das Zeugen und Gebären oder im übertragenen Sinn in schöpferischer Weise, z.B. mit Ideen, Projekten, sichtbaren Spuren in welcher Weise auch immer. Da es jedoch durchaus schwierig ist, Leben zu erschaffen, kommt Fromm auch auf eine dem Schöpferischen entgegengesetzte Weise zu sprechen, das Leben zu transzendieren: dem Zerstören von Leben. Wenn es uns nicht möglich ist, uns schöpferisch zu transzendieren, dann bleibt die zerstörerische Weise, denn: „Im Akt der Zerstörung machen wir uns stärker als das Leben.“ (a.a.O., 103)

Das vierte Bedürfnis in Fromms Aufzählung ist „*das Bedürfnis nach Identität*“. Mit diesem Bedürfnis erwähnt Fromm neben der Bedingung der Bezogenheit ein zweites Kriterium für Verrücktheit. Denn wenn man nicht in der Lage ist, „Ich“ zu sagen, dann sei man verrückt. Er weist jedoch darauf hin, dass es verschiedene Formen gebe, das auszudrücken, indem er auf primitive Stämme verweist, bei denen „das „Ich“ im „Wir“ des Stammes ausgedrückt wird: „Ich bin wir““. Heute jedoch sind wir in der Lage, ein Ich-Gefühl zu entwickeln, allerdings muss dazu eine Voraussetzung entwickelt sein: „Der Mensch muss sich selbst als das Zentrum und Subjekt seiner eigenen Handlungen erleb[en]“. Das heißt, er muss seine Eigenständigkeit oder Individualität sowie seine Eigenverantwortlichkeit für sich und seine Lebensgestaltung im wesentlichen angenommen und entwickelt haben. Ansonsten bleibt ihm

nur die Möglichkeit des Konformismus und er zieht somit sein Identitätsgefühl aus der Gleichartigkeit mit den anderen.

Als letzte Bedingung formuliert Fromm „das *Bedürfnis nach einem Rahmen der Orientierung und [nach einem Objekt] der Hingabe*“. Damit zielt er auf die Notwendigkeit ab, sich in einem gewissen Glaubens- oder Überzeugungssystem zu bewegen, ein Weltbild zu haben, sei es rational oder irrational. In diesem Zusammenhang beschreibt Fromm sein eigenes Menschenbild als unterschiedlich zu einer physiologischen Sichtweise, nach der man letztlich den Menschen wie eine Maschine mit gewissen Spannungen betrachtet, die es zu reduzieren gilt. Im Gegensatz dazu ist seine Zugewandtheit existenziell orientiert: er geht von den Existenzbedingungen des Menschen aus und von den sich daraus ergebenden Bedürfnissen sowie von der Bezogenheit auf andere Menschen und auf die Welt außerhalb als einer *primären Gegebenheit*. Unter Voraussetzung dieser Gegebenheiten lassen sich dann bestimmte Leidenschaften, Ängste und Notwendigkeiten verstehen und erklären.

Resümee

Fromm sieht in der Bezogenheit des Menschen eine erste elementare Bedingung und die Voraussetzung für seine psychische Gesundheit.

Im Zusammenhang mit der zweiten grundlegenden Bedingung, dem Bedürfnis nach Verwurzelung, erwähnt Fromm nicht nur verschiedene Inhalte, sondern auch Prinzipien des Entwicklungsprozesses von Menschen:

Das, was Fromm, wie oben erwähnt, unter psychischer Geburt versteht (u.a. den Prozess des Loslassens von den Bindungen an die Mutter und Natur sowie die Entwicklung zu einem eigenständigen Menschen), impliziert oder bedeutet zusammengefasst:

- Bindungen verändern sich und können sich entwickeln;
- Entwicklung hat von sich aus keinen Endpunkt, ist also theoretisch ein andauernder Prozess und der nie als völlig abgeschlossen betrachtet werden kann;
- Menschen bleiben in der Regel weit hinter dieser Entwicklungsmöglichkeit zurück;
- dieser Entwicklungsprozess ist von zwei Tendenzen bestimmt: dem Wunsch, bei dem Vertrauten zu bleiben oder zurückzukehren einerseits und dem Wunsch, sich zu entwickeln andererseits;²⁸
- eine andauernde Unfähigkeit, diese Entwicklungsmöglichkeit zu nutzen, stellt ein Kriterium für die Diagnose von Neurose und Psychose dar, je nach dem, an welchem Punkt diese Unfähigkeit auftritt.

Mit dem Bedürfnis nach Transzendenz verbindet Fromm folgendes:

²⁸ Damit ist bereits eine Polarität angesprochen, die bei der Darstellung von Fritz Riemanns Ansatz von den „Grundformen der Angst“ als Antinomie von Dauer und Wandel näher beschrieben wird.

- wir zielen über uns hinaus auf etwas jenseits unserer Existenz und haben ein Bedürfnis danach;
- dieses Bedürfnis können wir in schöpferischer oder zerstörerischer Form leben.

Fromms Bedürfnis nach Identität beinhaltet folgende Annahmen:

- die Identität unterliegt einer Entwicklung;
- es gibt entwickeltere und weniger entwickelte Identität;
- eine Identitätsentwicklung braucht Voraussetzungen (bzw. sie hängt von anderen Faktoren ab);
- der Mensch muss sich als abgelöst von anderen sehen können, d.h. er muss für sich selbst verantwortlich sein können und sich als Urheber und Zentrum seines Tuns erleben und verstehen können.

Im Zusammenhang mit dem Bedürfnis nach Bezugsrahmen (im Sinne von Welt- und Menschenbildern) stellt Fromm fest, dass

- diese rational oder irrational sein können;
- man auf unterschiedlichen Wegen zu unterschiedlichen Welt- und Menschenbildern kommt;
- sein Menschenbild im Gegensatz zu einem physiologischen an der Existenz des Menschen orientiert ist.

Damit legt Fromm schon einige Grundlagen für ein integrales Verständnis von Beziehung und Beziehungsentwicklung fest:

- | |
|--|
| <ul style="list-style-type: none">– Es gibt eine Bindungs-/Beziehungsentwicklung;– es gibt ein Bedürfnis für Beziehungs-Entwicklung;– diese Entwicklung ist fortlaufend, nicht mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter abzuschließen;– solche Entwicklungen sind möglicherweise hierarchisch (es gibt entwickeltere Formen und weniger entwickelte; es gibt Voraussetzungen dafür; es gibt pathologische Formen;– der Mensch hat ein Bedürfnis, über seine Existenz hinauszugehen, seine Endlichkeit zu transzendieren, also endet sein Entwicklungsbedürfnis nicht im Diesseitigen;– möglicherweise ist das Welt- und Menschenbild ebenfalls an die persönliche Entwicklung gekoppelt, und demzufolge kann es entwickelter oder unentwickelter sein, was massive Konsequenzen für das Selbst-Bild und das Sein in der Welt und damit auch für die Beziehungsmöglichkeiten und ihre Gestaltungen hat. |
|--|

Die Kunst des Liebens

Fromm schreibt im Vorwort seines Buches *Die Kunst des Liebens*, dass es sich hier nicht um ein Anleitungs-Buch handelt. Die Qualität der Liebe steht in einem Zusammenhang zur Entwicklung der gesamten Persönlichkeit. Dabei will er „... zeigen, daß es in der Liebe zu einem anderen Menschen überhaupt keine Erfüllung ohne die Liebe zum Nächsten, ohne wahre Demut, ohne Mut, Glaube und Disziplin geben kann.“ (Fromm 1981, 9) Da diese Eigenschaften in der Kultur nur noch selten anzutreffen sind (das Copyright dieses Buches ist auf 1956 datiert), sei die Fähigkeit zu lieben nur selten voll entwickelt.

Diesen Gedanken greift er in seiner „Theorie der Liebe“ (a.a.O., 17-94) wieder auf. Dort stellt er einen Zusammenhang her zwischen den beiden existenziellen Themen der Isolation und der Endlichkeit des Menschen auf der einen Seite, und dem Bedürfnis in Beziehung zu treten (als Angstabwehr vor der Isolation) und das eigene Leben zu transzendieren sowie das Einswerden zu erreichen auf der anderen Seite (zusätzlich als Angstabwehr der Endlichkeit/des Todes). Welche Form diese Angstabwehr annimmt, hängt vom Grad der Individuation ab, die der Mensch jeweils erreicht hat. Eine dieser Möglichkeiten sieht er in der orgiastischen Vereinigung, die intensiv und sogar gewalttätig sein kann, die vorübergehend ist, also ständig wiederholt werden muss, und die daher die Gesamtpersönlichkeit erfasst, also Geist *und* Körper. Eine andere Form der Vereinigung beruht auf der *Konformität* mit der Gruppe mit ihren Sitten, Praktiken und Überzeugungen. Wie die orgiastische Vereinigung hat auch die Vereinigung durch Konformität in der Menschheitsgeschichte eine Entwicklung durchlaufen. Als dritte Möglichkeit, die Isolation zu überwinden und zu einer neuen Einheit zu gelangen, gilt das *schöpferische Tätigsein*. Da letztere jedoch nicht zu einer Einheit zwischenmenschlicher Art führt, die durch orgiastische Vereinigung erreichte Einheit nur vorübergehend ist, und die durch Konformität erreichte Einheit eine Pseudo-Einheit ist, sind all diese Lösungen nur als Teillösungen für das Problem der Existenz zu betrachten. Nach Fromm liegt die voll befriedigende Antwort „... nur in der zwischenmenschlichen Einheit, in der Vereinigung mit einem anderen Menschen, in der *Liebe*“.

Folgende Grundelemente sind nach Fromm in der Liebe stets vorhanden: *Fürsorge*, *Verantwortungsgefühl*, *Achtung vor dem anderen* und *Erkenntnis*

Die ersten drei Begriffe sind als wichtige Aspekte von Liebe unmittelbar nachvollziehbar. Dass jedoch Erkenntnis ebenfalls unabdingbar sei, leuchtet mir nicht auf Anhieb ein. Fromm ist bei der Erläuterung dieses Aspekts nicht sehr klar. Am deutlichsten wird er noch, wenn er beschreibt, dass Erkenntnis nur möglich sei, wenn ich mein eigenes Interesse transzendiere und den anderen so sehe, wie er wirklich ist (a.a.O., 39). Für diese in Beziehungen zweifellos wichtige Kompetenz ist der Begriff Erkenntnis allerdings nicht sehr glücklich, da er überwiegend kognitiv besetzt ist. Angemessener scheint mir Martin Bubers Begriff der „Realphantasie“ oder die Beschreibung dessen, was dieser Begriff beinhaltet, nämlich eine Kombination aus Empathie (emotional) und Sich-Hineinphantasieren (kognitiv).

Fromm schließt seine Theorie der Liebe damit ab, dass er zunächst die Liebe zwischen Eltern und Kind und dann verschiedene Arten der Liebe wie Nächstenliebe, mütterliche Liebe, erotische Liebe, Selbstliebe und die Liebe zu Gott beschreibt (vgl. a.a.O., 58-94).

Resümee

Im Zusammenhang meiner Arbeit könnten Fromms Überlegungen,

- die existenzielle Funktion von Liebe sei eine Angstabwehr vor der Isolation und der Bedrohung durch die Sterblichkeit;
- Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung und Erkenntnis stellten Grundelemente der Liebe dar, auch eine wesentliche Rolle in Beziehungen überhaupt spielen.

Sie geben Antworten auf die Frage nach der grundlegenden Funktion von Beziehungen sowie auf die nach wichtigen Qualitäten von Beziehungen. Aber auch, wenn Fromm den Menschen noch stärker als Horney und Adler als „Beziehungswesen“ betrachtet, bleibt er noch ausschließlich einer individuellen Perspektive von Beziehung verhaftet.

2.1.5. Fritz Riemann: Grund-Polaritäten der menschlichen Existenz

Fritz Riemann wurde Anfang des letzten Jahrhunderts (1902) in Chemnitz geboren, absolvierte seine psychoanalytische Ausbildung in Berlin, siedelte nach Kriegsende nach München um und war Dozent und Lehranalytiker am Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie. Neben dem hier zugrunde gelegten Buch *Grundformen der Angst* (1981), das noch heute als Standardwerk gilt, schrieb er noch weitere Bücher (auch zu seinem anderen Interessengebiet, der Astrologie).

In Anerkennung und Erläuterung der Tatsache, dass das Phänomen Angst komplex ist und der Strukturierung bedarf, kommt Fritz Riemann in seinem Buch *Grundformen der Angst* zu vier solcher Grundformen, auf die sich alle anderen Ängste zurückführen lassen.

Entwicklung der Grundformen der Angst

Die vier Grund-Ängste sind nach Riemann die Konsequenz aus zwei grundlegenden Antinomien, denen der Mensch ausgesetzt ist:

Erste Antinomie: der Mensch hat das Bedürfnis nach Individuation auf der einen Seite und das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen auf der ande-

ren Seite. Zweite Antinomie: das Bedürfnis nach Veränderung oder Entwicklung auf der einen Seite und das Bedürfnis nach Dauer und Beständigkeit²⁹ auf der anderen Seite (Riemann 1981, 12-18).

Für jedes der vier Bedürfnisse, auf die die beiden Antinomien zurückgehen, formuliert Riemann entsprechend vier Forderungen:

1. wir sollen ein einmaliges Individuum werden;
2. wir sollen uns der Welt, dem Leben und den Mitmenschen vertrauend öffnen;
3. wir sollen Dauer anstreben;
4. wir sollten immer bereit sein, uns zu wandeln (a.a.O., 13ff.).

Aus dieser Zusammenstellung wird deutlich, dass die erste Forderung Gegenspieler der zweiten Forderung ist, was für die Beziehung der dritten zur vierten Forderung ebenfalls zutrifft. Demzufolge kommt Riemann nun zu folgenden Ängsten:

1. Die Angst vor Selbsthingabe, als Ich-Verlust und Abhängigkeit erlebt;
2. Die Angst vor der Selbstwerdung, als Ungeborgenheit und Isolierung erlebt;
3. Die Angst vor der Wandlung, als Vergänglichkeit und Unsicherheit erlebt;
4. Die Angst vor der Notwendigkeit, als Endgültigkeit und Unfreiheit erlebt (a.a.O., 15).

Wenn eine der vier Ängste die Überhand gewinnt, oder, umgekehrt formuliert, wenn einer der vier Grundimpulse aufgegeben wird, resultieren daraus vier Grundformen der Angst, auf deren Grundlage die Menschen verschiedene Persönlichkeits-Typen ausbilden:

1. Die schizoide Persönlichkeit - mit der Angst vor Selbsthingabe (dieses Grund-Bedürfnis wird aufgegeben) und dem übermäßigen Bedürfnis nach Individuation;
2. Die depressive Persönlichkeit - mit der Angst vor Individuation (dieses Grund-Bedürfnis wird aufgegeben) und dem übermäßigen Bedürfnis nach Zugehörigkeit;
3. Die zwanghafte Persönlichkeit - mit der Angst vor Wandel/Veränderung (dieses Grund-Bedürfnis wird aufgegeben) und dem übermäßigen Bedürfnis nach Beständigkeit und Dauer;
4. die hysterische Persönlichkeit - mit der Angst vor Beständigkeit und Dauer (dieses Grund-Bedürfnis wird aufgegeben) und dem übermäßigen Bedürfnis nach Wandel/Veränderung (vgl. a.a.O., 15).

Diese Typenlehre kann für meine Interessen insofern von Nutzen sein, als die Grundformen der Angst in abgemilderter Form durchaus allgemein menschliche Daseinsformen beschreiben. Außerdem liefert Riemann in der ausführlichen Beschreibung der einzelnen Grundformen jeweils auch Erläuterungen dazu, welche Konse-

²⁹ Diese Polarität - der Wunsch, beim Vertrauten zu bleiben und der Wunsch, sich zu entwickeln - formulierte auch Erich Fromm, wie zuvor in diesem Kapitel dargestellt.

quenzen die jeweilige Angst für die Liebe hat (aber nicht für Beziehung allgemein, weshalb ich hier darauf nicht näher eingehen werde).

Resümee

Mit diesen vier Grundformen stellt Riemann ein Modell zur Verfügung, dem zwei Grund-Polaritäten zu Grunde liegen: *Eigenständigkeit und Zugehörigkeit* als eine Dimension (oder Antinomie, wie er es nennt); und *Beständigkeit und Wandel* als zweite Dimension. Damit stellt er ein mehrdimensionales Modell zur Verfügung, dessen Auswirkungen auf Liebe und Partnerschaft er ebenfalls beschreibt. Der Frage, wie sich Erwachsene innerhalb dieses Modells entwickeln können, wird dagegen nicht explizit erörtert, wenngleich er mitunter Andeutungen macht, wie Partnerschaften mehr oder weniger problematisch bei der jeweiligen Konstellation gelebt werden können.

Nach Horney, bei der wir erste neurotische Typen im Zusammenhang mit Beziehungen erwähnt gefunden haben und Fromm, der Grundelemente der Liebe benannte, die Liebe als Antwort auf existenzielle Fragen der Menschen ansah, sowie Beziehungen allgemein als Antwort auf verschiedene Grundbedürfnisse betrachtete, und der mit dem Wunsch nach Beständigkeit und Entwicklung bereits eine Polarität formulierte, erweitert Riemann als dritter aus einer Reihe von Psychoanalytikern hier die polare Sichtweise. Mit seinen zwei Antinomien hat er ein dynamisches Modell geschaffen, das eine erste Orientierung für eine Einschätzung in der persönlichen Entwicklung geben kann, ohne dass singuläre Eigenschaften zugrunde liegen.

Die Grundlagen für dieses dynamische Modell sind die elementaren Polaritäten des Lebens, Dauer und Wandel sowie Eigenständigkeit und Zugehörigkeit. Im Hinblick auf ein diagnostisches Modell hat es den Vorteil, dass es sowohl „gesunde“ als auch schlecht angepasste bis pathologische Formen allein dadurch beschreiben kann, dass die Ausprägung des einen Pols in einem angemessenen oder unangemessenen Verhältnis zum anderen Pol steht - und insofern bezeichne ich es als ein dynamisches Modell. Riemann beschreibt seine Grundformen der Angst (u.a. auch explizit in ihren Auswirkungen auf die Liebe) zwar in einer Weise, als sei jeder Mensch eindeutig einem der Grundtypen zuzuordnen. Dies kann zwar zur Charakterisierung der Grundtypen dienen, trifft jedoch so kaum auf reale Personen zu. Da es sich um ein Modell von zwei Antinomien handelt, ist jedoch klar, dass die Beschreibung eines jeden Typs immer insofern einen Mischtyp darstellt, als es immer um das Verhältnis der zwei gegenläufigen Bedürfnisse zueinander geht.

Es könnte sein, dass auch bei der stufenspezifischen Beschreibung von Beziehungskategorien nicht nur singuläre persönliche Eigenschaften eine Rolle spielen, sondern der Gedanke der Polaritäten eine weitere Beschreibungsgröße darstellt (beispielsweise könnten sich Polaritäten stufenweise abwechseln).

Auch inhaltlich müssen die von Riemann erwähnten Antinomien sicherlich im Zusammenhang mit der Erforschung der Beziehungsentwicklung berücksichtigt werden, denn die Bedürfnis-Polaritäten Eigenständigkeit - Zugehörigkeit und Dauer - Wandel sind so grundlegend, als dass sie vernachlässigt werden könnten.

Mit diesen Polaritäten hat sich Riemann auf die Ebene grundlegender, alle Menschen betreffender Herausforderungen begeben und damit den Rahmen seiner Betrachtung auf allgemein menschliche Situationen und Problematiken erweitert.

Mit der nun folgenden Darstellung der Bindungstheorie von John Bowlby beende ich die Darstellung psychologischer Ansätze, die noch eindeutig dem psychoanalytischen Modell zugeordnet werden können. Bowlby markiert vielmehr in der hier vorgenommenen Zusammenstellung eine Übergangsposition zu den nächsten Ansätzen, die der Objektbeziehungstheorie zugeordnet werden.

2.2. Objektbeziehungstheoretische Beiträge

2.2.1. John Bowlbys Bindungstheorie

John Bowlby, englischer Psychoanalytiker und Kinderpsychiater, ist innerhalb der psychoanalytischen Gemeinschaft nicht eindeutig einzuordnen. Er selbst distanzierte sich von den Analytikern bzw. distanzierten sich diese von ihm, was unter anderem auf seine Position zur Freudschen Triebtheorie zurückzuführen ist (Holmes 2002, 86f.), denn er gab die Triebtheorie zugunsten der primären Objektsuche auf und fiel dadurch bei vielen Psychoanalytikern in Ungnade. Er selbst sah am ehesten eine Nähe zur „Ungarischen Schule“ innerhalb der Psychoanalyse, besonders zu Sandor Ferenczi und Michael Balint. Hatte er ursprünglich vorgehabt, durch die biologische Untermauerung der Theorie der Objektbeziehungen einen Beitrag zur Modernisierung der psychoanalytischen Metapsychologie zu leisten, musste er angesichts der ablehnenden Haltung beispielsweise der Kleinianer oder Anna Freuds und ihrer Anhänger zur Kenntnis nehmen, dass er eher eine Art neues psychologisches Paradigma entworfen hatte. Diese Entwicklung hat jedoch auf Grund der „postbowlbyschen Forschung“ Aussichten auf Versöhnung der Positionen. Im Wörterbuch der Psychotherapie stellt Schneiderbauer fest, dass es sich bei der Bindungstheorie um eine Theorie zwischenmenschlicher Beziehungen handelt, die Gemeinsamkeiten mit der Objektbeziehungstheorie hat (Schneiderbauer 2000, 95).³⁰

Bowlby arbeitete seit den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts mit seelisch gestörten und elternlosen Heimkindern. Er kam auf das Forschungsthema der Bindung, als er die Lebensläufe von 44 jugendlichen Dieben studierte und dabei feststellte, dass die meisten Täter bereits als Kinder ihre Mutter verloren hatten. Daraus schloss er, dass Trennung eine Ursache für seelisches Leid sein könnte (vgl. auch Greuter 2001) und begann, das Phänomen der Bindung zu erforschen.

³⁰ Daher habe ich die Darstellung von Bowlbys Theorie zu Beginn des Abschnitts *Objektbeziehungstheorie* angeordnet.

Bedeutung von Bowlbys Bindungstheorie für Erwachsene

Anders als seine orthodoxen psychoanalytischen Kollegen ging Bowlby davon aus, dass Säuglinge nicht nur Triebbedürfnisse haben, sondern daneben auch soziale Bedürfnisse. 1957 stellte er erstmals dar, dass bereits Säuglinge soziale Bindungen eingehen können (Schneiderbauer 2000, 94), und er entwickelte nach und nach seine Bindungstheorie, wobei er mit Bindung eine sehr elementare Qualität menschlicher Beziehung meint:

„... die Erfüllung der Bindung ist nicht primär orgiastischer Natur - sie ist vielmehr, durch das Erreichen von Nähe, ein entspannter Zustand, in dem man damit anfangen kann, 'sich um Dinge zu kümmern', eigene Projekte zu verfolgen und zu *erkunden*“ (Holmes 2002, 87, im Original kursiv).

In diesem Sinne kann man Bowlbys Bindungstheorie als eine „räumliche Theorie“ verstehen, frei nach dem Motto: „Wenn ich einem geliebten Menschen nahe bin, fühle ich mich gut; wenn ich weit weg bin, habe ich Angst, bin traurig oder einsam“. Dieses Bedürfnis nach Bindung hielt Bowlby jedoch nicht nur für ein eigenständiges Bedürfnis des Menschen von der Geburt an und in der Kinderzeit. Denn er sah in diesem Bedürfnis und den daraus resultierenden Verhaltensweisen (Bindungsverhalten) vor allem auch eine natürliche, gesunde Funktion, die keinesfalls als ein Anzeichen der Regression zu betrachten sei (Bowlby 1988, zitiert nach Josselson 1999, 19).

Ich möchte hier nicht im Detail die Forschungserkenntnisse der Bindungsforschung darstellen, bei der neben Bowlby vor allem dessen Mitarbeiterin Mary Ainsworth zu nennen wäre.³¹ Sofern die Erkenntnisse der Bindungsforschung sich jedoch auch auf das Bindungsverhalten Erwachsener erstrecken oder übertragen lassen, sollen sie im folgenden erwähnt werden.

In seinem Buch *Trennung* (1976) betont Bowlby, dass Menschen aller Altersstufen dann am glücklichsten und zu optimalen Ergebnissen imstande wären, wenn sie sich von zuverlässigen Personen umgeben fühlen (a.a.O., 410). Als Entwicklungsaufgabe der Jugend und des frühen Erwachsenenalters sieht Bowlby es an, sich von Bindungsfiguren zu trennen und neue Bindungen einzugehen (Holmes 2002, 90). Als erwachsene Form der Bindung betrachtet Bowlby die Ehe (a.a.O., 103). Dabei versteht er Zuneigung nicht wie Freud als „zielgehemmte Sexualität“,³² sondern er geht eher mit Fairbairn konform, wenn er in der körperlichen Lust nicht das eigentliche Ziel sieht. Bowlby neigt eher dazu, die Bedeutung der Sexualität in der Ehe herunter zu spielen und darauf zu bestehen, dass das Bindungssystem und das sexuelle Verhalten verschiedene psychologische Phänomene seien, auch wenn die Gesellschaft wün-

³¹ Mary Ainsworth führte erste empirische Untersuchungen zum Bindungsverhalten durch. Dabei konzentrierte sie sich vor allem auf die Entwicklung der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Jahr. Als Wissenschaftlerin wurde sie besonders durch die von ihr entwickelte Labormethode *Unbekannte Situation* bekannt (vgl. Josselson 1999, 62; Holmes 2002, 107;).

³² Vgl. die in diesem Kapitel unter Psychoanalyse/Bergmann dargestellten drei Theorien der Liebe von Freud.

schen würde, es wäre anders. Genau so wie Bowlby nicht bereit war, die Mutter-Kind-Bindung auf die Nahrungsversorgung zu reduzieren (wie es Melanie Klein seines Erachtens nach tat), genau so wenig sei eine erwachsene Paarbindung angemessen durch die Sexualität zu erklären.

Die in der Bindungsforschung getroffene wichtige Unterscheidung zwischen „sicherer“ und „ängstlicher“ Bindung hat nach Bowlby sogar eine diagnostische Bedeutung für Erwachsene. Er nahm an, dass ängstliche Bindungen Vorläufer für Entwicklungsschwierigkeiten und psychische Krankheiten bei Erwachsenen seien (a.a.O., 106).

Was die Qualität der Bindung als Dimension von Beziehungen allgemein angeht, werde ich im Folgenden, wenn es weiterhin um objektbeziehungstheoretische Konzepte von Beziehung geht, im Zusammenhang mit Josselsons Ansatz noch einmal detaillierter auf diese Dimension zurückkommen.

Resümee

Bowlbys Forschungsergebnisse belegen einmal mehr zwei wichtige Grundannahmen: Erstens, dass die Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen während der gesamten Lebensspanne grundlegend für psychische Gesundheit und Entwicklung ist; und zweitens, dass Beziehungen nicht nur, wie in der klassischen Psychoanalyse angenommen, auf sexuelle Triebe zurückzuführen, sondern dafür viele Dimensionen wesentlich sind.

Bowlbys Ausführungen stellen also eine weitere Begründung dafür dar, Beziehungen selbst zum Gegenstand von Untersuchungen zu machen. Zur Entwicklung von Beschreibungskategorien könnte die von ihm untersuchte Dimension der Bindung eine wichtige Grundlage darstellen.

2.2.2. Ruthellen Josselson: Zur Psychologie der zwischenmenschlichen Beziehungen

Ruthellen Josselson ist Professorin für Psychologie an der Towson State University und praktizierende Psychotherapeutin in Baltimore/Maryland. Außerdem hat sie neben ihrem Buch über die Psychologie zwischenmenschlicher Beziehungen³³ noch ein Buch über die Identitätsentwicklung von Frauen veröffentlicht (1991).

³³ Diese Überschrift „Psychologie der zwischenmenschlichen Beziehungen“ ist der Untertitel eines 300 Seiten starken Buches von Ruthellen Josselson (1999). Der eigentliche Titel des Buches lautete im amerikanischen Original *The Space Between Us* (1992). In der deutschen Übersetzung erschien dieses Buch zunächst im Ernst Kabel Verlag als Hardcover unter dem Titel *Was uns zusammenhält* (1994), bevor es dann unter dem reißerischen Titel *Liebe ist mehr als ein Wort* (1999) mit dem oben erwähnten Untertitel als Taschenbuch bei Heyne erschien.

Im folgenden möchte ich Josselsons Ansatz etwas detaillierter darstellen, da es eine Veröffentlichung ist, die viele Aspekte zum Thema Beziehungsentwicklung berücksichtigt, die auch für diese Arbeit wichtig sind, vor allem jedoch bietet sie eine Entwicklungsperspektive an.

Absicht und Vorgehensweise

Nach eigenen Aussagen versucht Josselson in ihrem Buch, sowohl der Phänomenologie als auch der Theorie gerecht zu werden. Indem sie beide miteinander verknüpft, verfolgt sie die Absicht, mit Hilfe des einen das andere zu erklären. Die Fragen, von denen sie sich bei ihrer Erforschung der zwischenmenschlichen Beziehungen leiten lässt, sind: „Was bedeutet ein Mensch dem anderen?“; und „Wie machen wir von unserer persönlichen Entwicklung voneinander Gebrauch?“ (Josselson 1999, 10).

Josselsons Ausführungen basieren in theoretischer Hinsicht auf der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie und auf Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie; um auch ihrem phänomenologischen Anspruch gerecht zu werden, hat sie ausführliche Interviews mit Menschen geführt, denen die Aufzeichnung von Beziehungsdiagrammen vorausgingen.³⁴ Basierend auf dieser Grundlage führte sie ausführliche (drei- bis fünfstündige) Gespräche zu verschiedenen Aspekten, beispielsweise der Stimmung in verschiedenen Beziehungen, welche wichtigen Augenblicke es gegeben habe und wie sich die Bedeutung der Personen für den Gesprächspartner im Laufe der Zeit verändert hat (vgl. a.a.O., 11).

In ihrer entwicklungstheoretischen Perspektive weicht Josselson von der Freud'schen Orientierung ab, die eher von dem schuldhaften Menschen als Prototyp ausgeht, und schlägt dagegen

„... einen sehnenenden Menschen als Prototyp einer Entwicklungstheorie vor, [der] die zwischenmenschlichen Beziehungen zum Angelpunkt ihrer Betrachtungsweise macht“ (a.a.O., 12).

Ihre Kritik an der herkömmlichen psychoanalytischen Entwicklungstheorie richtet sich vor allem dagegen, dass dort jedes Bindungsbedürfnis als neurotisch angesehen oder sogar pathologisiert wird (abgesehen von dem der sexuellen Befriedigung). Dabei beruft sie sich auch auf den hier zuvor bereits erwähnten Bindungstheoretiker John Bowlby, der diese psychoanalytische Position als eines der „gefährlichsten Konzepte der modernen Psychiatrie“ ansieht, die das Bedürfnis erwachsener Menschen nach anderen Menschen (sie zu brauchen) als „ein Zeichen regressiven Abhängigkeitsstrebens“ ansieht (Bowlby 1988, *A Secure Base*, zitiert nach Josselson 1999, 19). Dagegen geht Josselson davon aus, „daß es durchaus gesund und notwendig ist, wenn Menschen sich gegenseitig brauchen“ (a.a.O., 13).

³⁴ Dazu sollten die Interviewten Zeichnungen anfertigen, in denen sie - jeweils in Fünf-Jahres-Schritten - die wichtigsten Personen in ihrem Leben mit Kreisen markieren (a.a.O., 11).

Josselson, die hier als Vertreterin eines Beziehungsverständnisses auftritt, das seine Wurzeln in der Objektbeziehungstheorie hat, bemerkt neben dem Verdienst dieses Ansatzes, (der darin besteht, die Lehre der zwischenmenschlichen Beziehungen endgültig etabliert und sanktioniert zu haben), auch dessen Mangel, der in seiner fast ausschließlichen Konzentration auf Beziehungen im Kindesalter besteht (a.a.O., 18).

Ausgangspunkt des Beziehungsverständnisses

Josselson geht davon aus, dass der Wunsch nach Beziehung aus der existenziellen Isolation herrührt, die wir nur mit Hilfe von Beziehungen zu anderen versuchen können zu überwinden (a.a.O., 19f.):

„Die Beziehungen zu anderen Menschen entstehen also aus dem Bestreben heraus, eine Verbindung zu schaffen und dadurch diesen psychologischen und physischen Raum zu überwinden. Unterschiedliche Beziehungsformen sind unterschiedliche Methoden, die Kluft zwischen uns zu schließen. Das 'Dazwischen' - die Art und Weise, wie der Raum ausgefüllt wird oder zurückstrahlt - ist ungeheuer wichtig“. (a.a.O.)

Beziehungen dienen also dazu, den Raum, der uns voneinander trennt, zu überwinden. Sie erwähnt verschiedene Wissenschaftler, die sich bereits mit verschiedenen Aspekten von Beziehungserfahrungen beschäftigt hätten:

- D.W. Winnicott, der das Phänomen des Festhaltens untersuchte;
- John Bowlby, der das Phänomen der Bindung (bzw. der Anhänglichkeit, wie Josselson sich hier ausdrückt) untersuchte;
- Sigmund Freud, der alle Phänomene unter dem Aspekt des Sexualtriebs betrachtete;
- Jean Baker Miller und Kollegen, die den Aspekt von gegenseitigem Verständnis und Vertraulichkeiten erforschten;
- Carol Gilligan, die zum Dilemma der Fürsorglichkeit und der Gemeinschaft als wichtige Faktoren für die Eigenpersönlichkeit, die Identität und die Moralvorstellungen forschte (vgl. a.a.O., 20).

Alle diese Theoretiker bleiben nach Josselson jedoch eindimensional, wohingegen eine Verbindung all dieser Modelle ein ungleich komplexeres Gefüge erkennen lässt (a.a.O.). Der Versuch, eine solche Verbindung herzustellen sowie ihre bereits erwähnte Grundannahme, Beziehung als den Versuch zu verstehen, den trennenden Raum zwischen den Menschen zu überwinden, führt zu dem im folgendem dargestellten Beziehungsverständnis.

Josselsons Beziehungsverständnis

Das Beziehungsverständnis von Josselson beruht auf acht Beziehungsdimensionen.

Wenn sie jedoch von Beziehung spricht, ist letztlich unklar ob sie Liebe meint oder ob sie eine Psychologie der zwischenmenschlichen Beziehung allgemein erarbeiten will? In ihren Texten geht das immer wieder durcheinander, so dass der Eindruck entstehen kann, Beziehung und Liebe seien für sie Synonyme.

Josselsons grundlegende Orientierung bei der Suche nach Beziehungsdimensionen besteht darin, dass es in Beziehungen immer darum geht, den Raum zwischen uns zu überwinden. Außerdem versucht sie, den Entwicklungsgedanken in ihrem Ansatz zu integrieren. Sie geht davon aus, dass jede der acht Dimensionen eine ganz konkrete und grundlegende Erfahrung in der Entwicklungsgeschichte des Einzelnen ist. Die einzelnen Dimensionen verweben sich demnach ineinander und machen so das Beziehungsgeflecht des Erwachsenenlebens aus. Bei all diesem Ineinanderfließen hat jedoch jede Dimension ihren „Mittelpunkt, ihre eigene grundlegende Phänomenologie ... ihre eigene Metapher und Erscheinungsform“. (a.a.O., 23)

Die acht Beziehungsdimensionen

Josselson beschreibt Beziehungen mit Hilfe folgender acht Dimensionen (aufgeteilt in zwei mal vier Dimensionen):

- Gehaltenwerden (*Holding*)
 - Bindung (*Attachment*)
 - leidenschaftliche Erfahrung (*Passionate Experience*)
 - Auge-zu-Auge-Bestätigung (*Eye-to-Eye-Experience*)
-
- Idealisierung und Identifizierung (*Idealization and Identification*)
 - Vertrautheit und Resonanz (*Mutuality and Resonance*)
 - Eingebettet-Sein (*Embeddedness*)
 - Fürsorglichkeit (*Tending [Care]*); (a.a.O., 19-25)

Ich habe die acht Beziehungsdimensionen hier in zwei Vierer-Blöcken dargestellt, weil Josselson die ersten vier als elementar bezeichnet. Damit meint sie, dass diese entweder bereits mit der Geburt vorhanden sind wie Gehaltenwerden und die Triebbefriedigung (bzw. „leidenschaftliche Erfahrung“), oder dass sie recht bald danach entstehen (wie die Bindung und die Auge-zu-Auge-Resonanz). Die letzten vier Dimensionen sind dagegen mit der kognitiven Reifung verbunden und können sich daher mitunter erst sehr spät in der Kindheit entwickeln.

Am Ende ihres Buches stellt Josselson in einer Tabelle noch eine weitere Übersicht über die acht Dimensionen zur Verfügung, in der sie einer jeden dieser Dimensionen pathologische Pole zuordnet, die ein Zuwenig oder Zuviel beschreiben (siehe Tab. 2).

Im folgenden möchte ich die einzelnen Dimensionen etwas genauer beschreiben.

Gehaltenwerden

Die Dimension des Gehaltenwerdens ist nicht so leicht zu verstehen, da sie weder „kognitiv realistisch noch emotional begreifbar ist“ (a.a.O., 50)³⁵. Das Gefühl des Ge-

Tabelle 2: Die Dimensionen und ihre pathologischen Pole
(aus Josselson 1991, 276)

Zuwenig	DIMENSION	Zuviel
Fallen	GEHALTENWERDEN	Ersticken
Einsamkeit, Verlust	BINDUNG	Klammern
Hemmung, emotionale Abstumpfung	LEIDENSCHAFTEN	zwanghafte Liebe
Vernichtung, Zurückweisung	BESTÄTIGUNG	Durchsichtigkeit
Desillusionierung, Sinnlosigkeit	IDEALISIERUNG IDENTIFIKATION	sklavische Leiden- schaft
Einsamkeit, Dissonanz	VERTRAUTHEIT RESONANZ	Verschmelzung
Entfremdung	EINGEBETTETSEIN	Unterwürfigkeit
Gleichgültigkeit	FÜRSORGLICHKEIT	Überängstlichkeit

haltenwerdens, sagt Josselson, ist „irgendwo zwischen Phantasie und Realität“, und sie fährt fort:

„Wir fühlen uns sicher, obwohl wir wissen, dass wir es eigentlich nicht sind. Wir verlassen uns auf Menschen, obwohl wir wissen, dass sie uns letztendlich keine absolute Sicherheit bieten können. Das Nebeneinander von Wissen und Nichtwissen gibt unserem Bedürfnis, gehalten zu werden, seine charakteristische Form. Und doch suchen wir, sobald wir sicher wissen, daß wir nicht festgehalten werden, anderswo Halt.“ (a.a.O., 50)

Eine solche haltende Qualität kann nach Josselson besonders der Erwachsene nicht nur in einzelnen Personen finden, sondern in Gruppen, Lebensräumen oder „Stützpunkt-Umfeldern“, die als Unter- oder Hintergrund zur Verfügung stehen (Die Bezeichnung „Umfeld“ stammt in diesem Zusammenhang von Winnicott; a.a.O., 51). Ein anderer Akzent des Gehaltenwerdens kann in dem Empfinden eines emotionalen Halts gesehen werden, was sich so anfühlt, dass

³⁵ Als erste Dimension innerhalb einer Entwicklungsreihe ist eine solche relative Unverständlichkeit eigentlich nicht überraschend, da in den frühen Entwicklungsphasen noch keine kognitiven Strukturen zur Verfügung stehen.

„... wir uns gestärkt [fühlen], wenn wir jemanden haben, der an uns glaubt - der *hinter* uns steht, der auf uns baut. Er steht uns bei, und das kommt der Vorstellung von der Metapher des Gehaltenwerdens schon sehr nahe“ (a.a.O., 54).

Diese Ausführungen machen nun auch nachvollziehbar, dass ein Zuviel dieser Qualität die eigenen Möglichkeiten des Selbstausdrucks stark einschränken kann bis hin zu dem, was Josselson in der Tabelle dann mit „Ersticken“ meint. Mit dem anderen pathologischen Pol, dem Fallen bei einem Zuwenig der Dimension des Gehaltenwerdens, ist der völlige Mangel eines elementaren Sicherheitsgefühls, einer grundlegenden Geborgenheit und Verwurzelung angesprochen.

Bindung

Die Dimension der Bindung hat durchaus Ähnlichkeit mit der Qualität des Gehaltenwerdens. Also versuche ich, die Qualität der Bindung in Abgrenzung zur Qualität des Gehaltenwerdens deutlich zu machen. Gehaltenwerden, so sagt Josselson, ist eher eine passive Erfahrung, während die Bindung ein aktiver Prozess ist, bei dem man sich an jemand anderen klammert, um damit die Angst vor der Einsamkeit zu reduzieren (a.a.O., 61ff.). Natürlich bezieht sie sich hier auch auf den Bindungstheoretiker John Bowlby, mit dem sie die Auffassung teilt, dass die Qualität der Bindung lebenslang, also bis ins hohe Alter für die Menschen wichtig ist. In diesem Zusammenhang macht sie noch einmal auf den Fehlschluss der früheren Entwicklungstheorie aufmerksam, die gerade die Entwicklung des Heranwachsenden unzutreffend gesehen hat. Man habe sich bei den Heranwachsenden zu sehr auf den Aspekt der Trennung und Autonomie konzentriert und dabei übersehen, dass die Bindung zu den Eltern die Grundlage für eine gelungene Identitätsentwicklung ist. Josselson führt Untersuchungen an, die deutlich machen, dass die Bindung zu den Eltern zwar einer Prüfung unterzogen wird und sich verändert, dass diese aber selbst im Erwachsenenalter im allgemeinen immer noch besteht³⁶ (was auch Josselson in ihren Interviews bestätigt fand). Hinzu kommt die Tatsache, dass die Konzentration auf die so genannte Ablösung von den Eltern den Blick sehr verengt und dabei übersehen wird, „dass die Hauptbeschäftigung der Jugendlichen eigentlich ist, Bindungen [zu Personen seiner Bezugsgruppe] aufzubauen“ (a.a.O., 65).

Für das Erwachsenenalter bedeutet das, dass die Menschen bis dahin viele Bindungserfahrungen gemacht haben, sei es mit Familienmitgliedern oder anderen Menschen. Was die Erforschungen solcher Bindungen im Erwachsenenalter betrifft, so weist Josselson unter Verweis auf Mary D.S. Ainsworth³⁷ (der bereits erwähnten Kollegin von John Bowlby) und R.S. Weiss³⁸ darauf hin, dass Bindungen bei Erwachse-

³⁶ Vgl. Salzman 1990; Grotevant und Cooper 1985; Frank, Avery und Laman 1988.

³⁷ Ainsworth, Mary D.S. (1982): Attachment: Retrospect and Prospect. In: Parkes, C.M. und Stevenson-Hinde, J. (Hrsg.): The Place of Attachment in Human Behaviour. New York.

³⁸ Weiss, R.S. (1982): Attachment in Adult Life. In: Parkes, C.M. und Stevenson-Hinde, J. (Hrsg.): The Place of Attachment in Human Behaviour. New York.

nen schwieriger zu analysieren sind, vor allem, weil sie sich im Verhalten nicht so deutlich bemerkbar machen.

Was die Pathologien angeht, so bedeutet ein Mangel an Bindung Einsamkeit und Verlust, wohingegen ein Zuviel als Klammern erlebt wird (Tab. 2).

Leidenschaftliche Erfahrung

Anders als bei den ersten beiden Dimensionen handelt es sich bei der „leidenschaftlichen Erfahrung“ nach Josselson um ein Vordergrundphänomen. Es liegt in der Natur von Leidenschaften, dass sie „intensive Erfahrungen“, „laut und drängend“, „emotional aufgeladen“ und „unsere ganze Aufmerksamkeit beanspruchend“ sind (a.a.O., 86).

Josselson stellt zunächst die psychoanalytische Perspektive dar, die im Grunde alle menschlichen Bindungen als „leidenschaftlich“ ansieht, wobei Freuds Position darin gipfelt, unser Bedürfnis nach anderen ausschließlich auf unsere stark ausgeprägten Triebe zurückzuführen (unsere lustvollen Bedürfnisse nannte Freud „libidinös“,³⁹ was aus psychoanalytischer Perspektive letztlich für alle psychischen Bedürfnisse zutrifft; a.a.O., 86f.).

Nach psychoanalytischem Verständnis besteht psychologische Reife darin, eine „erwachsene Genitalität“ zu entwickeln (a.a.O., 87). Nach Freud ist, wie Josselson ausführt, damit das Zustandekommen einer heterosexuellen Paarbeziehung gemeint, die eine gegenseitige sexuelle Befriedigung ermöglicht (a.a.O.). Josselson weist jedoch darauf hin, dass dieses triebgesteuerte Verständnis von Leidenschaften ein Ansatz ist, der für Männer zutreffen mag und hilfreich ist, das leidenschaftliche Erleben von Männern besser zu verstehen, für das Verständnis von Frauen und Leidenschaft jedoch eher Verwirrung stiftet (a.a.O., 88).

Josselson kommt auch auf einen existenzielleren Aspekt dieser Dimension zu sprechen, wenn sie deutlich macht, dass das Berühren und Berührt-Werden bis hin zum Akt der körperlichen Vereinigung selbst die (körperlichen) Grenzen zwischen dem Ich und dem Du verschwimmen lässt (vgl. a.a.O. 89). Der Wunsch auch erwachsener Menschen nach Verschmelzung wird in der Psychoanalyse mal als pathologisch regressives Bedürfnis, mal als gesunde Fähigkeit, sich auf jemanden anderen einlassen zu können ohne sich aufzugeben, interpretiert. Josselsons Position ist, dass der gesunde Erwachsene imstande sein sollte, sowohl eine Trennung zu ertragen als auch für Intimitäten offen zu sein (a.a.O., 92).

Außerdem weist Josselson auf ein Paradoxon hin, dass darin besteht, dass nur durch die Andersartigkeit (die sie letztlich jedoch auf das Geschlecht reduziert), die Voraussetzung gegeben ist, das Erlebnis einer Vereinigung, einer Aufhebung des Unterschieds zu erleben, „nur um uns danach um so rätselhafter zu erscheinen“ (a.a.O., 93).

³⁹ Die Psychoanalyse geht von einer biologischen Perspektive aus, nach der sexuelle Reigungen (seien sie oral, anal oder genital) „als die Währung schlechthin im menschlichen Beziehungsgeflecht“ betrachtet werden (a.a.O., 87).

Schließlich äußert sie eine Idee, die zumindest teilweise erklärt, warum Menschen in einer schmerzvollen Beziehung bleiben: dann ist immerhin noch das Bedürfnis nach Intensität gegeben.

In ihren Interviews mit Erwachsenen machte Josselson im Zusammenhang mit dem Thema der Leidenschaft noch andere interessante Beobachtungen: Den Gesprächen und ihren Erfahrungen als Psychotherapeutin nach kommt sie zu der sie selbst verblüffenden Einschätzung (vor allem angesichts dessen, dass Sexualität in unserer Gesellschaft einen hohen Stellenwert hat), dass „Asexualität in der Ehe ... das letzte, schamvoll bestgehütete Geheimnis zu sein [scheint]“ (a.a.O., 104). Sie stellte darüber hinaus fest, dass es den Menschen nicht so wichtig gewesen sei, leidenschaftlich begehrt zu werden, sondern vielmehr das Gefühl vermittelt zu bekommen, auserwählt zu sein und an erster Stelle zu stehen.

In ihrer Aufstellung von Pathologien der einzelnen Dimensionen erwähnt Josselson für die Dimension Leidenschaft auf der einen Seite eine „zwanghaft Liebe“, wo es sich um ein Zuviel an Leidenschaft handelt, und auf der anderen Seite „Hemmung und emotionale Abstumpfung“, wo es an Leidenschaft mangelt (a.a.O., 276).

Abschließend kommt auch Josselson (wie auch Bergmann zu Beginn dieses Kapitels) zu dem Ergebnis, dass Freud keine überzeugende Theorie der Liebe entwickelt hat, sondern sein Ansatz, die Liebe zwischen Erwachsenen aus dem Erreichen der Genitalität und dem Ödipuskomplex abzuleiten, nur weitere Verwirrung gestiftet hätte: Denn nicht die Genitalität allein ist es, die zu einer reifen, befriedigenden Liebe führt, sondern es bedarf darüber hinaus anderer Beziehungsdimensionen, z.B. Vertraulichkeit und Einfühlungsvermögen.

Augensprache

Mit dieser Dimension kommen wir zur letzten der ersten vier elementaren Kategorien. Die Augensprache gibt uns die Möglichkeit zu erkennen, dass wir anderen Menschen etwas bedeuten und dass wir in anderen etwas auslösen (a.a.O., 114ff.). Diese Bedeutung der Augensprache ist das ganze Leben hindurch vorhanden. Josselson geht sogar so weit, Blicke für aussagekräftiger als Worte zu halten - zumindest was Aussagen über die Beziehung betrifft - und meint: „Worte können lügen, Augen nicht“.

Das, was uns die Augen eines anderen geben können, hat nach Josselson einen großen Einfluss auf unser Selbstwertempfinden. Die Art, wie wir angeschaut werden, kann uns ein grundlegendes Empfinden von Wertschätzung vermitteln, das an keine Bedingung geknüpft ist. Diese Erfahrung brauchen wir auch als Erwachsene immer wieder. Dabei beruft sie sich auf Martin Buber, der deutlich gemacht hat, dass es dem Menschen eigen ist, diese Art von Bestätigung zu brauchen. Auch in der Psychotherapie kommt dem Augenkontakt eine wichtige Bedeutung zu (damit kehrt sie sich von der klassischen psychoanalytischen Haltung der Abstinenz ab, die auch in der vom Patienten nicht einsehbaren sitzenden Position des Analytikers am Kopfende der Couch, auf dem der Patient lag, Ausdruck fand).

Die Wirkung eines solchen Sich-Einfühlens in jemand anderen besteht darin, dass man sich in seinem Ego bestätigt, gespiegelt oder „erkannt“ fühlt. Bei Buber heißt dieses Konzept „Realphantasie“: Das bedeutet, sich so gut es nur geht in jemand anderen hinein zu phantasieren, als sei man der andere (a.a.O., 120ff.). In diesem Bedürfnis, „gekannt“ und damit bestätigt zu sein, sieht Josselson ein fundamentales Interesse des Menschen. Gleichzeitig erkennt sie das Paradoxon, dass wir uns dennoch niemals ganz verstehen können. In diesem Bestreben, verstanden zu werden, sieht sie erneut einen Versuch, die existenzielle Isolation zu überwinden und den trennenden Raum zu überwinden. Dies ist jedoch letztlich nicht ganz und gar zu erreichen, so dass „am entferntesten Ende der Auge-zu-Auge-Erfahrung ein 'schwarzes Loch'“ ist (a.a.O., 126).

Die pathologischen Extreme der Dimension der Augensprache bestehen auf der einen Seite in einer ungewollten Transparenz, die es unmöglich macht, Eigenes für sich zu behalten, so dass man gewissermaßen für andere durchsichtig ist; bei einem Mangel an Auge-zu-Auge-Bestätigung, fühlt man sich zurückgewiesen oder gar vernichtet, wenn die grundlegende Bestätigung vollkommen ausbleibt.

Idealisierung und Identifikation

Mit dieser Dimension beginnt die zweite Gruppe der wiederum vier Beziehungsdimensionen, die mit einer kognitiven Reifung verbunden sind und daher mitunter erst sehr spät in der Kindheit entwickelt werden können. Unter Idealisierung versteht Josselson das Phänomen, dass man in Beziehungen zu bestimmten Menschen etwas sucht, was man bei sich selbst vermisst und gern hätte. Eine solche Idealisierung ist sozusagen eine Folge der kognitiven Reifung, die es mit sich bringt, dass man sich mit anderen vergleicht und dabei an anderen Attribute feststellt, die man selbst gern hätte. (a.a.O., 143ff.). Dieses Bedürfnis ist, wie Josselson betont, für die Entwicklung wichtig, da es einem einerseits „ein freudvolles Gefühl der Perspektive und des Handelns“ gibt, und andererseits die eigenen Grenzen zu transzendieren hilft. Auch bei der Idealisierung stellt Josselson wieder ein Paradoxon fest: So sehr wir einerseits danach streben, das oder den Idealisierten zu erreichen, so sehr bedeutet dies, das idealisierte Objekt zu verlieren. So kann eine erfolgreiche Identifizierung mit den Anteilen, die wir an einem anderen bewundern, durchaus das Ende einer (äußerlichen) Beziehung darstellen. Dieses Phänomen ist beispielsweise Menschen vertraut, die aus einer Beziehung zu Mentoren, Führern oder Geliebten herausgewachsen sind, wenn sie deren Fähigkeiten verinnerlicht haben.

Neben Identifikationen mit den Anteilen anderer Menschen, die wir uns zu eigen machen wollen, erwähnt Josselson auch die Kraft der Negativ-Identifikation für Beziehungen. Das Bestreben, nicht so zu sein wie eine bestimmte andere Person, kann eine intensive Bindung zu dieser herstellen.

Die pathologische Seite der Idealisierung und Identifikation besteht in einem Zustand der Desillusionierung und der Sinnlosigkeit. Auf der anderen Seite der Pathologie nennt Josselson die sklavische Hingabe, die sich bei einem Übermaß an Idealisierung und Identifikation einstellt (a.a.O., 276).

Vertrautheit und Resonanz

Vertrautheit ist nach Josselson etwas, was immer im Raum zwischen Menschen statt findet. Sie sieht Parallelen zu dem, was Buber als „Ich-Du“ bezeichnet; J.B. Miller spricht vom Selbst-in-Beziehung“, und D. Stern von einem Zustand des „Mit-Seins“ (a.a.O., 165-185). So ist Vertrautheit „eine reine Form der Gemeinschaft mit einer anderen Person“ (a.a.O., 167). Als Beispiel fügt Josselson die Betrachtung eines schönen Gemäldes an: Es allein anzuschauen mag durchaus eine angenehme Erfahrung sein, diese jedoch mit einer anderen Person gemeinsam wertschätzend zu betrachten, ist eine ganz andere Erfahrung - eine, die durch Vertrautheit entsteht. Josselsons Beschreibung der Dimension Resonanz ist dagegen leider schwieriger nachzuvollziehen, wie folgender Definitionsversuch von ihr veranschaulicht:

„Resonanz ist ... etwas anderes als Bestätigung [...] Bei der Resonanz nehme ich, was ich von mir selbst (und von dir) weiß, erweitere es mit dem, was du von dir (und von mir) weißt, worauf wir dann das erfahren können. was wir voneinander wissen, und wie diese Teile von uns beiden zusammenzufügen sind“ (a.a.O., 168).

An anderer Stelle fügt sie hinzu:

„Je intensiver die Resonanz, desto entspannter ist die Grenze zwischen dem Selbst und den anderen, desto mehr ist jede Person voll (aber nicht ganz) in dem Raum dazwischen“ (a.a.O., 171).

Zur Unterscheidung von Vertrautheit und Resonanz führt Josselson an, dass Vertrautheit den Prozess beschreibt, während Resonanz die emotionale Erfahrung benennt.⁴⁰

In ihren Interviews hat Josselson festgestellt, dass die Beziehungsformen, von denen ihre Gesprächspartner berichteten, meistens solche waren, deren Grundlage Vertrautheiten waren.

Eine weitere Annäherung an die Dimension Vertrautheit gelingt ihr mit einem Verweis auf das Konzept der Intersubjektivität. Dies führt schließlich zu folgender Charakterisierung:

„Vertrautheit setzt Vertrauen darauf voraus, daß ein einem *Wir* anvertrautes Selbst gepflegt und respektiert, nicht verletzt oder aus einer Laune heraus weggeworfen wird. Beziehungszusammenhänge und kulturelle Wertvorstellungen bestimmen Vorhandensein und Formen der Vertrautheit“ (a.a.O., 182).

Was die extremen Formen dieser Dimension angeht, so bestehen diese einerseits in Verschmelzung mit dem anderen, andererseits in einem zu großen Defizit an Vertrautheit und Resonanz; dadurch kommt es zwangsläufig zu Einsamkeit oder emotionaler Isolation (wenn die Vertrautheit fehlt) und Dissonanz (wo es an Resonanz mangelt).

⁴⁰ Diesen Klärungsversuch kann ich nicht recht nachvollziehen - möglicherweise ist diese unklare Unterscheidung aber auch auf die Übersetzung zurückzuführen.

Eingebettetsein

Das Eingebettetsein ist „der Rahmen, der unser Selbstgefühl bestimmt“ und spricht die Themen des Individuums in der Gruppe an. Wenn diese Dimension nicht ausreichend gegeben ist, fühlt man sich isoliert, entfremdet oder auch geächtet (a.a.O., 198ff., 276). Ist man dagegen in einem angemessenen Maß eingebettet, hat man einfach das Gefühl dazuzugehören. Josselson stellt Zusammenhänge ihrer Dimension des Eingebettetseins mit verschiedenen Konzepten anderer Kollegen her: Winnicotts Verständnis vom Selbst in der Gruppe (Winnicott 1978); Bubers Auffassung, dass jede individuelle Existenz in eine Gruppenexistenz eingebunden ist, sowie zu Eriksons Identitätskonzept, nach dem unser Eingebettetsein in eine Kultur ein Gefühl der Identität schafft (Erikson 1970).

Die Beziehungsdimension „Eingebettetsein“ kann individuell als das Bewusstsein einer Zugehörigkeit erlebt werden, ist aber nicht unbedingt deutlich nach außen sichtbar, und daher eine der „schlüpfrigsten“ Dimensionen, weil sie oft in anderer Verkleidung auftritt oder für selbstverständlich gehalten wird (a.a.O., 209). Am deutlichsten wird sie noch da, wo sie fehlt, was sich als Entwurzelung und durch Empfindungen der Bedeutungslosigkeit bemerkbar macht. Wenn sie dagegen in einem Übermaß vorhanden ist, drückt sich das beispielsweise in Unterwürfigkeit aus.

Fürsorglichkeit - Umsorgen und Betreuen

Mit dieser letzten ihrer acht Dimensionen spricht Josselson das menschliche Bedürfnis an, von anderen gebraucht zu werden, ähnlich wie Rollo May, der in seinem Buch *Liebe und Wille* die These vertritt, dass Fürsorglichkeit (*Care*) eine Kombination aus Liebe und Wille sei (May 1988).

Auch für Erwachsene hat diese Dimension eine wichtige Bedeutung: wir wollen ein Leben lang umsorgt werden und auch Umsorgende sein. Mit Umsorgen meint Josselson weniger eine Handlung als eine Haltung, die von Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit geprägt ist (a.a.O., 218-225). Im Zusammenhang mit Fürsorglichkeit sind auch die Arbeiten von Carol Gilligan (auf die sie später noch einmal zurück kommt) und Kollegen zu erwähnen, die unter anderem deutlich machen, dass Fürsorge auch darin besteht, dass wir uns mit ihnen sorgen.

Josselson kommt im Zusammenhang mit der Entwicklung dieser Dimension zu einer interessanten Hypothese: Kinder haben einen „... angeborenen Sinn dafür ..., Hilflösen und Bedürftigen helfen zu wollen“ (a.a.O., 221). Fürsorglichkeit ist also der eigentliche, natürliche Zustand, und wir müssen von diesem Zustand ausgehend vor allem lernen, „wie oder um wen man sich *nicht* kümmert“ (a.a.O., 221).

Eine Voraussetzung für die Fähigkeit des Sich-Kümmerns besteht darin, dass man sich in einen anderen Menschen hineinversetzen kann und sich von den dadurch ausgelösten Gefühlen bewegen lässt. Dazu muss man sich zunächst leer machen für die Gefühle des anderen, um dann eine eigene emotionale Reaktion zuzulassen, nämlich Mitgefühl und Sorge. Da, wo diese Gefühle Überhand nehmen, kommt es zu einer Überängstlichkeit, die die Freiheit der anderen Menschen stark einschränkt.

Josselson geht davon aus, dass die Unfähigkeit, jemanden zu umsorgen, von tiefer Gleichgültigkeit zeugt und in Egozentrik ende, und man solche Menschen ohne Mitgefühl als Monster empfindet (vgl. a.a.O., 222, 276). Daraus schließt sie, dass die größte Angst der Menschen nicht ist, nicht geliebt zu werden, sondern nicht lieben zu können (a.a.O.).

Diese Überlegungen deuten bereits eine Verbindung zwischen Fürsorglichkeit und Umsorgen auf der einen Seite und Moral auf der anderen Seite an. Josselson kommt an dieser Stelle auf Carol Gilligan zu sprechen, die mit ihrem Buch *Die andere Stimme* (Gilligan 1996) die Kohlbergsche Theorie der Moralentwicklung entscheidend erweiterte, indem sie auf eine Geschlechterdifferenz hinwies. Während Lawrence Kohlberg zunächst die theoretische Orientierung angeboten hatte, dass die moralische Entwicklung auf den Grundpfeilern von Fairness und Rechtsverständnis beruht, wies Gilligan deutlich darauf hin, dass dies für Frauen so nicht zutrifft. Sie zeigte, dass die psychische Entwicklung der Frau nicht verstanden werden kann, ohne deren vertieftes Verständnis des Umsorgens in Betracht zu ziehen. Für Frauen bedeutet moralisches Bewusstsein vor allem, sich um andere zu bemühen, statt fair und rechtlich korrekt zu sein. In diesem Zusammenhang weist Josselson darauf hin, dass es innerhalb der Fürsorgeethik ein Spannungsfeld mit den Polen der Selbstsüchtigkeit auf der einen Seite und Verantwortungsgefühl auf der anderen Seite gibt. Von daher muss sich ein ständiger und komplexer Balanceakt zwischen widerstreitenden Interessen abspielen, was „das Herz jeder Beziehung ist“.

Aber in der Art und Weise, wie Fürsorglichkeit gelebt wird, gibt es eine Geschlechterdifferenz: „Männer kümmern sich anders als Frauen“ (a.a.O., 224). Frauen können sich mit der Mutter identifizieren und haben es daher leichter, eine angemessene Ausdrucksform der Fürsorglichkeit zu finden. Männer dagegen müssen eigenständig eine Form finden, die ihre Männlichkeit nicht in Frage stellt. Als solche männlichen Formen der Fürsorglichkeit führt Josselson z.B. Schutz gewähren oder Handlungen übernehmen, statt emotional oder physisch präsent sein, an. Frauen dagegen stehen häufiger zur Verfügung zum Zuhören, Bestätigen und für Erfahrungen von Nähe.

Resümee

Josselson ist die einzige mir bekannte Autorin, die sich auf wissenschaftliche Weise dem Thema der Beziehungsbeschreibung und Beziehungsentwicklung annimmt, und - vor allem - ohne altersmäßige Begrenzung. Sie formuliert acht Beziehungsdimensionen, die sowohl die bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse als auch die Erfahrungen der Menschen berücksichtigt.

Auf diese Weise hat sie eine Fülle von Informationen, Hinweisen und Anregungen gegeben, die einen Grad an Differenzierung erreichen, der den der bisher dargestellten Ansätze weit übersteigt. Allerdings kann dies nur als ein erster Versuch angesehen werden, die Komplexität dieses Themen-Bereiches in systematischer Form aufzubereiten. Denn gerade was die Systematik angeht, weist Josselsons Ansatz Unzulänglichkeiten auf. Ihr kapitelweises Abarbeiten der acht Dimensionen suggeriert

eine Klarheit und Abgrenzung der einzelnen Dimensionen zueinander, die nicht immer nachvollziehbar ist. In ihrem Bemühen, viele Perspektiven und Ansätze zu berücksichtigen, hat Josselson versäumt, Dimensionen zu formulieren, die eine gewisse Kohärenz aufweisen. Zweifellos hat sie die bereits in der Literatur vorhandenen Ansätze als Grundlage genommen und in ihrem Buch erstmals in gebündelter Form zusammengestellt und mit ihren eigenen Erkenntnissen und Erfahrungen ergänzt. Daraus resultiert dann auch der etwas unzusammenhängende Eindruck. Wenn die Namen der einzelnen Dimensionen etwas zusammengewürfelt wirken, so ist dies wohl darauf zurückzuführen, dass sie die bereits bestehenden Ansätze bzw. die darin enthaltenen Benennungen übernommen hat. So kommt es dann zu Dimensionen wie „Gehaltenwerden“, „Bindung“, und „Eingebettetsein“, die wenig trennscharf sind. Es wird nicht deutlich, in welcher Beziehung die einzelnen Dimensionen (neben den oben bereits erwähnten gehören noch „Leidenschaften“, „Bestätigung“, „Idealisierung“, „Vertrautheit“ und „Fürsorglichkeit“ dazu) zu einander stehen, und die Abhandlung der einzelnen Dimensionen wirkt unsystematisch.

Eine weitere, bereits zuvor von mir angesprochene Ungenauigkeit sehe ich darin, dass Josselson mitunter tatsächlich allgemein von zwischenmenschlichen Beziehungen spricht, doch dann wieder - ohne das deutlich abzusetzen - Liebes- oder Paarbeziehungen im Auge hat. Letztlich sind alle ihre Dimensionen Umschreibungen für Qualitäten, die man Menschen entgegenbringt, an denen einem viel liegt - was ist aber beispielsweise mit Arbeitsbeziehungen, mit Interessensbeziehungen etc.? Von einer allgemeinen „Psychologie der zwischenmenschlichen Beziehung“ - wie es im Untertitel von Josselsons Buch heißt - würde ich daher bei diesem Ansatz nicht sprechen.

Ein weiteres Manko für die weitere Verwertung von Josselsons Ansatz für meine Absicht, Kategorien für ein Orientierungsmodell zur Beschreibung von Beziehungen zu erarbeiten, besteht darin, dass Josselsons Dimensionen keine Beschreibungen von *Beziehungen* sind, sondern *spezifische Qualitäten in Beziehungen* benennen. Eine Ausnahme könnten die Dimensionen „Bindung“ sowie „Vertrautheit und Resonanz“ darstellen, da es sich hier um allgemein gültigere Beschreibungen über das „Zwischen“ von Beziehungen handelt. Daher werde ich in den folgenden Kapiteln prüfen, ob sich diese Begriffe als Kategorien zur Beziehungsbeschreibung nutzen lassen. Von diesen beiden Dimensionen (Bindung sowie Vertrautheit und Resonanz) einmal abgesehen, können jedoch auch Josselsons Dimensionen nur als *Anregung* zur Entwicklung von Kategorien dienen.

Trotz dieser nicht unbedeutenden Einschränkung stellt der Ansatz von Josselson eine gute Materialsammlung dar für eine systematischere Betrachtung der Dimensionen von Beziehungen.

2.3. Systemische Therapie-Ansätze

Die Bezeichnung „systemische“ Therapie charakterisiert einen Ansatz, der sich aus vielen Konzepten zusammensetzt. Ursprünglich entwickelte sich seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern die so genannte Familientherapie, die jedoch dann in den 70er Jahren in eine Krise kam: Dabei geriet zum einen die Auffassung von der Familie als einer Behandlungseinheit in die Kritik, und zum anderen war man auf der Suche nach anderen erkenntnistheoretisch und klinisch relevanten Theorien. Diese Krise führte zur Entwicklung der systemischen Therapie, die die Kritik an der vorherigen Familientherapie durch die Integration folgender Konzepte aufgriff (Klammer & Klar 2000, 691f):

Erkenntnistheoretische und klinisch relevante Theorien lieferte zum Beispiel das *Mailänder Modell*, das Anregungen gab zur „Technik des zirkulären Fragens“. Auch die Konzepte der Biologen Humberto Maturana und Francesco Varela zur Autopoiese wurden herangezogen und forderten viele Therapeuten heraus, ihre Denkgewohnheiten zu ändern und neue klinische Methoden zu entwickeln (z.B. Maturana & Varela 1987). Neue und hilfreiche Erklärungen für therapeutische Systeme wurden auch aus Erkenntnissen der Kybernetik 2. Ordnung gezogen. Und schließlich wurden auch soziale Phänomene selbst als Gegenstand der Therapie für die Theoriebildung zunehmend wichtiger, wenn man Phänomenen und Themen wie Sinn, Sprache, Dialog und Bedeutung nachging. Das mündete nicht zuletzt in Überzeugungen der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit (Konstruktivismus, z.B. v. Foerster 1993, 25-49). Bei einem solchen erkenntnistheoretischen Hintergrund besteht nicht nur Theorienvielfalt, sondern auch Methodenvielfalt.

Bei der ursprünglichen Familientherapie war die Familie die Behandlungseinheit, und dies war eine Begrenzung, die mit der Systemischen Therapie überwunden werden sollte. Die Systemische Therapie sieht nun in all jenen Personen, die miteinander ein Problem haben und dieses verändern wollen die zu behandelnde therapeutische Einheit. Die einzelne Person wird als eine Schnittstelle angesehen, bei der sich in mitmenschlichen Spannungsfeldern psychische Kräfte entwickeln und entfalten. In der Therapie wird lösungsorientiertes Denken gefördert, das sich auf die Veränderung von Kommunikationsstrukturen und Sichtweisen des Problems konzentriert, nicht auf das Problem selbst. Neben dieser „Lösungsorientierung“ ist „Ressourcenorientierung“ ein weiteres Stichwort für die Systemische Therapie. Letztere stellt die Annahme über das Klienten/Patienten-System in den Vordergrund, dass dieses über Ressourcen verfügt, die passenden Lösungen zu entwickeln. Aufgabe der Therapeuten ist es, sie dabei zu unterstützen. Sie versuchen das beispielsweise durch das Führen „angemessen ungewöhnlicher“ Gespräche und durch eine Vielzahl von Methoden und Techniken, wie z.B. vielfältige Arten des Fragens, Reframing, Einsatz von Metaphern, Externalisierung, positive Konnotation, Familienskulptur, Hausaufgaben, Veränderungen des Settings usw. (Klammer & Klar 2000, 691f.).

2.3.1. Ivan Boszormenyi-Nagy und Barbara R. Krasner: Kontextuelle Therapie

Boszormenyi-Nagy, einer der ersten psychoanalytisch-familientherapeutisch orientierten Psychotherapeuten, der einen eigenständigen systemischen (familientherapeutischen) Ansatz entwickelte, war auch der Urheber des später von Helm Stierlin in die systemische Familientherapie eingeführten Konzeptes der „Delegation“, worunter eine Weitergabe von Vermächtnissen, Erwartungen und Wünschen über Generationen hinweg verstanden wird. Zusammen mit Barbara Krasner veröffentlichte Ivan Boszormenyi-Nagy 1986 ein Buch unter dem Namen *Give and Take* (Boszormenyi-Nagy & Krasner 1986), in dem sie die Ergebnisse jahrelanger Forschung niederlegten und den Ansatz der Kontextuellen Therapie beschrieben. Diese stellt insofern eine Akzentverschiebung unter den systemischen Ansätzen dar, als sie der dort vorherrschenden Vernachlässigung oder Unterbewertung der persönlichen Einzigartigkeit der Person entgegenwirken will. Daneben ist ihnen eine Ethik der Beziehungen wichtig. Unter einer Ethik der Beziehung verstehen sie vor allem eine „Ethik angemessener Rücksichtnahme“ (*consideration*) und „des verdienten Vertrauens“ (*merited trust* - a.a.O., 57-66). Sie halten die ethische Perspektive für wichtig, weil sie davon ausgehen, dass die Fähigkeit der Beziehungspartner, in angemessener Weise vertrauenswürdig zu bleiben, für die Aufrechterhaltung längerfristiger Beziehungen eine zentrale Rolle spielt. Dazu gehört auch das beiderseitige Anerkennen der „Verdienste“, die im Sorgen sowie in Integrität bestehen. Sich über diese Verdienste wechselseitig Rechenschaft abzulegen, führt nach Boszormenyi-Nagy und Krasner dazu, dass die Beziehungspartner persönliche Freiheit, Autonomie und Sinngebung empfinden. Durch angemessenes Sorgen für jemand anderen können Menschen so genannte „Anrechte“ (*entitlement*) erwerben. Das Konzept der „Anrechte“ oder des „Sich-Verdient-Machen“ ist in der Kontextuellen Therapie sehr wichtig (a.a.O., 99-117). Was dessen Bedeutung angeht, so führt Fuhr (1990) zum besseren Verständnis dazu aus:

„Die Person erhält durch fortgesetztes Sorgen für andere Menschen das Recht und die Freiheit, sich am Leben und an der Entfaltung der eigenen kreativen Potentiale zu erfreuen. Sorge (*care*) wird dabei nicht als Umsorgen und 'Bemuttern' verstanden, sondern als Besorgtheit um die Verwirklichungsmöglichkeiten berechtigter Bedürfnisse der Partner und als Verantwortung für die Konsequenzen des eigenen Handelns für deren Wohlergehen“ (a.a.O., 74).

Dieses Verständnis von Sorge bezieht sich nicht nur auf aktuelle Beziehungen, sondern ist generationenübergreifend, wobei jede Generation die empfangene Sorge an die nächste Generation weitergibt.

Aber natürlich kommt es im Dialog zwischen Beziehungspartnern und auch zwischen den Generationen zu Einbrüchen und Unausgewogenheiten. Boszormenyi-Nagy und Krasner sehen in den so genannten „Parentifizierungen“ und „Loyalitätskonflikten“ wesentliche Gründe für Beziehungsstörungen (vgl. Boszormenyi-Nagy & Krasner 1986, 84-88; 189-195). Bei Parentifizierungen werden Kinder von ihren El-

tern in Rollen und Aufgaben gedrängt, mit denen sie altersmäßig überfordert sind. Dies ist eine Art Missbrauch der natürlichen Neigung von Kindern zur vertrauensvollen Hingabe. Zu Loyalitätskonflikten kommt es, wenn sich das Loyalitätsgefühl von Kindern, das sie natürlicherweise für beide Elternteile empfinden, nur noch auf einen Elternteil richten darf. Dieser Konflikt kann sich auch noch bei Erwachsenen und deren Eltern etablieren, selbst wenn erstere überzeugt sind, sich von ihren Eltern gelöst zu haben.

Die Konsequenzen solcher Brüche in generationenübergreifenden Dialogen sehen die Autoren darin, dass aus ihnen so genannte „destruktive Anrechte“ (*destructive entitlement*) resultieren (a.a.O., 109-117). Dabei „erwirbt“ der abhängige Beziehungspartner, (meistens der jüngere der beiden bzw. das Kind) ein Defizit in seinem natürlichen Anrecht auf Sorge und Anerkennung, was seinen eigenen altersmäßigen Beitrag zum Gemeinschaftsleben betrifft. Diese Dynamik wirkt sich bei Erwachsenen insofern ungünstig aus, als diese oft unbewusst aufgrund ihres Defizits auf eine Weise handeln, als stünde ihnen die Rücksichtnahme anderer in gleicher Weise zu wie einem Kind. Dadurch beraubt er die anderen der Möglichkeit, ein „konstruktives Anrecht“ zu erwerben, indem sie freiwillig ihrer Sorge für andere folgen.

Resümee

Boszormenyi-Nagy und Krasner stellen eine Perspektive zur Verfügung, die in der psychologischen Betrachtung oft vernachlässigt wurde und noch wird, wenn nämlich die Aufmerksamkeit auf das Individuum und seine intrapsychische Situation beschränkt bleibt. Der kontextuelle Ansatz von Boszormenyi-Nagy und Krasner berücksichtigt den Kontext sehr stark, was allerdings wieder die Gefahr birgt, dass es zu Lasten der individuellen Situation geht.

Das Verdienst der beiden Autoren liegt darin, die Auswirkungen generationenübergreifender Beziehungen in die Aufmerksamkeit zu rücken. Sie gehen dabei auf eine existenzielle Ebene, wenn sie von erworbenen „Anrechten“ sprechen. Dabei beschreiben sie auf nachvollziehbare Weise, inwiefern es das Sein in der Welt beeinflusst, in welcher Weise die Beziehung zu den Eltern und insgesamt zu den Vorfahren beschaffen ist. Was ihren Ansatz der „Anrechte“ angeht, so verstehe ich ihn, schlicht ausgedrückt, so: Nur wenn ich konstruktiven Anteil nehme an der persönlichen Entwicklung meiner Mitmenschen, darf ich mich auch um meine eigene Entwicklung kümmern. Insofern bieten Boszormenyi-Nagy und Krasner eine „Ethik der Balance“, wie ich es nennen möchte, an, die sowohl egozentrischen als auch selbstverleugnenden Haltungen gegenüber sich und der Welt entgegenwirken könnte.⁴¹

⁴¹ Die Beziehungsethik von Boszormenyi-Nagy und Krasner wurde von Bert Hellinger übernommen und durch seine eigene Beziehungslehre angereichert. Da es sich dabei jedoch um ein theoretisch in keiner Weise begründetes System handelt und es überdies auch nicht den Kriterien des Systemischen Ansatzes entspricht (der in erster Linie durch Selbstorganisation und nicht durch eine orthodoxe Lehre gekennzeichnet ist - vgl. Simon und Retzer (2003, 149-158)), ziehe ich Hellingers Ansatz hier nicht heran.

Für die Entwicklung von allgemeinen Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen an sich ist dieser Ansatz jedoch zu sehr auf generationenübergreifende Beziehungen bzw. Eltern/Kind-Beziehungen ausgerichtet. Er weist jedoch auf zwei Aspekte hin, die bei Beziehungsentwicklung nicht zu vernachlässigen sind:

1. Ethische Aspekte spielen auch unter kollektiven Perspektiven eine wesentliche Rolle;
2. bei der Beziehungsentwicklung muss auch die Geschichte einer Beziehung - über die aktuelle Beziehung hinaus - betrachtet werden.

2.3.2. Beziehungsentwicklung und Geschwisterkonstellationen (Kevin Leman; Jane Nelson)

Unter den psychoanalytischen Ansätzen habe ich bereits kurz das individualpsychologische Konzept Adlers dargestellt. Dort tauchte zum ersten Mal der Gedanke auf, dass die Stellung der Kinder in der Geschwisterreihe eine wichtige Rolle dabei spielt, welche Eigenschaften diese entwickeln - auch und gerade, was ihre Haltungen, Rollen und Verhaltensweisen in Beziehungen angeht. Diese Idee wird innerhalb der Familientherapie bzw. der späteren Systemischen Therapie mehrfach aufgegriffen. Ich möchte mich hier stellvertretend auf zwei Vertreter dieser Auffassung beschränken: Kevin Leman (2002) und Jane Nelson (1991).

Kevin Leman formuliert folgende grundlegenden Annahmen zur Geschwisterkonstellation:

1. „Die engsten und intimsten Beziehungen, die wir im Leben haben, sind die innerhalb unserer Familien - der, in der wir aufwuchsen, und der, die wir durch Heirat selber geschaffen haben.
2. Ein heranwachsendes Kind ist keinen prägenderen Einflüssen ausgesetzt als denen in seiner Familie. (Natürlich verbringen Kinder auch viel Zeit in der Schule, im Sportverein, in Jugendgruppen usw., aber das ist nur ein Tropfen in einem Eimer verglichen mit dem, was sie zu Hause erleben.)
3. Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern ist fließend, dynamisch und von äußerster Bedeutung. Mit jedem neugeborenen Kind ändern sich die gesamten familiären Lebensbedingungen. Zu einem wesentlichen Teil wird das endgültige Schicksal eines Kindes von der Art bestimmt, wie Eltern mit ihm umgehen, sobald es in den Kreis der Familie eintritt.
4. Wir machen uns nicht genügend Gedanken darüber, wie unser Ast an den Familienbaum paßt. Erstgeborener oder das einsame Einzelkind, Mittelkind oder „Nesthäkchen“ - wir alle sprießen in eine eigene Richtung und leisten unsere eigenen, einzigartigen Beiträge.“ (zitiert aus Leman 2002, 16f.)

Jane Nelson vergleicht das Familienleben mit einem Theaterstück, wobei die verschiedenen Positionen in der Geschwisterfolge jeweils einer anderen Rolle im Stück entsprechen. So sind sich auch - ganz anders als man zunächst erwarten würde - nicht

die Kinder einer Familie am ähnlichsten, sondern diejenigen Kinder ähneln sich statistisch gesehen in ihren charakteristischen Eigenschaften am meisten, die die gleiche Position in der Geschwisterfolge einnehmen (Nelson 1991, 43ff.). Eine Begründung für diese Beobachtung sieht Nelson in dem Phänomen, dass Kinder „gut im Wahrnehmen, aber schlecht im Interpretieren“ sind. Das ist insofern von Bedeutung, als nicht das gleiche Umfeld entscheidend für Ähnlichkeiten zwischen Geschwistern ist, einmal ganz abgesehen davon, dass das familiäre Umfeld für Geschwister gar nicht völlig identisch sein kann; sondern die *Interpretation* davon, wie ein Kind seine Umgebung wahrnimmt, ist der Faktor, der den entscheidenden Einfluss auf Unterschiedlichkeiten in der Familie hat. Verglichen mit der Interpretation von einem Umfeld bzw. einer Situation ist die objektive oder äußere Wahrheit bei weitem nicht so bedeutsam dafür, welches Verhalten Kinder in Familien entwickeln. Interessanterweise ähneln sich nun die Eigen-Interpretationen von Kindern derselben Position in der Geschwisterfolge mehr als die Eigen-Interpretationen von Kindern derselben Familie.

Allgemeine Charakteristiken der verschiedenen Geschwisterpositionen

Wenn man sich nun genauer anschaut, welche Eigenschaften sich bei Kindern in Abhängigkeit von ihrer Geschwisterposition herausbilden, kann man folgende Zuordnungen vornehmen (a.a.O., 45ff.):

Erstgeborene oder älteste Kinder sind verantwortlich, herrschsüchtig, perfektionistisch, kritisch, konformistisch, organisiert, kompetitiv, unabhängig, risikobewußt oder konservativ.

Jüngste Kinder werden gern als „verwöhnt“ bezeichnet, da sie sowohl von Eltern als auch von ihren Geschwistern oft erhöhte Aufmerksamkeit bekommen. Das erweckt in jüngsten Kindern die Gabe, andere Menschen auf sympathische und charmante Weise dazu zu bringen, etwas für sie zu tun. Das heißt, jüngste Kinder verwenden oft viel Energie und auch Intelligenz darauf, andere Menschen zu manipulieren. Daneben verfügen sie nicht selten über viel Kreativität und haben gern Spaß.

Mittlere Kinder sind nicht so einfach zu charakterisieren. In ihrer mittleren Position besteht die größte Gefahr darin, nicht ausreichend wahrgenommen zu werden. Das führt bei ihnen oft zu der irrigen Überzeugung, sie müssten eigentlich anders sein, um wertvoll zu sein. Wie sich dieses Anderssein dann realisiert, ist nicht vorhersagbar, es kann als Extrovertiertheit oder als Schüchternheit, als Rebellion oder Wohlverhalten, als übermäßige oder mangelnde Erfolgsorientierung auftreten.

Einzelkinder können sowohl Ältesten als auch Jüngsten ähneln - jedoch mit Einschränkungen. Sie sind beispielsweise nicht so ehrgeizig wie Älteste, denn sie haben sich ja nicht direkt gegen Konkurrenten durchzusetzen. Daher ist es ihnen nicht so wichtig, an erster Stelle zu stehen, sondern ihnen geht es mehr darum, einzigartig zu sein.

Dies sind - natürlich sehr plakativ und vergrößernd - die charakteristischen Eigenschaften für Vertreter der verschiedenen Geschwisterpositionen. Es müssen jedoch

noch einige weitere Faktoren berücksichtigt werden, die die jeweilige Ausprägung von Eigenschaften bei Geschwistern bzw. Kindern stark mit beeinflussen. Sowohl Jane Nelson als auch Kevin Leman zählen verschiedene solcher Faktoren auf wie Altersabstand, Geschlechtszugehörigkeit, Körperbau und Geschwisterkonstellation der Eltern, die ich im Folgenden kurz erläutere (Nelson 1991, 48ff.; Leman 2002, 23-30).

Altersabstand: Leman formuliert einen Altersabstand von drei Jahren zwischen den Kindern als ideal. Ein größerer Abstand kann dazu führen, dass sich eine Art zweite Familie innerhalb der eigentlichen Familie bildet, was häufig bei einem Altersunterschied von fünf und mehr Jahren eintritt (Leman 2002, 25). Nelson führt in diesem Zusammenhang an, dass es günstig ist, wenn Kinder ihre ersten (sie spricht allerdings von mindestens vier) Jahre lang in einer konstanten Position bleiben können, da sich dann schon „viele Interpretationen über das Leben, sich selbst und die Wege, Zugehörigkeit und Bedeutung zu erlangen, entwickelt“ haben (Nelson 1991, 49).

Geschlechtszugehörigkeit: Die Geschlechtszugehörigkeit erweitert die einfache Abfolge einer Reihenfolge der Kinder um einen wichtigen Faktor und macht die Abfolge damit komplexer. So kann ein drittes Kind zu einem erstgeborenen Mädchen oder Jungen werden. Auch die Ausnahmestellung, die ein Kind durch sein Geschlecht in einer Geschwisterreihe mit Geschwistern ausschließlich anderen Geschlechts hat, hat eine starke Wirkung - sowohl für es selbst, als auch für die Geschwister (deren „Beachtung“ aufgrund ihrer Position allein eine günstigere sein müsste, z.B. wenn das Jüngste von vier Geschwistern ein Junge ist, aber die Drittgeborene das einzige Mädchen, und somit als erstgeborenes Mädchen viel Aufmerksamkeit auf sich zieht (Leman 2002, 25ff.).

Körperbau: Auch dies ist ein Faktor, der die ursprüngliche Bedeutung der Geburtenfolge für einzelne Kinder außer Kraft setzen kann - beispielsweise wenn ein jüngerer Geschwister körperlich kräftiger, ein Geschwister krank, ein Kind nach Fehlgeburten geboren oder auch die äußerliche Attraktivität von Kindern sehr unterschiedlich ist.

Geschwisterkonstellation der Eltern: Auch die Geburtenfolge der Eltern kann selbstverständlich einen Einfluss auf die Situation in der Familie haben, denn schließlich haben auch die Eltern als Geschwister oder Einzelkinder Grundlegendes über sich in Beziehungen gelernt. Leman weist besonders auf die Neigung von Eltern hin, sich mit dem Kind zu identifizieren, das der eigenen Position in der Geburtenfolge entspricht (ebd., 30).

Relevanz der Geschwisterkonstellation für Erwachsene

Die Geburtenfolge ist stark daran beteiligt, wie sich Individuen entwickeln: welches Selbstbild sie haben und wie sie sich in Beziehungen sehen und verhalten. Je nach dem, wo ein Mensch in der Geschwisterfolge steht, kann man Annahmen darüber machen, warum jemand so ist, wie er/sie ist. Das heißt jedoch nicht, dass man die Zukunft darüber vorhersagen kann, wie die Entwicklung eines Menschen verlaufen wird. Der Einfluss, den eine Familie (und das heißt hier die Beziehungen zu Ge-

schwistern und Eltern) auf einen Menschen hat, bleibt auch im Erwachsenenleben erhalten - selbst über räumliche Entfernungen hinweg (vgl. Leman 2002, 38). Natürlich gibt es neben der Geschwisterkonstellation noch andere Kräfte, die die Lebensumstände beeinflussen, aber von der Geschwisterkonstellation muss man sagen, dass sie eine „lebenslange Wirkung auf das hat, zu wem oder was er/sie sich entwickelt“ (a.a.O.). Jane Nelson macht in diesem Zusammenhang beispielsweise Aussagen darüber, welche Implikationen Geschwisterkonstellationen auf die Ehe haben. So kann man eine spezielle Anziehung zwischen ältesten und jüngsten Kindern beobachten, aber natürlich entstehen Verbindungen in allen Kombinationen, jedoch mit entsprechenden Herausforderungen: Bei einer Beziehung zwischen zwei Ältesten ist zunächst das am anderen attraktiv, was man an sich selbst mag. Schwierig wird es jedoch, wenn es darum geht, wer die Verantwortung trägt und wer etwas besser tun kann als der andere. Eine Beziehung zwischen zwei Jüngsten lebt stark davon, wie viel Spaß sie miteinander haben können; wenn es aber um Verantwortung geht, nehmen sie einander gern übel, dass der Partner davon nicht mehr übernimmt. Nelson ist insgesamt aber etwas gnädiger als Leman in ihren Prognosen darüber, ob bestimmte Konstellationen befriedigend gelebt werden können. Sie betont, dass eine jede Kombination erfolgreich sein kann, wenn sie über eine gewisse Portion von Respekt, Kooperation und Sinn für Humor verfügt (Nelson 1991, 51). Leman äußert sich da an verschiedenen Stellen durchaus pessimistischer, wenn er beispielsweise die Chancen von Stieffamilien oder Patchwork-Familien sehr kritisch sieht (Leman 2002, 37). Er relativiert diese Sichtweise allerdings durch seinen christlichen Glauben an Gott, wenn er zum einen meint, dass bei aller Regelmäßigkeit, die ein Blick auf die Geschwisterkonstellation aufweist, „nur Gott, der uns schon im Mutterleib erkennt, ... ein vollständiges Bild von uns [hat]“; oder wenn er anmerkt: „Ich habe schon die unglaublichsten Schicksalswendungen in den hoffnungslosesten Situationen erlebt, einfach nur, weil sich Menschen in ihrer Bedrängnis durch die Kraft des Glaubens helfen ließen“ (a.a.O., 38).

In zwei gerade erschienenen Büchern zur Geschwisterkonstellations-Thematik werden allerdings manche der früher gemachten Aussagen wieder in Frage gestellt bzw. revidiert (Rufo 2004; Sohni 2004). Danach vertritt der französische Kinder- und Jugendpsychologe Marcel Rufo beispielsweise die Meinung, dass der Altersabstand zwischen Geschwistern möglichst groß sein soll, weil bei einem Abstand von zwei, drei oder vier Jahren zwischen zwei Kindern die Eifersucht am stärksten ausgeprägt sei. Auch von den häufig formulierten Zusammenhängen zwischen Geburtsrang und Persönlichkeitsentwicklung hält er nicht viel, da sie allzu simplifizierend seien.

Ich kann diese verschiedenen Positionen nicht objektiv werten und entscheiden, ob tatsächlich nur eine der hier vertretenen Positionen zulässig ist. Mir kommt es allerdings so vor, als wenn hier wieder ein Streit zwischen verschiedenen Perspektiven ausgetragen wird, die nicht miteinander vermischt werden sollten: Die Vertreter der einen Seite stellen möglicherweise typische (bzw. statistische) Charakteristiken dar, die für Vertreter einer anderen Position möglicherweise nicht als allgemeine Orientierung, sondern als Vorhersage einer konkreten individuellen Situation genutzt werden (und da notwendigerweise häufiger versagen). Insofern halte ich die hier zuvor zitier-

ten Aussagen zur Geschwisterkonstellation für durchaus relevant, wenn vielleicht auch nicht immer buchstäblich, so doch aber als wichtige Aufmerksamkeitsrichtung.

Resümee

Sowohl Geschwisterkonstellationen als auch die Beziehung zu den Eltern haben - wie jeder nicht zuletzt an sich selbst überprüfen kann - unzweifelhaft Wirkung auf die Art und Weise, wie wir uns selbst sehen und wie wir uns in Beziehungen verhalten. Das Konzept der Geschwisterkonstellation bietet einige wichtige Aufmerksamkeitsrichtungen dafür, Eigenheiten im menschlichen Miteinander wahrzunehmen und besser zu verstehen, da ihnen eine gewisse innere Logik abgewonnen werden kann. Zunächst sieht es insgesamt aber für mein Anliegen wieder einmal so aus, dass es sich hier in erster Linie um einen Ansatz zu handeln scheint, der das Individuum in seiner Beziehungsgestaltung untersucht, nicht jedoch die Beziehung selbst zum Fokus der Beobachtung macht. Die Tatsache jedoch, dass etwas wie die Geschwisterkonstellation den Ausgangspunkt für einen solchen Ansatz liefert und die überzeugende Argumentation, dass die dort gelernten Selbstbilder und Verhaltensweisen durchaus in das Erwachsenenleben hineinwirken, könnte ein wichtiger Hinweis für eine Kategorie der Beziehungsentwicklung sein, in der eine Größe wie „Geschwisterkonstellation“ Raum haben müsste.

Hervorheben möchte ich noch einen weiteren Punkt in diesem Ansatz, der jedoch eher erkenntnistheoretischer Art ist. Jane Nelson ist eine der wenigen Autoren unter denen, die mir bekannt sind, die auf den wichtigen Unterschied zwischen Wahrnehmen und Interpretieren hinweist. Wahrnehmung ist gewissermaßen all das, was „objektiv“ im Äußeren oder Inneren beobachtet oder bemerkt werden kann, wie Tonfall, Wortwahl, Gestik bei anderen oder Art der Stimmung, Befindlichkeit oder Körpergefühl im eigenen Inneren. All das bietet die Grundlage für unsere Interpretationen, die uns dann die Bedeutung unserer Wahrnehmung liefern. Ich werde diese wichtige Differenzierung noch eingehend im 3. Kapitel, vor allem im Zusammenhang mit dem Quadrantenmodell, darstellen.

Damit möchte ich nun die Systemischen Ansätze verlassen und mich einem weiteren Bereich psychologischer Ansätze zuwenden. Dabei handelt es sich mit der personenzentrierten Psychotherapie von Carl R. Rogers, den existenziellen Ansätzen von Rollo May und von Irvin Yalom sowie den Gestalt-Ansatz insgesamt um Ansätze, denen eine dialogische Vorgehensweise eigen ist. Damit werde ich dann diese erste Bestandsaufnahme für Wurzeln von Beziehungs-Entwicklungstheorien im Erwachsenenalter abschließen.

2.4. Dialogische und Existenzielle Ansätze

2.4.1. Die Entwicklung des Dialogischen (Maurice Friedman)

In seinem Buch *Der heilende Dialog in der Psychotherapie* (Friedman 1987) stellt der amerikanische Universitätsdozent für Philosophie, Religion, Psychologie und zeitgenössische Literatur sowie Kenner des Buberschen Lebens und Werks (Friedman 1999) u.a. dar, wie sich der Dialog durch die verschiedenen Verfahren zum Dialogischen Ansatz hin entwickelt hat. Er untersucht dazu die verschiedensten psychologischen Ansätze bzw. Richtungen, angefangen bei den Freudianern und Jungianern über den interpersonellen Ansatz (Mead, Adler, Sullivan, Fromm und Fromm-Reichmann), bis hin zu Carl R. Rogers' personenzentrierten Ansatz, Vertretern der Objektbeziehungen bzw. Selbstpsychologie (wie Klein, Fairbairn, Kohut und Guntrip) und schließlich den Existenziellen Therapeuten (zu denen er v. Weizsäcker, Moreno, May, Boss und Farber rechnet), den Gestalttherapeuten (das Ehepaar Perls sowie das Ehepaar Polster) und am Schluss den Familientherapeuten (Wynne und Boszormenyi-Nagy).

Im Zusammenhang mit der Psychoanalyse kommt Friedman gleich zu Beginn zu der Feststellung, dass der Dialog für Freud zwar ein zentrales Mittel seiner Psychoanalyse darstellte, dass dies jedoch nicht heißt, dass Freud ein dialogischer Psychotherapeut war (Friedman 1987, 31). Er unterscheidet also Dialog und dialogische Grundhaltung. Während ersteres lediglich die Gesprächsform benennt, beschreibt letzteres eine Qualität. Freud war nach Friedman insofern kein Vertreter der dialogischen Qualität, als er sich hauptsächlich auf das Intrapsychische konzentrierte und sehr viel weniger auf das Interpersonelle oder das Zwischenmenschliche in der therapeutischen Situation, das „Zwischen“.⁴²

In Carl Gustav Jung sieht Friedman den ersten Psychotherapeuten (abgesehen von S. Ferenczi), der die große Bedeutung des Dialogs für die Psychotherapie erkannte. Wenn jedoch auch Jung nicht wirklich zum Dialogischen gekommen sei, so habe er doch den Boden für alle weiteren Versuche bereitet, das Dialogische in die Psychotherapie einzuführen.

Bei den Vertretern der interpersonellen Ansätze muss das Dialogische schon deshalb stärker repräsentiert sein, weil sie sonst kaum unter dem Begriff interpersonell zusammenzufassen wären. Innerhalb der interpersonellen Ansätze stellt Friedman jedoch noch erhebliche Unterschiede fest. Während beispielsweise Harry Stack Sullivan mit seiner „teilnehmenden Beobachtung“ schon für Aufsehen sorgte, sei Erich Fromm noch weit darüber hinaus gegangen. Friedman zitiert Fromm dazu mit folgender Aussage:

⁴² „Zwischen“ ist ein Begriff aus dem Dialogverständnis Martin Bubers, das später noch erläutert werden wird.

„Statt ein Beobachter zu sein, mußte ich ein Teilnehmer werden; ich mußte mich auf den Patienten einlassen; von Mitte zu Mitte und nicht von Peripherie zu Peripherie“ (Friedman 1987, 78).

Friedman bemerkt aber auch, dass Fromm nicht von völliger Wechselseitigkeit in der therapeutischen Beziehung ausgeht. Fromm habe jedoch festgestellt, dass man sich als Therapeut persönlich in der Beziehung engagieren sowie seinen Patienten verstehen könnte, statt ihn zu interpretieren, dass dies aber nicht bedeutet, dass man den klaren Blick auf den Patienten in seinem So-Sein verliert.

Eine solche Haltung wie die Frommsche entspricht nun schon deutlicher dem, was man einer dialogischen Haltung zuschreiben kann. In dieser Arbeit habe ich Fromms Ansatz jedoch wegen seiner psychoanalytischen Herkunft an anderer Stelle dargestellt. Außerdem habe ich bislang den Akzent eindeutig auf Aussagen über Beziehungen allgemein, nicht auf die Therapeut-Klient-Beziehung gerichtet. Diese Perspektive bot sich auch noch bei den Objektbeziehungstheoretikern bzw. den Vertretern der Selbstpsychologie sowie auch bei Boszormenyi-Nagy an, weshalb ich diese Ansätze bereits zuvor in diesem Kapitel dargestellt habe.

Was nun aber die von Friedman ebenfalls auf das Dialogische hin untersuchten Ansätze von Rogers, von Vertretern der Existenziellen Psychotherapie sowie von Gestalttherapeuten angeht, so möchte ich diese aus folgendem Grund etwas ausführlicher darstellen: Diese Ansätze setzen das um und fort, was sich bereits bei Fromm angedeutet hatte, nämlich den expliziten Einsatz einer dialogischen Beziehung zwischen Therapeut und Klient. Damit realisiert sich in diesen Verfahren nicht nur eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung darüber, was allgemein unter einer guten Beziehung verstanden wird. Es geht auch nicht allein darum, dass in der therapeutischen Beziehung das Mittel oder Instrument der Behandlung gesehen wird - das würde ja bereits für das psychoanalytische Konzept der Übertragung gelten. Die Ansätze von Rogers, den Existenziellen Therapeuten und den Gestalttherapeuten gehen darüber weit hinaus, weil sie sich als Professionelle nicht nur in ihrer Funktion, sondern auch mit ihrer *Person* bewusst auf den therapeutischen Prozess einlassen. Daher muss ich meine bisherige Perspektive, die psychologischen Ansätze auf ihr Beziehungsverständnis allgemein hin zu untersuchen, nun auch auf die Beziehung zwischen Therapeut und Klient anwenden, da sich das generelle Beziehungsverständnis der folgenden Verfahren nicht mehr grundsätzlich von ihrer Auffassung der professionellen Therapeut-Klient-Beziehung trennen lässt. Aus diesem Grund werde ich die Entwicklung eines dialogischen Beziehungsverständnisses nun etwas ausführlicher darstellen, wenn es um den Existenziellen Ansatz eines Rollo May und Irvin Yalom, den Ansatz von Carl R. Rogers und den Gestalt-Ansatz geht.

2.4.2. Rollo May: Existenzielle Psychotherapie

Rollo May (1909-1994) gilt als der bekannteste amerikanische existenzielle Psychologe. Während seiner Studien lernte er Paul Tillich, den existenziellen Theologen kennen, zu dem er nicht nur eine lehrreiche sondern auch freundschaftliche Beziehung hatte, und dessen Lehren einen starken Einfluss auf Mays Denken hatten. Ein Wendepunkt in Mays Leben könnte seine Tuberkulose-Erkrankung gewesen sein, die ihn zu einem dreijährigen Sanatoriumsaufenthalt zwang, während dessen er sehr viel las. Unter seiner Lektüre waren auch Schriften von Søren Kierkegaard, die die Existenzielle Bewegung und auch Mays spätere Theorie sehr inspiriert haben (Boeree 2003, 1).

Obwohl vieles in seinen Veröffentlichungen verstanden werden könnte, als repräsentiere es existenzielles Denken im Allgemeinen, war May jedoch insofern etwas am Rande der existenziellen Bewegung, als er erstens stärker vom amerikanischen Humanismus beeinflusst war als die Europäer und zweitens größeres Interesse an der Aussöhnung der existenziellen Psychologie mit anderen Ansätzen, besonders mit Freuds Psychoanalyse, hatte.

Mays Verständnis des psychoanalytischen Begriffs der Übertragung

Als ein Beispiel für Mays Versuch, das existenzielle Gedankengut mit den Erkenntnissen der Freudschen Psychoanalyse zu verbinden, kann Mays Neu-Bestimmung des Begriffs Übertragung gesehen werden, wie er es in seinem Buch *Die Erfahrung „Ich bin“: sich selbst entdecken in den Grenzen der Welt* (May 1986) darstellt. Übertragung im Freudschen Sinne ist zunächst einmal eine Bezeichnung für eine spezielle Beziehung zwischen Patient und Therapeut: In eine solche Übertragungs-Beziehung werden frühere oder gegenwärtige Beziehungsmuster in die psychoanalytische Behandlung eingebracht. Das führt dazu, dass der Patient den Therapeuten wahrnimmt wie eine ihm von früher oder gegenwärtig bekannte Person (a.a.O., 18ff.).

Rollo May führt zu diesem Verständnis von Übertragung kritisch an, dass durch die Übertragung a) Beziehungen und Erfahrungen unwirklich werden können; b) eine Dynamik verloren gehen kann, die für den Patienten wichtig ist und vor allem c) eine verzerrte Form von Begegnung entsteht.

Mays Verständnis von Begegnung

May hält es daher für notwendig, den Begriff der Begegnung im Kontext von Psychotherapie weiter zu erforschen und nicht bei dem verzerrten Verständnis von Begegnung, das durch das Konzept der Übertragung entstanden ist, zu verharren. Er plädiert für eine Unterscheidung von Begegnung und Übertragung, die beispielsweise darin besteht, dass Begegnung zeigt, was in einer Beziehung - zwischen zwei Menschen - tatsächlich geschieht.

Für die therapeutische Arbeit sieht May eine Reihe von nutzbaren Auswirkungen einer Beziehung zum Patienten, die von Begegnung geprägt ist. Dabei stellt Begegnung

nung für ihn allgemein „... die Tatsache [dar], daß in der therapeutischen Sitzung eine ganzheitliche Beziehung stattfindet, die etliche Ebenen umfaßt“ (a.a.O., 21f.). Solche Ebenen in der Therapie sind:

- Ebene der realen Personen: Begegnung bzw. ganzheitliche Beziehung heißt auf dieser Ebene die Freude darüber, den anderen zu sehen (bis hin zu Erleichterung über physische Nähe angesichts unserer existenziellen Isolation);
- Ebene der Freunde: Begegnung bzw. ganzheitliche Beziehung heißt auf dieser Ebene das gegenseitige Verständnis, Zuhören und Ehrlichkeit;
- Ebene der Wertschätzung oder Agape: Begegnung bzw. ganzheitliche Beziehung heißt auf dieser Ebene, das selbstlose Interesse und die Aufmerksamkeit für das Wohlbefinden eines anderen aufzubringen;
- Ebene der Erotik: Begegnung bzw. ganzheitliche Beziehung meint hier die Wechselwirkung bei erotischen Empfindungen, die sich häufig von einem Partner zum anderen übertragen; May plädiert dafür, „das erotische Element als eine Möglichkeit der Kommunikation zu akzeptieren“ - ansonsten würde man eine der „dynamischsten Ressourcen für therapeutische Veränderung“ außer Acht lassen (a.a.O., 22).

In einer solchen ganzheitlichen Beziehung sieht May die geeignetste Voraussetzung dafür, die Patienten zu verstehen und sie bei ihrem Versuch des Wandels zu unterstützen.

Prinzipien existenzieller Therapie

Rollo May entwirft innerhalb der existenziellen Therapie ein in vielerlei Hinsicht neues Verständnis von der Therapeut-Patient-Beziehung, das dem klassischen psychoanalytischen Verständnis entgegen steht (a.a.O., 148):

1. Die zeitliche Orientierung: May geht von der existierenden Person, so, wie sie ihm in der Therapie gegenüber sitzt, aus.
2. Funktion der Neurose: Neurose ist für Mays existenzielles Verständnis nichts anderes als eine Anpassungsleistung, durch die versucht wird, die eigene Existenz zu wahren.
3. Tendenz der Selbsterhaltung: May sieht in jeder existierenden Person die Tendenz bzw. das Bedürfnis, die eigene Zentrierung zu erhalten, das eigene Selbst zu behaupten.
4. Bedürfnis zur Transzendenz der Selbsterhaltung: Alle existierenden Personen haben nach May auch das Bedürfnis und die Möglichkeit, aus ihrer Zentriertheit herauszutreten und sich mit anderen Menschen einzulassen.
5. Von Bewusstheit zu Bewusstsein: Nach May ist es die Aufgabe des Therapeuten, Bewusstheit (die subjektive Seite der Zentrierung) in Bewusstsein (die Fähigkeit, sich und seine eigenen Probleme in Beziehung zu sich selbst und der Welt zu sehen) zu verwandeln.

6. Angst vor Nicht-Zugehörigkeit: Mays existenzielles Verständnis von Angst ist von der Sichtweise geprägt, dass er Angst als Zustand des Menschen im Kampf gegen das versteht, was sein Sein zerstören würde. Heute würde diese Angst vor allem in der Furcht (konkretisierte Angst) vor den eigenen Kräften und den Konflikten, die sich aus diesen ergeben, bestehen. Dies hängt zusammen mit dem starken Konformismus, d.h. der Angst, aus der Gruppe ausgeschlossen zu sein. Wir sind eben außengeleitete Menschen.

Liebe und Wille

Rollo May brachte 1969 in Amerika ein Buch mit dem Titel *Love and Will* heraus (1988 in deutsch erschienen⁴³), mit dem er (wie auf der Titelseite vermerkt) über vier Monate auf der Bestseller-Liste stand. Auf dem Höhepunkt der Hippie-Bewegung veröffentlichte er also erfolgreich ein Buch, in dem es um die Krise beim Sex, der Liebe und der Moral geht.

Die Bedeutung des Eros

May geht in *Liebe und Wille* zunächst dem Phänomen *Liebe* nach, wobei er ein sehr eindrückliches Plädoyer für die Integration des Dämons Eros in die Liebe und in den Dialog hält. Das mag zunächst verwirrend klingen, wenn man den Begriff Dämon nicht im Mayschen bzw. im Platonschen Sinne kennt. Nach Platon, den auch May hier zitiert, ist Eros ein Dämon. In seinem *Gastmahl* lässt Platon Sokrates von Diotima lernen, was Eros als Dämon demnach für Eigenschaften hat. Er ist, so erläutert sie, „ein Mittelding zwischen dem Sterblichen und Unsterblichen“, bzw. er steht „in der Mitte zwischen Gott und Sterblichem“ (Platon 1958, 71). Die Macht des Eros, so fährt sie fort, besteht darin, „zu vermitteln und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen, und den Menschen, was von den Göttern kommt“ (a.a.O.).

May ist in Anlehnung an dieses Verständnis der Auffassung, dass Eros die Macht in uns ist, „die sich nach Ganzheit sehnt“ und dass es Eros ist, „der Menschen in der Psychotherapie zur Gesundheit drängt“ (May 1988, 77). Damit wendet sich May gegen das in den damaligen Theorien und Ansätzen (vor allem analytischen) vorherrschende Modell von Homöostase und Spannungsabbau; Eros sei demgegenüber ein erneuernder Drang, der den Einzelnen dazu antreibt, fortwährend nach höheren Formen des Wahren, Guten und Schönen zu streben. Eros ist bei May also etwas Dämonisches, da ihm die Eigenschaft eines verbindenden Elementes zukommt. Wie wichtig ihm diese Qualität ist, wird auch daran deutlich, dass er Gemeinsamkeiten zwischen Eros und dem Konzept der Intentionalität herstellt, das für seinen Ansatz in *Liebe und Wille* sehr wichtig ist. Er führt aus, dass

„[Eros und Intentionalität] beide ... davon aus[gehen], daß der Mensch danach strebt, sich nicht nur mit dem Objekt seiner Liebe, sondern auch seiner Erkenntnis zu vereinen. Und genau dieser Vorgang impliziert, daß ein Mensch bereits zu einem gewis-

⁴³ Ich hatte die erfreuliche Aufgabe übernommen, das Buch zu lektorieren.

sen Grad an der Erkenntnis, die er sucht, und an der Person, die er liebt, teilhat“ (a.a.O., 78).

Die Krise des Willens

Im Anschluss an seine Ausführungen zur Liebe widmet sich May dem Phänomen des *Willens*, von dem er behauptet, dass er sich in einer Krise befindet (a.a.O., 177ff.). Er führt diese Krise nicht zuletzt auf den Einfluss von Freuds psychoanalytischem Menschenbild zurück, nach dem wir sehr viel mehr von unseren Trieben und Instinkten geleitet sind, als von unserer Willenskraft (er versäumt jedoch auch nicht, Freuds großen Beitrag zu würdigen, der gerade in der Demontage der viktorianischen Willenskraft bestanden hat). Das Ergebnis jedenfalls ist, dass man (Anfang der Siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts) beobachten kann, dass eine „Unterminierung der Willens- und Entschlußkraft und eine Aushöhlung des persönlichen Verantwortungsbewußtseins“ stattgefunden habe.

Die Beschäftigung mit der Frage, wie wir zu einer Handlung, Verhaltensweise oder überhaupt zu einem Interesse kommen, ohne sie mit der alten viktorianischen Willenskraft zu erzwingen, führt ihn zu seinem Konzept von der *Intentionalität*. Zunächst bietet er folgende Definition an:

„Mit Intentionalität meine ich die Struktur, die dem Erleben Bedeutung verleiht. Sie ist nicht mit Intentionen, mit Absichten, gleichzusetzen, sondern ist jene Dimension, die diesen zugrundeliegt; *sie ist die Fähigkeit des Menschen, Intentionen zu haben*“ (a.a.O., 221; kursiv d.A.).

Schlicht ausgedrückt würde ich Intentionalität als den Hintergrund verstehen, der eine bestimmte Intention ermöglicht und ihr eine Bedeutung verleiht.

Die Integration von Liebe und Wille

Im dritten Teil seines Buches geht es schließlich darum, Liebe und Wille miteinander zu verbinden. May geht von einer Wechselwirkung zwischen Liebe und Wille aus, die sich daran zeigt, dass sie ihre Wirkung verlieren, wenn sie nicht im richtigen Verhältnis zu einander stehen; es kommt dann zu einer Blockierung. So kann ein überstarker Wille die Liebe blockieren, was unmittelbar klar wird, wenn man sich einen sehr willensgesteuerten, alles mit Disziplin beherrschen wollenden Menschen vorstellt. Auf gesellschaftlicher Ebene meint May, dass nach einer Überbetonung des Willens eine Überbetonung der Liebe folgt, d.h. es kommt zur Liebe, die den Willen blockiert (a.a.O., 274ff.). Eine Aufgabe des Menschen ist es, Liebe und Wille miteinander zu vereinbaren. Dies ist kein automatischer biologischer Prozess, sondern muss das Ergebnis unserer bewussten Entscheidung sein. Er begründet die Notwendigkeit, die Herausforderung der Integration von Liebe und Wille anzunehmen, damit, dass nur durch Wille die Symbiose zerstört werden, und so erst die Möglichkeit für Erfahrungen mit anderen Menschen und der Welt geschaffen werden kann. Erst dadurch schließlich wäre die Voraussetzung geschaffen für Autonomie, Freiheit im reifen Sinn und konsequente Verantwortlichkeit. Es braucht also nach May nach den ersten

symbiotischen Beziehungen im Leben eines Menschen eine neue, sich nicht automatisch einstellende, sondern durch Willen und Entscheidung mit gestaltete Beziehung, wenn er sagt:

„Sobald die erste Seligkeit des *physischen* Einsseins zerbrochen ist, hat der Mensch nun die *psychologische* Aufgabe, neue Beziehungen zu erlangen, die durch die Entscheidung, welchen Menschen ich lieben und welchen Gruppen ich mich widmen will, und durch die bewußte Pflege dieser Neigungen gekennzeichnet sind.“ (a.a.O., 283)

Liebe, Wille und Sorge

Zurückkommend auf sein Konzept von Eros, dem Dämon, macht May deutlich, dass dieser nicht ohne Sorge (im Sinne des englischen/amerikanischen *care*) vorkommen sollte. Sorge fügt dem zunächst eher leidenschaftlichen Eros einen psychologischen Aspekt hinzu, der sich auf diejenigen richtet, an denen einem etwas liegt.

Er beruft sich aber auch auf Heidegger, nach dem Sorge die Quelle des Willens und das elementare und bestimmende Phänomen menschlicher Existenz und insofern ontologisch ist.

Da wir uns, wie May meint, nicht mehr auf Liebe und Wille im alten romantischen und ethischen Sinn berufen können und auch Aufforderungen dazu, was man *sollte*, diese alten Orientierungen nicht ersetzen könnten, brauchen wir eine neue Orientierung. May findet diese in der Sorge, die er als eine spezielle Art von Intentionalität ansieht. So kommt er schließlich zu der Überzeugung, dass Sorge sowohl die Quelle der Liebe als auch des Willens ist.

Resümee

Auf der Grundlage der existenziellen Philosophie entwickelt Rollo May das Beziehungsverständnis weiter, indem er die Dimensionen *Sorge* und *Eros* als dämonische und daher als vermittelnde Kraft von Beziehung einführt sowie die Spannung zwischen *Symbiose* auf der einen Seite und *Autonomie und Zugehörigkeit* auf der anderen Seite und schließlich die Tiefendimension der *Intentionalität* beschreibt.

Aber wie schon bei den acht Dimensionen von Beziehungen, die Ruthellen Josselson dargestellt hat, gilt auch für diese, von Rollo May entwickelten Dimensionen: Sie liefern keine Kategorien zur Beziehungsbeschreibung im allgemeinen, sondern stellen Qualitäten von Beziehungen dar. Als solche sind sie möglicherweise konkrete (stufenspezifische) Ausprägungen bestimmter Kategorien, wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird.

Auch sein Verständnis von Beziehungsentwicklung mit dem Verlauf von physischem Angezogen-Sein über emotional bestimmte Beziehungen hin zu Beziehungen, die bestimmt sind durch Wille und Sorge für den anderen sowie durch Streben nach Erkenntnis, kann vielleicht in dem von mir noch zu entwickelnden Orientierungsmodell zur Beziehungsentwicklung vorkommen - als Grundlage für dessen Erstellung bleibt es jedoch zu rudimentär.

2.4.3. Irvin D. Yalom: Existenzielle Psychotherapie

Irvin D. Yalom ist emeritierter Professor für Psychiatrie an der Stanford University und Autor verschiedener Bücher, darunter zwei Klassiker zur Literatur über psychotherapeutische Gruppen, *The Theory and Practice of Group Psychiatry* und *Inpatient Group Therapy* sowie verschiedene Romane über Psychotherapie wie *Und Nietzsche weinte* (1994) oder *Die rote Couch* (1998). Auf der Rückseite seines Buches *Existenzielle Psychotherapie* (1989), das neun Jahre nach seinem Erscheinen in der USA in Deutschland veröffentlicht wurde,⁴⁴ schrieb Rollo May, dass dieses exzellente Buch ein Klassiker für Studierende der existenziellen Psychotherapie und erst recht für alle im psychosozialen Bereich Tätige werde und dass es ein Fehler sei, es nur Psychiatern und Psychologen zu empfehlen, da jede Person, die sich für Motive des menschlichen Daseins interessiere, in diesem Buch hilfreiche Anregungen finden werde und er, Rollo May, es kaum hätte aus der Hand legen können, bevor es es zu Ende gelesen hatte.

Dieser Empfehlung möchte ich hier gern nachkommen und prüfen, inwieweit Yalom Aussagen macht zu Themen wie Isolation und Sterblichkeit, wie Fromm sie bereits zur Sprache gebracht hatte.

Die „letzten Dinge“: Tod, Freiheit, Isolation und Sinnlosigkeit

Nach Yalom begegnen wir, wenn wir

„... über unsere 'Situation' in der Welt tiefgehend nachdenken, über unsere Existenz, unsere Möglichkeiten, wenn wir den Grund erreichen, der unter jedem anderen Grund liegt (...) unvermeidlich den Gegebenheiten der Existenz, den 'Tiefenstrukturen', die ich von jetzt an als 'letzte Dinge' (*ultimate concerns*) bezeichnen werde“ (Yalom 1989, 19).

Zu diesen vier „letzten Dingen“ stellt Yalom seine umfangreichen Untersuchungen und Erfahrungen aus seiner psychiatrischen und psychotherapeutischen Praxis auf mehr als 600 Seiten zur Verfügung. Im folgenden werde mich mit einem dieser „letzten Dinge“, der existenziellen Isolation, näher beschäftigen, da Yalom im Zusammenhang mit der Thematik auch Aussagen zum Thema Beziehung macht. Außerdem werde ich darstellen, welche Auffassung Yalom von Entwicklung hat.

Isolation

Zunächst unterscheidet Yalom zwischen interpersonaler, intrapersonaler und existenzieller Isolation. Mit der Bezeichnung interpersonale Isolation meint Yalom das

⁴⁴ Gemeinsam mit Reinhard Fuhr übernahm ich damals die Aufgabe, dieses Buch aus dem Amerikanischen ins Deutsche zu übersetzen, was zu einer sehr intensiven Auseinandersetzung mit dessen Inhalten führte und nachhaltige Spuren in meinem weiteren persönlichen und professionellen Werdegang sowie meiner konzeptionellen Arbeit hinterlassen hat.

Phänomen, gegenüber anderen Menschen isoliert zu sein, was aus Gründen geographischer Distanz, dem Fehlen sozialer Verhaltensweisen, Problemen mit Nähe oder auch Persönlichkeitsstilen, die dies fördern (wie die zuvor u.a. bei Horney und Riemann erwähnten schizoiden oder narzisstischen Formen), der Fall sein kann (a.a.O., 419ff.). Intrapersonale Isolation dagegen beschreibt den Prozess der Abspaltung von Teilen seiner selbst. Dies ist, so Yalom, ein Bereich, auf den sich Therapeuten heutzutage konzentrieren, indem sie ihren Patienten helfen wollen, jene Anteile zu entdecken und zu akzeptieren, die ihnen bislang unbekannt oder unannehmbar vorkommen.

Existenzielle Isolation schließlich ist jene Form der Isolation, der alle Menschen unabhängig vom Ausmaß ihrer zwischenmenschlichen Beziehungen oder innerer Integrationsleistungen ausgesetzt bleiben, da sie zur Existenz gehört.

Darüber hinaus können auch die existenzielle Konfrontation mit dem Tod ebenso wie die Konfrontation mit existenzieller Freiheit (und der damit verbundenen Herausforderung, eigene Entscheidungen zu treffen und diese zu verantworten), unausweichlich in die existenzielle Isolation und das damit verbundene „Tal der Einsamkeit“ führen.

Yaloms Entwicklungsverständnis

Es ist durchaus interessant, dass Yalom im Register seines Buches *Existenzielle Psychotherapie* keine eigenständige Nennung einer Entwicklungstheorie oder irgendeines Entwicklungsthemas überhaupt auftaucht. Allerdings gibt es einen Eintrag zu dem Begriff *Persönliches Wachstum*, der neben einem Zusammenhang zu Krebspatienten und einem Verweis auf Abraham Maslow gerade im Zusammenhang mit existenzieller Isolation zweimal genannt wird.

Diese eher dürftige Ausbeute wird vermutlich mit Yaloms Einschätzung von der Bedeutung von Entwicklungsmodellen für existenzielle Dynamiken zu tun haben, die er in seinem Einführungskapitel unter der Zwischenüberschrift „Existenzielle Therapie: Eine dynamische Psychotherapie“ bzw. der Unterüberschrift „Existenzielle Psychodynamik: Die Frage nach der Tiefe“ leider schwer auffindbar darlegt (a.a.O., 21). Dort macht Yalom deutlich, dass die existenziellen Dynamiken „keinem Entwicklungsmodell verpflichtet“ sind - wobei er wohl vor allem meint, dass sie keinem *bestimmten* Entwicklungsmodell verpflichtet sind, denn später betont er, dass dies nicht bedeutet, dass man existenzielle Faktoren in einem entwicklungsmäßigen Rahmen nicht erforschen kann. Seine deutliche Ablehnung von einer Notwendigkeit, existenzielle Themen unter einer Entwicklungsperspektive zu betrachten, scheint damit zu tun zu haben, dass er sich von der Freudschen Psychodynamik, die entwicklungsbedingt ist und bei der „grundlegende“ Konflikte gleichbedeutend sind mit „primären“ also frühen Konflikten, abgrenzt.

Diesen zeitlichen Zusammenhang von je-früher-desto-grundlegender sieht Yalom für die existenzielle Problematik nicht. Vielmehr bedeute sie, „nicht über den Weg nachzudenken, wie man zu dem geworden ist, was man ist, sondern *daß* man ist“ (a.a.O., 22). Entsprechend sieht Yalom die Vergangenheit, anders als die Psychoana-

lytiker, nicht als das „lohnendste Gebiet für therapeutische Erforschung“ (wenngleich sie als Erinnerung an die Vergangenheit ein Teil unserer gegenwärtigen Existenz und als solche bedeutsam ist), sondern für die existenzielle Therapie ist „die-Zukunft-die-zur-Gegenwart-wird“ die primäre zeitliche Orientierung. Und so kommt er zu einer Unterscheidung zwischen einem entwicklungsorientierten, aber eben notwendigerweise auch dynamischen/analytischen Modell, dass er von einem „unmittelbaren, ahistorischen, existentiellen“ Modell streng unterscheidet, weil dieser Unterschied vor allem für die „Technik des Therapeuten“ tiefgreifende Implikationen hat.

Als Therapeutin mit nicht-analytischen Wurzeln ist mir diese Abgrenzung insofern ein wenig zu rigoros, als ich es mir durchaus vorstellen kann, existenzielle Themen und Modelle von Entwicklung miteinander in einen Zusammenhang zu bringen. Allerdings verstehe ich den Entwicklungsgedanken vor allem auch in nicht-chronologischer und nicht-kausaler Weise. Yalom hingegen grenzt sich gegen ein Entwicklungsverständnis ab, dass ausschließlich lebensgeschichtlich, chronologisch und kausal ist (jene Erfahrung in der Kindheit ist die Ursache für diese Situation in der Gegenwart). Was Yalom nicht berücksichtigt, ist, dass es Entwicklung auch als eigenständige Dimension geben kann, als eine Dynamik, die zu mehr Bewusstheit führt.

Wachstum und existenzielle Isolation

Wenn es, wie gerade dargestellt, eher schwierig ist, in Yaloms Ausführungen Zusammenhänge seiner Erkenntnisse mit individuellen Entwicklungsprozessen zu finden, so überrascht es umso mehr, im Zusammenhang mit seinen Erkenntnissen zur existenziellen Isolation einen Abschnitt zu finden, der sich mit persönlichem Wachstum beschäftigt.

Über etymologische Ableitungen des Wortes „existieren“, das nach Yalom Differenzierung bedeutet, und seinem Verständnis von dem Prozess des Wachstums als einem Prozess der Trennung macht Yalom deutlich, dass menschliche Existenz eine fortlaufende Differenzierung bedeutet, was wiederum Trennung bedeutet: „Sich nicht zu trennen, bedeutet, nicht zu wachsen. Aber der Preis, den wir für die Trennung und das Wachsen zahlen, ist Isolation“ (a.a.O., 428).

Zum Prozess der menschlichen Reifung gehört also „eine grundlegende, eine ewige und unüberwindliche Isolation“, aber auch dieser Prozess wird als eine Polarität deutlich, auf die Yalom mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten hinweist (a.a.O., 429ff.). So spricht er vom Dilemma der Verschmelzung-Isolation oder anders ausgedrückt dem der Bindung-Trennung, und bezeichnet es als „wesentliche Entwicklungsaufgabe“.

An dieser Stelle muss Yalom seine zuvor vorgenommene Abgrenzung von existenzieller Isolation und zwischenmenschlicher Isolation (s.o.) etwas relativieren, da ein Heraustreten aus zwischenmenschlichen Beziehungen (also zwischenmenschliche Isolation) den Menschen mit der existenziellen Isolation konfrontiert. Und so sieht er die Angst vor der existenziellen Isolation als Beweggrund für viele Beziehungen (ein Gedanke, der bereits bei den Ansätzen von Fromm und Riemann eine Rolle spielte.)

Nun kommt Yalom auf Beziehungen zu sprechen und stellt die *Polarität von Verschmelzung und Isolation* als deren Problematik dar. Die Problematik besteht darin, dass es nur schwer gelingen kann, die Beziehung nicht primär als Abwehr gegen die existenzielle Isolation zu benutzen, indem man entweder mit dem anderen verschmilzt oder ihn zum bloßen Werkzeug zur Abwehr gegen die Isolation reduziert. Ich verstehe diese beiden Varianten so, dass man im ersten Fall seine eigene Identität aufgibt und im zweiten Fall keinen Respekt vor dem anderen als eigenständiges Subjekt aufbringt. So besteht nach Yalom die Herausforderung in Beziehungen letztlich darin, gleichzeitig getrennt und ein Teil voneinander zu sein.

Bevor sich Yalom der Aufgabe widmet, so genannte interpersonale Psychopathologien zu beschreiben, will er zu einem Verständnis davon beitragen, was eine Beziehung im besten Sinn sein kann.

Optimale Beziehungen

Zu Beginn seiner Überlegungen geht Yalom davon aus, dass es das Kennzeichen einer Beziehung im besten Sinn ist, „sich auf bedürfnisfreie Art aufeinander [zu] beziehen“ (a.a.O., 431). Um die Fragen beantworten zu können, die sich aus dem Bemühen ergeben, diese Prämisse zu erfüllen, zieht er drei Ansätze heran: die Dialog-Philosophie von Martin Buber, Abraham Maslows Theorie von zwei Motivationstypen und Erich Fromms Beschreibungen von der reifen Liebe (a.a.O., 431-442).

Martin Buber, Philosoph und Theologe, verknüpft in seinem Ansatz jüdisches mystisches Gedankengut, Chassidismus und moderne Beziehungstheorie. Er geht davon aus, dass der Mensch eine angeborene Sehnsucht nach Beziehung hat und dass er nicht als getrennte Einheit existiert, sondern immer in Beziehung ist (a.a.O., 432). Dabei unterscheidet er zwei Arten von Beziehung: die Ich-Du-Beziehung und die Ich-Es-Beziehung, wobei letztere zunächst als eine funktionale Beziehung zwischen Person und Gegenständen, eine Subjekt-Objekt-Beziehung, die keine Gegenseitigkeit habe, beschrieben wird und erstere sich im Unterschied dazu durch volle Gegenseitigkeit auszeichnet. Nach Yaloms Darstellung wird diese Definition dann weiter modifiziert, indem der Unterschied zwischen Ich-Es-Beziehung und Ich-Du-Beziehung nun auf eine Verschiedenheit in dem jeweils beteiligten „Ich“ zurückgeführt wird: in einer Ich-Es-Beziehung ist das „Ich“ eine feste Größe, völlig unbeeinflusst von der Beziehung zum „Es“; in einer Ich-Du-Beziehung dagegen ist das „Ich“ das „Dazwischen“ und wird von der Beziehung zum Du geformt. Praktisch heißt das nach Buber, dass man dem anderen wirklich zuhören muss. Daher unterscheidet er zwischen „ursprünglichem“ und „pseudohaftem“ Zuhören.

Zurück zu seiner anfänglichen Definition einer optimalen Beziehung als bedürfnisfreie Art, sich aufeinander zu beziehen, meint Yalom nun in Anlehnung an die Ich-Du-Beziehung bei Buber, dass man sich dazu selbst verlieren oder transzendieren muss. Leider bleibt es bei dieser Andeutung, die nur mit einer Geschichte von Buber selbst veranschaulicht wird, was es aber nicht wirklich deutlicher macht. Deutlich wird für Yalom jedoch mit diesem Beispiel, dass der „Dialog“ der „grundlegende Erfahrungsmodus des Ich-Du ist“. Allerdings ist die darin liegende Intensität kein Dau-

erzustand und solle das auch nicht sein, da „wir [sonst] in der weißen Flamme des 'Du' verbrennen würden“ (a.a.O., 435).

Insgesamt scheint Yalom vielem des Buberschen Gedankengutes zustimmen zu können, aber in einem Punkt unterscheiden sie sich, wie Yalom selbst ausführt: Während Buber in seinem Grundlagenwerk *Ich und Du* darauf besteht, „Am Anfang ist die Beziehung“ (Buber 1983, 25), ist er, Yalom, weiterhin der Auffassung, dass man „nicht in der Beziehung, sondern allein an einem unheimlichen Ort an[fängt]“ (Yalom 1989, 436). Mir wird dabei nicht klar, warum es hier ein Entweder-Oder sein muss, wo doch vorher die Idee einer Polarität durchaus eine Rolle spielte. Daher kann ich nicht nachvollziehen, warum das nicht auch auf diese Frage angewendet werden kann. Stattdessen bleibt Yalom bei seiner Position und nimmt eine strikte Gegenposition zu Buber ein. Kann denn nicht auch eine Aussage, die sowohl Bubers als auch Yaloms Position integriert, aussagekräftig sein, beispielsweise: Am Anfang ist Beziehung *und* Isolation? - Darauf komme ich später zurück.

Als nächstes führt Yalom Abraham Maslow, der nach dessen Angaben einen Vorfahre der Humanistischen Psychologie ist,⁴⁵ die wiederum eine große Nähe zur existenziellen Psychologie aufweist, mit seiner Unterscheidung von defizit- und wachstumsmotivierten Menschen in die Diskussion ein. Diese Unterscheidung wirkt sich auch in zwischenmenschlichen Beziehungen und der Liebe aus und besteht im wesentlichen in dem unterschiedlichen Ausmaß der Abhängigkeit. Der wachstumsorientierte Mensch ist nach Maslow weniger abhängig von anderen Menschen, während der defizitorientierte Mensch auf andere zur Befriedigung ureigenster Bedürfnisse angewiesen ist. Entsprechend formuliert Maslow die so genannte „D-Liebe“ (Defizit-Liebe), die eigennützig oder liebesbedürftig ist, während es sich bei der so genannten „S-Liebe“ (Liebe zum Sein des anderen Menschen) um bedürfnislose Liebe oder selbstlose Liebe handelt. Diese beiden Formen sind nach Maslow nicht gleichwertig, sondern die S-Liebe ist eine reichere, höhere, wertvollere subjektive Erfahrung als die D-Liebe.

Als dritte Quelle, die Yalom für seine Frage nach der Natur der bedürfnisfreien Liebe heranzieht, nutzt er Erich Fromm und bezieht sich auf dessen Buch *Die Kunst des Liebens* (1981). Da ich dieses Konzept bereits zuvor ausgewertet habe, kann ich mich hier auf die Stichworte beschränken, die für Yaloms Interesse eine Rolle spielen. Zunächst findet Yalom in Fromm eine Unterstützung bei der Position, die grundlegendste Sorge des Menschen sei dessen Isolation. Verschiedene Versuche der Menschen, diese Konfrontation erträglich zu machen (schöpferische Arbeit, orgiastische Zustände, Zugehörigkeiten zu Gruppen und eine befriedigende zwischenmenschliche Beziehung), wurden ebenfalls bereits zuvor dargestellt. Auch die Charakteristika reifer Liebe aus dem Konzept Fromms wie Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung vor dem anderen und Erkenntnis werden von Yalom angeführt.

Yalom erkennt auch Annäherungen zwischen Fromms und Bubers Ansatz (beispielsweise Fromms „Lieben“ und Bubers „Dialog“), und er kommt dann schließlich

⁴⁵ Nach dem Handbuch des menschlichen Bewusstseins *Modelle des Menschen* von Charles Hampden Turner (1983) ist Abraham Maslow nicht nur ein Vorfahre der Humanistischen Psychologie, sondern hat sie 1962 mit gegründet (a.a.O., 118).

vor dem Hintergrund aller drei Konzepte zu einer ausführlicheren Antwort zu den Charakteristika einer reifen, bedürfnisfreien Liebe. Diese Antwort umfasst eine Acht-Punkte-Liste, die ich hier wegen ihrer Länge nur stark gekürzt zitieren möchte:

1. „Sich für einen anderen Menschen zu interessieren bedeutet, sich auf ihn in selbstloser Weise zu beziehen ...
2. Sich für einen anderen Menschen zu interessieren bedeutet, den anderen so vollständig wie möglich zu kennen und zu erfahren. [...]
2. Sich für einen anderen Menschen zu interessieren bedeutet, sich für das Sein und Wachstum des anderen zu interessieren. [...]
3. Sich interessieren ist aktiv. Reife Liebe ist Lieben, nicht Geliebtwerden. [...]
4. Sich interessieren ist eine Art, in der Welt zu sein; es ist keine ausschließliche, flüchtige, magische Verbindung mit einer besonderen Person.
5. Reifes Interesse fließt aus unserem Reichtum, nicht aus unserer Armut - aus dem Wachstum heraus, nicht aus der Not. [...]
6. Sich interessieren ist wechselseitig. [...]
7. Reifes Interesse hat seine Belohnungen. Man wird verändert, bereichert, erfüllt, unsere existentielle Einsamkeit wird gemildert. [...]“ (a.a.O., 441f.).

Resümee

Yaloms Aussagen zu existenziellen Themen sind für mein Vorhaben vor allem da interessant, wo er einen Zusammenhang zu Beziehung oder zu persönlicher Entwicklung herstellt. Dies ist bei dem Thema der existenziellen Isolation der Fall. Yalom hält die existenzielle Isolation für grundlegend (wobei er sich auch auf Erich Fromm stützt), und baut eine Konkurrenzsituation zu Bubers Aussage auf, der den Beziehungsmodus als grundlegend für die menschliche Situation ansieht. Da jedoch nach Yalom die existenzielle Isolation (nicht zuletzt per Definition) durch keine noch so ideale Beziehung aufgehoben werden kann, ist die existenzielle Isolation vor jeder Beziehung vorhanden beziehungsweise der Beginn der existenziellen Situation der Menschen. Aus diesen beiden Positionen wird bei Yalom ein Dilemma von Verschmelzung-Isolation bzw. Bindung-Trennung. Sich mit diesem Dilemma lebenslang auseinanderzusetzen ist für Yalom eine zentrale Entwicklungsaufgabe, wobei er allerdings davon ausgeht, dass die Isolation primär ist.

Wie bereits bei Auseinandersetzung mit Riemanns Ausführungen deutlich wurde, kann man im Zusammenhang mit der menschlichen Existenz von einer grundlegenden Antinomie mit den Polen Zugehörigkeit und Eigenständigkeit sprechen. Yalom selbst erwähnt im Zusammenhang mit Beziehungen die Herausforderung, eine Balance zwischen Sich-Abgrenzen und Teil-der-Beziehung-Sein herzustellen, also ebenfalls eine Antinomie.

Was Yaloms recht rigorose Ablehnung einer entwicklungspsychologischen Perspektive betrifft, so richtet sich diese Ablehnung gegen eine ausschließlich lebensgeschichtlich, chronologisch und kausal begründete - also psychoanalytische Perspektive, bei der die Gründe für das gegenwärtige So-Sein nur in Erfahrungen der Kindheit gesucht werden. Da ich mich, wie ich im nächsten Kapitel ausführlich darlegen werde, bei der Erarbeitung einer entwicklungsorientierten Perspektive nicht auf die psy-

choanalytisch begründeten Entwicklungstheorien beschränke, gehe ich weiterhin davon aus, dass auch existenzielle Themen in einem solchen Modell einen Platz finden.

2.4.4. Carl R. Rogers: Personzentrierter Ansatz

Der Begriff „Personzentrierter Ansatz“ ist eine Verallgemeinerung der Prinzipien und Grundüberzeugungen, wie sie Carl R. Rogers für die Klientenzentrierte Psychotherapie entwickelt hat (Stumm 2000, 507). Stumm bezeichnet ihn als „einen Ansatz im Sinne einer Seinsweise in Lebenssituationen“, nicht als „eine Schule, eine Bewegung oder eine Philosophie“. Was das anthropologische Fundament betrifft, so zählt dieser Ansatz - wie auch der Gestalt-Ansatz - zur Humanistischen Psychologie und hat als zentrales Konzept die Auffassung, dass der Mensch über eine so genannte „Selbstaktualisierungstendenz“ verfügt. Damit ist die innewohnende Fähigkeit der Menschen gemeint, ihre immanenten Potentiale „zu aktualisieren“ und imstande zu sein, die dafür erforderlichen Entscheidungen zu treffen.

Carl R. Rogers wurde 1902 in Amerika geboren und wuchs auf dem Land im Bundesstaat Illinois auf. Er entwickelte mit dem personzentrierten Ansatz nicht nur einen Therapie-Ansatz, der auf nachfolgende Therapie-Ansätze nachhaltigen Einfluss hatte. Sein Ansatz ging auch über eine bloße therapeutische Anwendung hinaus. Rogers selbst war nicht nur als Psychotherapeut tätig, sondern auch als Hochschullehrer, Forscher und Direktor von Forschungseinrichtungen; in diesem Rahmen entwickelte und erforschte er seinen Ansatz immer weiter. Gegen Ende seines Lebens widmete er sich vor allem der Konfliktklärung in verschiedenen Krisenregionen der Welt, bevor er 1987 hochgeehrt als 85jähriger starb (Groddeck 2002).

Rogers selbst betonte in einem berühmt gewordenen Gespräch mit Martin Buber (Buber & Rogers 1997), dass das Menschenbild des Personzentrierten Ansatzes ebenso in einer dialogischen wie auch in einer sozialen Anthropologie wurzelt, so dass der Vorwurf, dieser Ansatz sei zu individualistisch, unzutreffend ist (Schmid 1992, 51). Vielmehr ist der Personzentrierte Ansatz, wie der Name schon sagt, an der Person, nicht am Individuum interessiert. Schmid meint, hier spielt der unterschiedliche Wortgebrauch von „individuum/*individual*“ und „Person/*person*“ im Amerikanischen und Deutschen eine große Rolle (a.a.O., 62, Anmerkung 15). Eine andere Erklärung könnte in dem liegen, was Theodore Roszak als „Personalismus“ beschreibt (Roszak 1986). Er spricht beispielsweise von den „Europäischen Personalisten, die Anfang der dreißiger Jahre dieses [bzw. letzten] Jahrhunderts aktiv waren“ (a.a.O., 121). Roszak unterscheidet das Individuelle, das Kollektive und das Personale, wobei letztere eine Integration der ersten beiden darstellt, (die durch Selbstentdeckung geschieht):

„In der Erfahrung der Selbstentdeckung finden wir eine Identität, die über dem mörderischen Zusammenprall von Individuum und Kollektiv steht. Es ist unsere Identität als Person“ (a.a.O., 75).

Gleichgültig, ob Rogers sich tatsächlich auf ein solches personalistisches Verständnis gründete, es entspricht sicher seiner Intention. So führt auch Schmid weiter aus, dass es in dem personenzentrierten Ansatz nicht „um den Einzelnen als Einzelnen [geht], sondern um den Einzelnen in der Beziehung (der therapeutischen wie aller sonstigen)“ (Schmid 1992, 51). An anderer Stelle weist Reisel in dem bereits zitierten Handbuch der Personzentrierten Psychotherapie auf den großen Einfluss Bubers auf Rogers hin, und somit dessen Bedeutung für das Menschenbild des Personzentrierten Ansatzes (Reisel 1992, 155). Charakteristisch für diesen Buberschen Einfluss ist die Bedeutung, die in dem Phänomen „Beziehung“ gesehen wird. Beziehung ist ein einzigartiges Phänomen zwischen „Wesen und Wesen“, die eine fundamentale Tatsache der menschlichen Existenz darstellt.

In einem Punkt, dem Angebot einer Ich-Du-Beziehung, muss ich die Einzigartigkeit des Personzentrierten Ansatzes allerdings relativieren: Carl R. Rogers' klientenzentrierter Ansatz war wahrscheinlich der erste, in dem eine dialogische Grundhaltung im therapeutischen Kontext so deutlich formuliert wurde. Wenn Robert Bauer (1992, 282) jedoch im Handbuch der Personzentrierten Psychotherapie behauptet, es sei ein Spezifikum personenzentrierter Therapie, dass der Therapeut eine Bereitschaft zur Ich-Du-Beziehung hat, so trifft dies auch für eine dialogisch orientierte Gestalttherapie zu, wie sie ursprünglich vor allem von Laura Perls vertreten wurde.

Für einen ersten Eindruck in sein Beziehungsverständnis soll es hier genügen, deutlich zu machen, dass Rogers an einer verantwortungsvollen und von Respekt für das Gegenüber getragenen Beziehung lag. Das gilt auch und gerade für die beraterische und therapeutische Beziehung, auf die ich an anderer Stelle genauer eingehen werde, wenn es im 5. Kapitel um die Unterstützung der Beziehungs-Entwicklung geht.

Resümee

Der Personzentrierte Ansatz als ein Verfahren aus dem humanistisch-psychologischen Bereich stellt sehr deutlich das von Friedman für die Dialogischen Ansätze angekündigte, und gegenüber den bisher dargestellten Ansätze völlig unterschiedliche, Beziehungskonzept dar. Hier verhält man sich dem anderen gegenüber weder abstinenter wie in der klassischen Psychoanalyse, noch wird man als „Objekt“ aus einer eher wissenschaftlichen Perspektive angeschaut wie in der Objektbeziehungstheorie, noch beschränkt man sich auf eine systemische Perspektive und hält sich subjektiv ebenfalls aus der Beziehung heraus wie in den systemischen Ansätzen. Vielmehr stellt der personzentrierte Ansatz die Person in den Mittelpunkt, bzw. die Begegnung von Personen, was mittels einer grundlegend akzeptierenden Haltung dem Anderen gegenüber und dem Sich-Einlassen aufeinander geschehen kann. Damit tritt erstmals ein ausformuliertes Beziehungsverständnis in einem psychologischen Ansatz auf (bei Fromm deutete sich diese Haltung bereits deutlich an), in dem eine menschliche, persönliche Ebene nicht mehr oder weniger mühsam herausgehalten wird, sondern selbst in das Zentrum des Ansatzes gerückt wird. Eine solche Haltung könnte auch für die Unterstützung der Beziehungs-Entwicklung bei Erwachsenen angemessen sein.

2.4.5. Gestalt-Ansatz

Der Gestalt-Ansatz⁴⁶ wurde in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts von dem deutsch-jüdischen Emigranten-Ehepaar Frederick (Fritz) und Lore (Laura) Perls zusammen mit dem sozialkritischen Schriftsteller Paul Goodman in New York begründet und verbreitete sich rasch in den USA, und seit den 70er Jahren auch in Europa und weltweit (vgl. Fuhr & Amendt-Lyon 2000, 245f.). Fritz Perls war Mediziner und begann zwei Jahre später - vor allem aus persönlichen Gründen - eine Psychoanalyse bei Karen Horney, die jedoch, „noch bevor sie angefangen hatte, [...] zur Lehranalyse [umfunktioniert wurde]“ (Sreckovic 2001, 30ff.). Auf Anregung Horney ging Fritz Perls 1926 nach Frankfurt/M., wo er Mitglied am Institut Kurt Goldsteins wurde. Dort kam Perls mit der Gestaltpsychologie in Person von Adhémar Gelb in Kontakt sowie mit einer durch Goldstein geprägten ganzheitlich-organismischen Fundierung, die sich stark von der mechanistisch-assoziativen Psychoanalyse unterschied. Hier lernte Fritz Perls auch seine spätere Frau Laura Perls kennen, die bei Gelb promovierte.

Wie schon zuvor bei Karen Horney und Erich Fromm geschildert, mussten auch die beiden Perls Nazi-Deutschland verlassen und kamen über Stationen in der Niederlande und Südafrika schließlich in die USA, wo sie Ende der Vierziger Jahre - nicht zuletzt, weil ihnen die erwartete Anerkennung neoanalytischer Kreise für ihren Ansatz nicht zuteil wurde⁴⁷ - begannen, ihren eigenen Ansatz zu etablieren und einen neuen Namen dafür kreierten: Gestalttherapie⁴⁸ - als Ausdruck einer der Wurzeln ihres Ansatzes in der Gestaltpsychologie (a.a.O., 118).

Mit dem Gestalt-Ansatz ziehe ich also nun eine Konzeption hinzu, die das psychoanalytische theoretische Paradigma verlassen hat und der so genannten „dritten Kraft“, der humanistisch-psychologischen Orientierung zugeordnet wird.⁴⁹ Entsprechend ist hier eine grundlegende andere theoretische Herangehensweise an Themen, die sich mit Beziehung und Entwicklung befassen, zu erwarten.

⁴⁶ Inzwischen sprechen wir häufiger von „Gestalt-Ansatz“ statt von Gestalttherapie, da Gestalttherapie eigentlich nur das psychotherapeutische Anwendungsfeld eines Ansatzes beschreibt, der inzwischen umfassender genutzt wird in Beratung, Supervision, Persönlichkeitsentwicklung und Pädagogik (siehe unser Buch Fuhr & Gremmler-Fuhr 1995, *Gestalt-Ansatz*).

⁴⁷ In Briefen an ihren Mann äußerte sich Laura Perls bereits 1947 deutlich dahingehend, dass sie keine Analytikerin mehr sei (Sreckovic 2001, 115).

⁴⁸ Laura Perls wäre lieber bei dem Namen „Konzentrationstherapie“ geblieben, den sie bereits 1946/1947, als sie Südafrika verließen, für ihren Ansatz gefunden hatten; Fritz Perls setzte sich jedoch mit dem Namen „Gestalttherapie“ durch (Sreckovic 2001, 108ff.; Gremmler-Fuhr 2001, 346).

⁴⁹ Die Psychoanalyse gilt als erste Kraft, der Behaviorismus als zweite und die Humanistische Psychologie als „Dritte Kraft“ in der Paradigmenvielfalt der Psychologie (Hutterer 2000, 279).

Konzepte und Modelle der Beziehungs-Dimension

Organismus-Umweltfeld

Das Konstrukt vom Organismus-Umweltfeld ist ein Konzept, mit Hilfe dessen der Gestalt-Ansatz auf die Existenz des Organismus in Verbindung und Abgrenzung zum Umweltfeld hinweisen will, und dies geht auf die organismische Theorie von Kurt Goldstein und die Feldtheorie Kurt Lewins zurück (Gremmler-Fuhr 2001, 355). Das eigentlich Neue an diesem Modell ist, dass hier die herkömmliche Trennung von Subjekt und Objekt, in der die Realität nur von einer Außenperspektive her wahrgenommen werden kann, zugunsten einer erlebnismäßigen Perspektive aufgegeben wird, denn: Der Organismus erfährt und organisiert sich im Sich-Abgrenzen von der Umwelt, was eben nie den Status objektiver Gegebenheiten erreicht, sondern immer mehr oder weniger die Qualität subjektiver Erfahrungen behält. Für dieses selbstreferentielle Wechselspiel stellt der Gestalt-Ansatz mit dem Kontaktmodell ein weiteres Konstrukt zur Verfügung, das diesen Prozess genauer beschreibt.

Kontaktmodell

Das Kontaktmodell im Gestalt-Ansatz ist eigentlich ein Phasenmodell, das einen idealtypischen Ablauf von Kontaktepisoden beschreibt. Den einzelnen Phasen⁵⁰ werden unterschiedliche Erregungs-Niveaus zugeordnet. Das Kontaktmodell berücksichtigt neben anderen Modellen, die sich ebenfalls mit den Wechselbeziehungen oder Interaktionen zwischen Organismus und Umwelt beschäftigen, jedoch auf umfassende Weise sowohl innerpersönliche Prozesse als auch die Prozesse zwischen Organismus und Umweltfeld. Das ermöglicht es, die subjektiven Erlebnisse und Bedeutungsfindungen einerseits mit intersubjektiven Übereinkünften und andererseits mit objektiven Erkenntnissen aus einer Außenperspektive zu verbinden.

Kontaktfunktionen

Die Art und Qualität, in der sich die Grenzbildung zwischen Organismus und Umweltfeld während des Kontaktprozesses vollzieht, kann mit Hilfe der so genannten Kontaktfunktionen beschrieben werden.

Im Rahmen der Fragestellung dieser Arbeit ist es jedoch nicht sinnvoll, jede dieser Kontaktfunktionen hier im einzelnen zu erläutern, da diese vor allem für Kommunikationsprozesse relevant sind. Ich möchte kurz jedoch auf die von Reinhard Fuhr und mir entwickelte Systematik zu den Kontaktfunktionen eingehen (vgl. Fuhr & Gremmler-Fuhr 1995, 119-133; Gremmler-Fuhr 2001, 366-375), denn wir haben versucht, die einzelnen Kontaktfunktionen nicht zuletzt im Sinne der Prinzipien des Gestalt-Ansatzes zu revidieren und sie als *Dimensionen* zu begreifen, die jeweils zwei Pole haben. Besonders interessant könnte auch sein, dass jede Kontaktfunktion mit

⁵⁰ Die Anzahl der Phasen unterscheiden sich je nach „Schule“ von vier Phasen im Kontaktzyklus bis zu sieben Phasen im Gestaltzyklus des Erlebens der *Cleveland School* (vgl. Gremmler-Fuhr 2001, 362).

einem Pol eine Qualität der Zugehörigkeit aufzeigt, mit dem anderen Pol eine Qualität der Eigenständigkeit bedient. Beide Qualitäten scheinen ja grundlegende Konstanten des Menschseins darzustellen, die für die Gestaltung von Beziehungen außerordentlich wichtig sind (Abb. 1).

Dialog

Mit dem Konzept von Dialog gehe ich nun direkt auf den Bereich des Gestalt-Ansatzes ein, der die Beziehung zwischen Therapeut und Klient, Berater und Beratenem, Supervisor oder Supervisand oder das professionelle Verhältnis eines Vertreters des Gestalt-Ansatzes zu einem interessierten Nutzer bestimmen soll. Anders als in der Psychoanalyse, die in der Beziehung zu ihren Klienten/Patienten ganz wesentlich das Konzept der Übertragung und der Gegenübertragung nutzt, geht der Gestalt-Ansatz mit dem Buberschen Dialog-Verständnis von einer Beziehungsorientierung aus, in dessen Intention es liegt, eine Begegnung der beiden Personen zu ermöglichen.

Im *Handbuch der Gestalttherapie* habe ich vier Dimensionen dialogischer Beziehung vorgeschlagen, die ich mit Hilfe ihrer Polaritäten folgendermaßen beschreibe:

- Realität des Du versus Realität des Ich,
- Autonomie versus Interdependenz,
- Wissen (mit allem da sein) versus Leer-Sein,
- Eros versus Sorge (Gremmler-Fuhr 2001, 406ff.).

Ich versuche zu zeigen, wie sich über das „Einüben“ einer dialogischen Haltung mit Hilfe bestimmter Orientierungen (der „normative Dialog“) eine reife dialogische Beziehung (der „intentionale Dialog“) entwickeln kann. Dabei ist ein umfassenderes Verständnis von Dialog gemeint, dass sich nicht auf bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen beschränkt (wie der normative Dialog): es geht vielmehr um eine grundlegende Haltung oder Einstellung. Wenn diese Haltung integriert worden ist, kann man auch mit Situationen „dialogisch“ umgehen, in denen eine Verständigung unmöglich geworden ist: wenn beispielsweise zwei Menschen unvereinbare Auffassungen in wesentlichen Themen haben, können sie dies in gegenseitigem Respekt konstatieren (indem sie sich das Recht auf unterschiedliche Auffassungen zugestehen), und gleichzeitig können sie inhaltlich von ihrer Auffassung zutiefst überzeugt bleiben - was natürlich Konsequenzen für die Beziehung hat. Gelingt diese intentional-dialogische Grundhaltung, so wird die Beziehung zwar dann distanzierter werden, aber Überzeugungs-Kämpfe könnten beendet werden, wo die Unterschiede nicht mehr zu überbrücken sind.

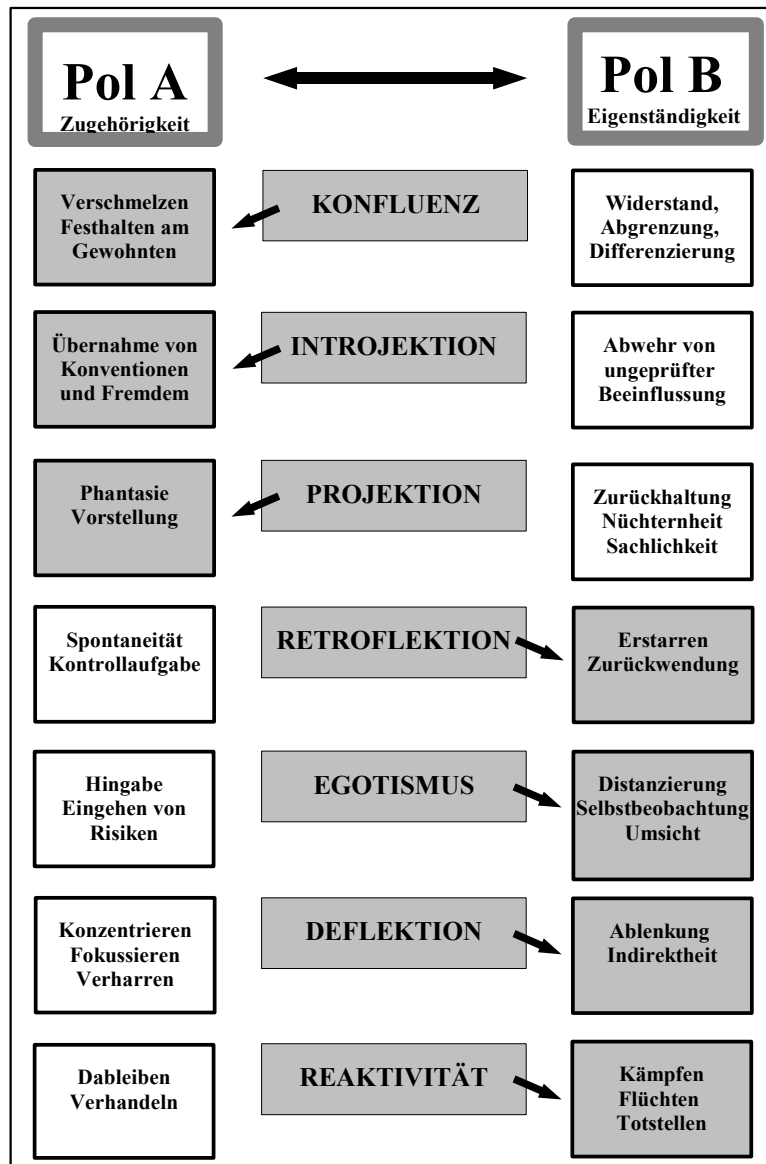


Abbildung 1: Die Kontaktfunktionen als Polaritäten von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit

Hiermit sind Merkmale einer Beziehung angedeutet, die eine stufenweise Entwicklung der Beziehungskompetenzen der Beziehungspartner voraussetzen, wie später zu zeigen sein wird.

Ansätze einer Entwicklungstheorie

Im Handbuch der Gestalttherapie entwickelt Reinhard Fuhr einen Ansatz einer Entwicklungstheorie für die Gestalttherapie (Fuhr 2001, 575-598). Ursprünglich widersprach die Vorstellung von Entwicklungstheorien der zentralen Orientierung der

Gestalttherapie vom unmittelbaren Kontakt im Hier-und-Jetzt, und es war überaus verpönt, Klienten zu diagnostizieren, denn eine Diagnose würde schließlich auf der Anwendung entwicklungstheoretischer Annahmen beruhen.

Daher überrascht es nicht, dass es im ursprünglichen Gestalt-Ansatz nur Fragmente einer eigenständigen und originären Entwicklungstheorie gibt (etwa Carroll 2001). Der Versuch von Fuhr basiert denn auch auf einem allgemeinen Meta-Modell der Entwicklung. Es erscheint mir an dieser Stelle nicht sinnvoll, im Detail diesen Ansatz einer Entwicklungstheorie für den Gestalt-Ansatz darzustellen, da er keine expliziten Aussagen zu Beziehungs-Entwicklungslinien enthält. Der Ansatz zeigt jedoch, dass es auch für das Erwachsenenalter eine stufenmäßige Entwicklung geben könnte. Dieser erste Ansatz auf dem Weg zu einer Entwicklungstheorie im Erwachsenenalter

- ist vielperspektivisch, und damit berücksichtigt er nicht nur die Innenperspektive, sondern auch äußere Bedingungen, was beispielsweise in Horneys Ausführungen zum Zusammenspiel von Umweltfaktoren und intrapsychischen Faktoren für die Formen von und Kompetenzen zu Beziehungen ein wichtiger Punkt war;
- er beinhaltet Entwicklungsstufen und Entwicklungsdimensionen, und könnte daher möglicherweise einen Orientierungsrahmen zur Verfügung stellen, das die in diesem Kapitel dargestellten Ansätze systematisiert und zuordnet.

Daher werde ich diese u.a. auf der Arbeit von Ken Wilber basierende Entwicklungstheorie im nächsten Kapitel ausführlicher darstellen.

Resümee

Die Ausführungen zu einigen Grundkonzepten des Gestalt-Ansatzes wie dem Organismus-Umweltfeld, dem Kontakt-Prozess und den Kontakt-Funktionen sind insofern für mein Vorhaben interessant, als sie das andere Welt- und Menschenbild eines humanistisch-psychologischen Ansatzes deutlich machen. Sie zeichnen sich durch den Versuch aus, die Trennung von Subjekt und Objekt zu überwinden und isolierte, abgespaltene Betrachtungen zugunsten der Idee von *Wechselbeziehungen* aufzugeben. Eine solche nicht-mechanistische Perspektive und der damit verbundene Paradigmenwechsel scheint durchaus sinnvoll zu sein, wenn Beziehungen selbst Gegenstand der Untersuchung sind wie im vorliegenden Fall. Oder anders ausgedrückt: Da, wo es um Beziehung geht, reicht es nicht aus, die Komponenten zu analysieren, sondern auch und gerade die Beziehungen *zwischen* den Komponenten müssen betrachtet werden, und dafür sind andere, also holistische Perspektiven und Konzepte wie die des Gestalt-Ansatzes, nötig. Eine eigenständige Beziehungstheorie ist jedoch in der Theorie der Gestalttherapie bisher nicht entwickelt worden.⁵¹

⁵¹ Ein Beleg für diese Aussage stellt beispielsweise der Artikel von Gary Yontef „Zum Aspekt der Beziehung in Theorie und Praxis der Gestalttherapie“ dar (Yontef 2002). Dieser Artikel zeigt, dass der Begriff „Beziehung“ in der gestalttherapeutischen Diskussion unspezifisch verwendet wird. In dem Artikel wird dargestellt, dass grundlegende Konzepte der Gestalttherapie insofern als „Beziehungskonzepte“ zu verstehen sind, als sie je-

Neben diesem Paradigmenwechsel weisen die Grundkonzepte des Gestalt-Ansatzes ein Phänomen auf, dass uns schon sehr explizit in dem zuvor dargestellten Ansatz von Riemann begegnet ist: die Erläuterung von Phänomenen in Form von *Dimensionen mit Polaritäten* (Riemann nannte dies Antinomien mit jeweils entgegengesetzten Bedürfnissen). Es könnte demnach auch für die Formulierung von Beziehungsqualitäten und Kompetenzen hilfreich und wichtig sein, zumindest die sowohl von Riemann als auch von May und mir erwähnte Grund-Polarität von *Eigenständigkeit und Zugehörigkeit* zu berücksichtigen. Außerdem sollten die Polaritäten einer dialogischen Beziehung (Realität des Du versus Realität des Ich; Autonomie versus Interdependenz; Wissen versus Leer-Sein; Eros versus Sorge) weiter geprüft werden, inwieweit sie für ein Entwicklungsmodell für Beziehung nützlich sein können - wahrscheinlich gilt hier wieder, was schon für die Dimensionen von Josselson und KollegInnen galt: zur Clusterbildung können sie vielleicht nützlich sein, um dann daraus eventuell Kategorien ableiten zu können.

Im Zusammenhang mit der Darstellung metatheoretischer Grundmodelle im nächsten Kapitel soll demnach auch geprüft werden, ob und welche Theorien zur Polarität der Phänomene des Lebens und hier speziell der Beziehung zur Verfügung stehen.

2.5. Resümee der psychologischen Ansätze

2.5.1. Auswertung der psychoanalytischen Ansätze

Der Psychoanalytiker *Martin S. Bergmann* kommt nach einer intensiven Aufarbeitung der psychoanalytischen Versuche, eine Theorie der Liebe zu entwickeln, zu einer Auflistung möglicher „Spielarten der Liebe“, die in Abhängigkeit von der persönlichen Reife zu bestimmen sind. Leider macht er keine expliziteren Aussagen drüber, wie bzw. über welche Stationen sich Menschen zu einer solchen persönlichen Reife im Zusammenhang mit zwischenmenschlichen Beziehungen entwickeln können.

Karen Horney, eine Neoanalytikerin, spricht im Zusammenhang mit persönlichem Wachstum von einem Zusammenspiel zwischen intrapsychischen Prozessen und Umweltbedingungen (wobei eine Beziehung für das Individuum ebenfalls als Umweltbedingung verstanden wird), und sie plädiert dafür, die intrapsychische Situation nicht zu Gunsten der Umweltbedingungen zu vernachlässigen. Entsprechend sieht sie in der Selbstverwirklichung keinen egoistischen Selbstzweck, sondern ein Gut, das möglichst in die Beziehung getragen werden sollte und dabei gewissermaßen seinem eigentlichen Zweck zukommt. An konkreteren Aussagen zum Thema liefert sie mit den drei neurotischen Entwicklungsrichtungen (expansive Formen, Selbstverleug-

weils von der Beziehungseinheit Person-Umwelt ausgehen. Über die „Beziehung zwischen Menschen“ im spezifischen Sinn dieser Arbeit sagt dieser Text dagegen nichts aus.

nung und Resignation) und ihren Auswirkungen auf Beziehungen sowie mit ihren Aussagen zu neurotischen Störungen in mitmenschlichen Beziehungen (resultierend aus dem „System des Stolzes“ und im Zusammenhang mit Projektionen) zumindest implizit einige Aufmerksamkeitsrichtungen für die *Qualität von Beziehung*. Eventuell sind diese Qualitäten von Beziehung hilfreich, wenn es darum geht, Beziehungskategorien zu entwickeln oder abzuleiten.

Alfred Adler, der Begründer der Individualpsychologie, hat eine Entwicklungsvorstellung, nach der das ungesunde Machtstreben des Einzelmenschen durch den Dienst an der Gemeinschaft geheilt werden kann und muss. Dabei bildet für ihn Individualität und Gemeinschaft noch einen Gegensatz (keine Polarität, wie später bei Riemann). Abgesehen davon schenkt er der subjektiven Realität der Menschen Beachtung und hält ihren Willen für eine zentrale Dimension (dies tut später auch Rollo May, wenn auch in einem philosophisch umfassenderen Sinne). Schließlich weist er als erster auf die Bedeutung der Geschwisterreihe für die (spätere) Beziehungsgestaltung hin; in diesem Zusammenhang beschäftigt er sich ebenfalls mit der Unterlegenheit der Frau in den Beziehungen der damaligen Zeit.

Erich Fromm, ebenfalls Neoanalytiker, geht explizit davon aus, dass es eine Beziehungsentwicklung gibt und auch ein entsprechendes individuelles Bedürfnis. Sein Verständnis weist bereits einige integrale Züge⁵² auf, wenn er die Beziehungsentwicklung als fortlaufend und (nicht mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter abgeschlossen) und potentiell das Diesseitige transzendierend versteht. Außerdem lässt er in seinen Ausführungen über Entwicklung die Idee zu, dass sie vertikal verlaufen kann (wenn er von entwickelteren und weniger entwickelten Formen spricht und auch transzendierende Prozesse annimmt). Darüber hinaus weist er mit seiner Aussage, die existenzielle Funktion der Liebe könne in einer Angstabwehr vor der Isolation und der Sterblichkeit gesehen werden, auf eine sehr elementare Motivation für Beziehungen hin. Schließlich könnten seine Grundelemente von Liebe, Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung und Erkenntnis auch Linien oder Qualitäten für Beziehungen im Allgemeinen sein, und daher möglicherweise zur Ableitung von allgemeinen Kategorien hilfreich sein.

Fritz Riemann liefert als erster der hier repräsentierten Psychoanalytiker ein mehrdimensionales Modell, das sich aus zwei Polaritäten (oder Antinomien, wie Riemann sie nennt) zusammensetzt: Zugehörigkeit und Eigenständigkeit sowie Dauer und Wandel. Dieses Modell ist zum einen in meta-theoretischer Hinsicht interessant, da bei den im Verlauf dieser Arbeit angestrebten Systematisierungsversuchen berücksichtigt werden muss, ob Polaritäten eine wichtige Rolle spielen könnten. Zum anderen sind die Riemannschen Polaritäten auch inhaltlich bedeutsam, weil sie existenzielle Themen des Menschseins ganz allgemein ansprechen.⁵³

⁵² Erläuterungen zum Begriff des Integralen: siehe die Entwicklungsansätze von Gebser, Wilber und Fuhr im 3. Kapitel.

⁵³ In dem Modell für transformative Lernprozesse, das ich zusammen mit Reinhard Fuhr in dem Buch *Faszination Lernen* (1988) entwickelt habe, spielen diese Polaritäten ebenfalls eine wesentliche Rolle: dort heißen sie „Erhalten - Zerstören“ und „Identifikation - Disidentifikation“ sowie „Erfahrung und Reflexion“. In dem ebenfalls mit Reinhard Fuhr

2.5.2. Auswertung der objektbeziehungstheoretischen Ansätze

John Bowlbys Ansatz markiert den Übergang von den psychoanalytischen zu den objektbeziehungstheoretischen Ansätzen. Bowlby hat sich mit der Dimension Bindung beschäftigt, die für ihn zurück geht auf ein soziales Bedürfnis, und das er als ebenso grundlegend ansieht wie Triebbefriedigung. Er betont darüber hinaus, dass auch Erwachsene ein Bedürfnis nach dieser grundlegenden Qualität haben: es ist sehr wichtig für das Wohlbefinden und letztlich die psychische Gesundheit, ob man Menschen hat, die einem das Gefühl von Sicherheit und Vertrautheit geben. Diese sehr grundlegende Dimension der Bindung könnte also tatsächlich einen Hinweis auf eine Beschreibungskategorie für Beziehung im Allgemeinen sein.

Von *Ruthellen Josselson* wird eine Beziehungskonzeption beschrieben, die den engen psychoanalytischen Rahmen nun deutlich überschreitet. Josselson sieht sich selbst der Objektbeziehungstheorie nahestehend und stellt den ersten mir bekannten Versuch dar, die lebenslange Entwicklung von Beziehungen zu untersuchen. Dabei kommt sie zu acht (psychologischen) Dimensionen der Beschreibung, in denen wichtige Qualitäten von Beziehung repräsentiert sind: Gehaltenwerden, Bindung, leidenschaftliche Erfahrung, Auge-zu-Auge-Bestätigung, Idealisierung und Identifizierung, Vertrautheit und Resonanz, Eingebettet-Sein sowie Fürsorglichkeit. In diesen acht Dimensionen sieht Josselson verschiedene Grundformen, wie Menschen den Raum zwischen einander überwinden können, was sie wiederum als ursprünglichen Antrieb zur Beziehungsaufnahme ansieht.

Josselsons Dimensionen stellen jedoch - wie schon bei ihren KollegInnen zuvor - *keine Beschreibungen von Beziehungen an sich* dar, sondern benennen *spezifische Qualitäten Beziehungen*. Überdies handelt es sich um subjektive Dimensionen von Beziehungen. Als Ausnahme könnten eventuell die beiden Dimensionen Bindung sowie Vertrautheit und Resonanz gelten, da sie nicht schon qualitative Ausprägungen von Beziehungen, sondern möglicherweise übergeordnete und allgemeine Beschreibungskategorien von Beziehung darstellen können. In jedem Fall lassen sich jedoch Josselsons (psychologische) Dimensionen als Anregung zur Entwicklung von Kategorien und eventuell auch zur stufenspezifischen Beschreibung von Beziehungen nutzen.

2.5.3. Auswertung der systemischen Ansätze

Boszormenyi-Nagy und Krasner erweitern die Perspektive für Beziehungen auf den Kontext oder das Feld, in dem sich Beziehungen ereignen. Sie machen mit ihrem Modell der „Anrechte“ nicht nur auf die Gefahren unausgewogener Persönlichkeits-

veröffentlichten Buch *Gestalt-Ansatz* taucht die Polarität „Eigenständigkeit - Zugehörigkeit“, selbst explizit auf, indem die Kontaktfunktionen danach systematisiert werden (vgl. 1995, 129; sowie Abb. 1 in diesem Kapitel).

Entwicklung (Egozentrik oder Selbstverleugnung) aufmerksam, sondern bieten eine Orientierung zur angemessenen Balance an: wenn man Anteil nimmt an der persönlichen Entwicklung anderer und diese unterstützt, ist es auch angemessen, sich um seine eigene Entwicklung zu kümmern. Diese ethische Orientierung zur Persönlichkeitsentwicklung könnte im 5. Kapitel, wenn es um die Unterstützung von Beziehungsentwicklung geht, insofern eine Rolle spielen, als sich dann Pädagogen mit einer solchen Aufgabe auch um ihre eigene Entwicklung kümmern müssten. Für die Entwicklung eines Orientierungsmodells zur Beziehungsentwicklung bzw. den dazu nötigen Kategorien hilft dieser Ansatz jedoch nicht weiter. Denn er ist zu sehr auf generationenübergreifende Beziehungen spezialisiert und gibt daher keine Anhaltspunkte für Beschreibungskategorien von Beziehungen im allgemeinen.

In den Ansätzen, die sich mit Beziehungsentwicklung und Geschwisterkonstellation beschäftigen (beispielsweise Leman 2002 oder Nelson 1991), wird betont, dass die Geschwisterkonstellation einen lebenslangen Einfluss auf die Beziehungsgestaltung hat und die Geschwisterposition als ein wichtiger Einflussfaktor anzusehen ist.

2.5.4. Auswertung existenzialistischer und dialogischer Ansätze

Den Anfang macht hier *Maurice Friedman*, der in einem Überblick über die verschiedensten Therapie-Ansätze unter dem Aspekt des Dialogischen deutlich macht, dass sich die Aufmerksamkeit bei der therapeutischen Arbeit vor allem auf die Therapeut-Klient-Beziehung richten muss. Denn in den explizit dialogischen Ansätzen hat der Therapeut nicht einfach unter anderem auch ein Beziehungsverständnis, sondern dieses stellt das zentrale Medium seiner Arbeit dar, und er begreift sich selbst mit seiner Person als Teil dieser Arbeit. Die folgenden Ansätze und Personen unterstützen diese Auffassung:

Rollo May als Vertreter der existenziellen Therapie liefert mit seinem Verständnis von Sorge und Eros sowie mit seiner Auffassung von Intentionalität und der Polarität von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit ebenfalls Anregungen für Beziehungsdimensionen oder -kategorien und für existenzielle Grundbedingungen für Beziehungen, die aber ähnlich bewertet werden müssen wie schon bei seinen KollegInnen Horney, Fromm und Josselson: Sie lassen sich nur als Ausgangspunkt einer Kategorien-Entwicklung nehmen, da sie auf das Individuum bezogene und nicht zwischenmenschliche Qualitäten repräsentieren. Auch Mays Andeutung einer Beziehungs-Entwicklung - mit dem Verlauf von physischem Angezogen-Sein über emotional bestimmte Beziehungen hin zu Beziehungen, die bestimmt sind durch Wille und Sorge für den Anderen sowie durch Streben nach Erkenntnis - kann nur eine erste Annäherung an ein Entwicklungsverständnis von Beziehungen sein.

Irvin Yalom, ein weiterer Vertreter existenzieller Therapie, stellt einen Zusammenhang von Beziehung zu existenzieller Isolation her (ein Gedanke, der bereits bei Fromm und auch bei Josselson große Bedeutung hatte). Auch Yalom kommt auf

Grund-Polaritäten zu sprechen, wenn er das Dilemma zwischen Verschmelzung und Isolation oder Bindung und Trennung (was letztlich wieder auf die bereits mehrfach erwähnte Grund-Polarität von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit zurückgeführt werden kann) thematisiert. Abgesehen davon teile ich Yaloms Ablehnung einer Entwicklungsperspektive, die nur psychoanalytisch begründet ist, und ich werde mich daher im nächsten Kapitel ausführlich mit verschiedenen Entwicklungstheorien beschäftigen, die über psychoanalytische Annahmen hinausgehen.

Mit *Carl R. Rogers* und seinem personzentrierten Ansatz kommen wir zu einem Vertreter eines Beziehungsverständnisses, das die jeweils gegenwärtige Beziehung zu seinem Gegenüber zum hauptsächlichen Medium der therapeutischen Arbeit macht. Hier steht zum ersten Mal die Person des Gegenübers und die Beziehung zu diesem im Zentrum. Daher überrascht es nicht, dass als Grundhaltung dieses Ansatzes die bedingungslose Akzeptanz gilt und das Ziel der Interaktion in der Begegnung liegt. Ich könnte mir vorstellen, dass eine solche Haltung auch für die Unterstützung von Beziehungsentwicklung bei Erwachsenen generell angemessen sein kann.

Schließlich liefert der Gestalt-Ansatz von *Frederick S. (Fritz) Perls*, *Laura (Lore) Perls* sowie *Paul Goodman* einige Konzepte, die manche der zuvor in den anderen Ansätzen herausgearbeiteten Anregungen und Erkenntnisse zur Beziehungsentwicklung unterstützen oder ergänzen. Da ist zunächst das Organismus-Umwelt-Feld, dem die Idee der Wechselbeziehungen zwischen Individuum und Umwelt entspricht, was wohl von keinem der anderen Ansätze bestritten würde, in einigen sogar explizit erwähnt wird und Berücksichtigung verlangt wie z.B. bei Karen Horney und vor allem bei Boszormenyi-Nagy und Krasner.

Auch der Gestalt-Ansatz, zumindest so, wie ich ihn verstehe und an anderer Stelle dargestellt habe, erläutert grundlegende Phänomene mit Hilfe von Polaritäten: So taucht die existenzielle Polarität Zugehörigkeit-Eigenständigkeit ebenso auf wie Polaritäten der dialogischen Beziehung (Realität des Du versus Realität des Ich; Autonomie versus Interdependenz; Wissen versus Leer-Sein; Eros versus Sorge). Mit der Beschreibung einer Entwicklungslinie vom normativen zum intentionalen Dialog habe ich überdies ein Modell vorgeschlagen, dass eine qualitative Entwicklung von Beziehungen (bzw. Kontakt) zeigt.

Die von *Reinhard Fuhr* für den Gestalt-Ansatz entwickelte Vorstellung eines Entwicklungsmodells bezieht sich auf die Philosophie von Jean Gebser, Ken Wilber und weist Kriterien aus, die für mein Vorhaben ebenfalls wichtig sind: Vielperspektivität und eine stufenweise Entwicklung verschiedenster Entwicklungsdimensionen; die Entwicklung endet dabei nicht in der späten Adoleszenz, sondern erstreckt sich auf die gesamte Lebensspanne.

Die wesentlichen Aussagen zu den psychologischen Konzepten fasse ich noch einmal tabellarisch zusammen (Tab. 3):

Tabelle 3: Beziehungsverständnis der verschiedenen psychologischen Konzepte und Theorien und Möglichkeiten der Beziehungsbeschreibung

Autoren und Verfahren	Entwicklungs-Vorstellung	Verhältnis von Individuum zu Umwelt	psychologische Dimensionen	Existenzielle Themen und Polaritäten	Beziehungs-Kategorien
<i>Bergmann</i> Psychoanalyse	„Spielart der Liebe“ ist abhängig von pers. Reife; verschiedene Entwicklungslinien (A. Freud)		Übertragungsbeziehung	Abhängigkeit und Autonomie (Dicks u.a.); Bedürfnis nach Einheit - Angst vor Verschmelzung	?
<i>Horney</i> Neo-Psychoanalyse		Zusammenspiel von intrapsychischen Prozessen und Umwelt	- neurotische Entwicklungsrichtungen: expansive Form, Selbstverleugnung, Resignation - neurotische Störungen: a) Resultierend aus dem „System des Stolzes“: Bedürfnis nach Bewunderung, magischer Hilfe, recht haben, Triumph etc.; b) Projektionen		?
<i>Adler</i> Individualpsychologie	vom Machtstreben des Einzelmenschen zum Dienst an der Gemeinschaft	Stellung in der Geschwisterreihe	Wille; subjektive Realität;	Gegensatz (keine Polarität) von Individualität und Gemeinschaft	?
<i>Fromm</i> Neoanalyse	geht von lebenslanger und holarchischer Beziehungsentwicklung aus; zwei Tendenzen: bei Vertrautem bleiben - sich entwickeln		Grundelemente der Liebe: Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung, Erkenntnis	existenzielle Funktion der Liebe: Angstabwehr vor Isolation; Dauer / Wandel	?
<i>Riemann</i> Psychoanalyse	Antinomien (Polaritäten)		depressiver / schizoider Typus zwanghafter / hysterischer Typus	Zugehörigkeit / Eigenständigkeit Dauer / Wandel	?
<i>Bowlby</i> Bindungstheorie			„Bindung“ (ein soziales Bedürfnis)		„Bindung“?

2. Kapitel: Beziehungstheoretische Grundlagen

Autoren und Verfahren	Entwicklungs-Vorstellung	Verhältnis von Individuum zu Umwelt	psychologische Dimensionen	Existenzielle Themen und Polaritäten	Beziehungs-Kategorien
<i>Josselson</i> Objektbeziehungstheorie	lebenslang		Gehaltenwerden Bindung Leidenschaften Idealisierung und Identifizierung Vertrautheit und Resonanz Eingebettet-Sein Fürsorglichkeit	Beziehung = Versuch, den Raum zu überwinden	„Bindung“? „Vertrautheit und Resonanz“?
<i>Boszormenyi-Nagy & Krasner</i> Systemische Therapie		Kontext ist wichtig	ethische Balance Anrechte		„Geschichte der Beziehung“?
<i>Leman, Nelson</i> Geschwisterkonstellation	Geschwisterkonstellation hat lebenslangen Einfluss	Geschwisterposition ist ein Umwelt-Einfluss		Unterscheidung von Wahrnehmung und Interpretation	„Soziale Konstellation“?
<i>May</i> Existenzielle Therapie	physische Anziehung - emotional bestimmte Bez. - von Wille und Sorge getragene Beziehung sowie Erkenntnis		Sorge Eros	Intentionalität; Spannung zwischen Symbiose und Autonomie (Zugehörigkeit / Eigenständigkeit)	?
<i>Yalom</i> Existenzielle Therapie				Isolation und Beziehung Bindung und Trennung Zugehörigkeit / Eigenständigkeit	?
<i>Rogers</i> Personenzentrierter Ansatz		Begegnung	bedingungslose Akzeptanz		?
<i>Perls & Goodman (Version Gremmler-Fuhr & Fuhr)</i> Gestalt-Ansatz	vom normativen zum intentionalen Dialog Metatheoretisches Entwicklungsmodell	Organismus-Umwelt-Feld	Eros - Sorge	Zugehörigkeit / Eigenständigkeit Realität Du - Ich Autonomie / Interdependenz Wissen - Leer-Sein	?

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen

Einführung

In diesem Kapitel geht es darum, aus den vorhandenen Entwicklungstheorien und Modellen diejenigen auszuwählen und zu sichten, die für mein Anliegen, ein Orientierungskonzept zur relationalen Entwicklung in transformativer Qualität bei Erwachsenen zu erarbeiten, relevant sind. Diese Theorien und Modelle müssen daher bestimmte Voraussetzungen erfüllen:

Sie müssen erstens überhaupt von einer Entwicklung im Erwachsenenalter ausgehen und eine solche beschreiben. Zweitens müssen sie, da es mir um transformative Lernprozesse bzw. vertikale Entwicklung geht, eine holarchische Stufenfolge aufweisen. Nur solche Modelle lassen es zu, Entwicklungen über Stufen hinweg - und somit transformative Lernprozesse - abzubilden. Und schließlich geht es drittens um solche Entwicklungsmodelle, die zumindest implizit relationale Aspekte berücksichtigen.

Auf diese Weise komme ich zu einer Auswahl von Theorien und Modellen zur Beschreibung von Entwicklung bei Erwachsenen:

Den Anfang macht Abraham Maslows Bedürfnishierarchie, bei dem mit der *Holarchie* ein grundlegendes Prinzip aller von mir herangezogenen Entwicklungsmodelle deutlich wird. Mit dem Modell von Robert Kegan rückt (neben einer expliziten Stufenfolge) die Grundpolarität von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit in den Vordergrund - eine weitere wichtige Grundkonstante von transformativen Entwicklungsmodellen für Erwachsene. Jean Gebsters Entwicklungsmodell schließlich liefert mit der Beschreibung einer Stufenfolge von Weltbildern Aussagen in einem Bereich, der der kollektiven Perspektive der Wirklichkeit zugeordnet werden kann. Ken Wilber bezieht sich in seiner Neuzusammenstellung auch sehr stark auf die zuvor genannten Modelle, fügt Einsichten aus östlichen Entwicklungstheorien hinzu und bildet aus all diesen Erkenntnissen ein integriertes Modell. Schließlich beende ich die Auswahl von Darstellungen von Entwicklungstheorien mit Reinhard Fuhrs Modellen, in denen er wiederum die zuvor erwähnten Arbeiten im Kontext von Pädagogik und Therapie anwendet und erste Versuche gemacht hat, auch relationale Dimensionen im Zusammenhang mit Entwicklung zu untersuchen.

3.1. Abraham Maslows Bedürfnishierarchie

Abraham Maslow, einer der Begründer der Humanistischen Psychologie, entwarf die so genannte „Bedürfnishierarchie“, die nach Hampden-Turner „eine positive Theorie

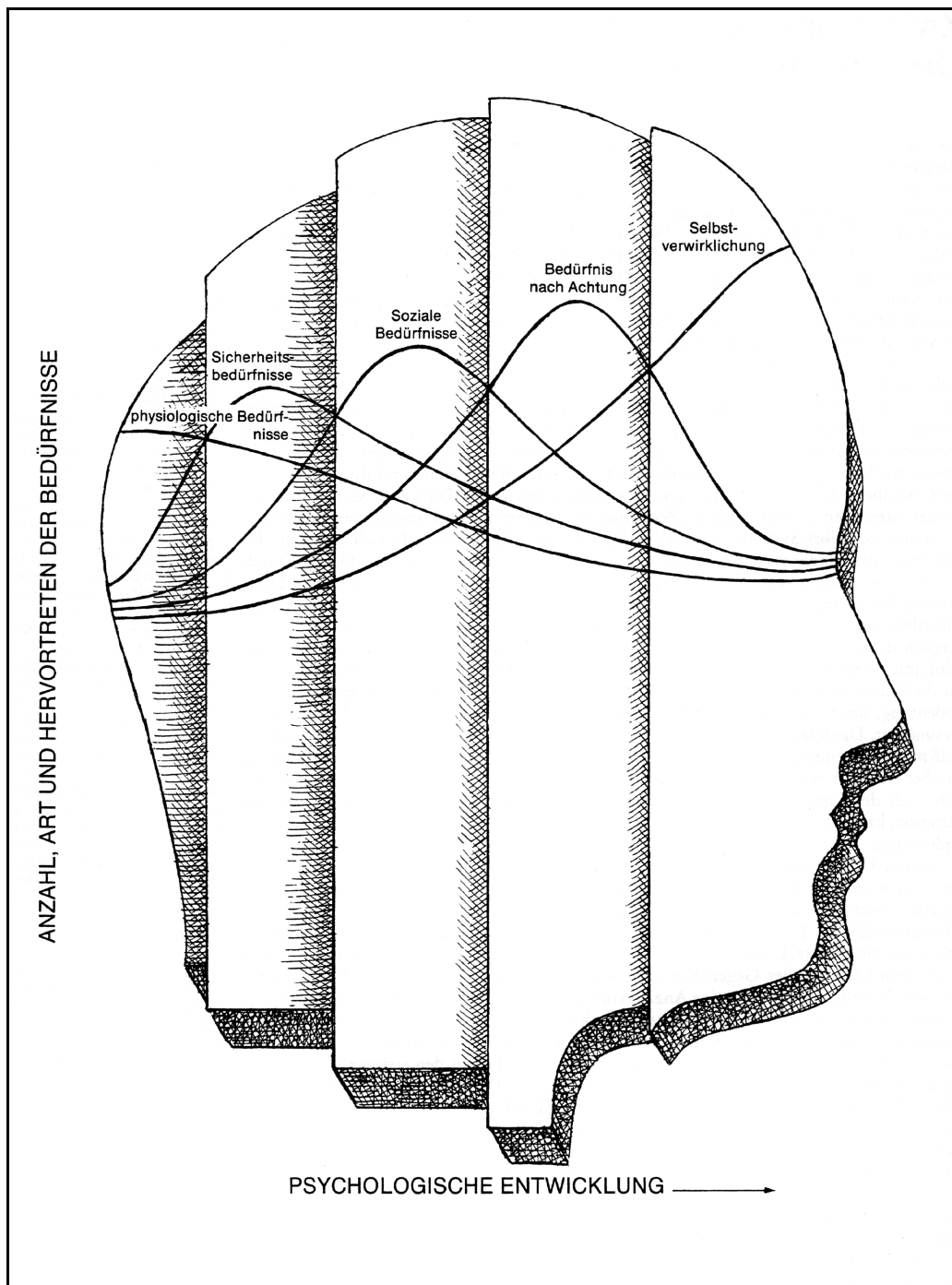


Abbildung 2: Abraham Maslows Hierarchie der Bedürfnisse
(aus: Hampden-Turner 1993, 119)

der menschlichen Motivationen“ darstellt (Hampden-Turner 1983, 118). Danach durchläuft jeder Mensch in seiner psychosozialen Entwicklung fünf Gruppen von Be-

dürfnissen. Die erste Gruppe von Bedürfnissen betrifft physiologische Bedürfnisse wie Hunger, Durst oder körperliche Aktivität. Zunächst wächst ein solches Bedürfnis an, bis es zum alles beherrschenden Interesse wird, und sich dann, entsprechend des Grades seiner Befriedigung wieder verringert. Erst, wenn die Bedürfnisse aus dieser ersten Gruppe einigermaßen befriedigt sind, können sich die Bedürfnisse der zweiten Gruppe entwickeln. In dieser zweiten Gruppe geht es um Sicherheitsbedürfnisse, die wiederum erst zur vollen Blüte kommen müssen, bevor die dritte Gruppe auftaucht, die die Bedürfnisse nach Zugehörigkeit enthält. So wird jede Gruppe von Bedürfnissen der nächsthöheren Gruppe abgelöst, sobald der Gipfel bei einer Bedürfnisgruppe überschritten wurde. Auf die dritte Bedürfnis-Stufe folgt die Gruppe von Bedürfnissen, in denen es um (Selbst-)Achtung geht, und schließlich endet diese Hierarchie nach Maslow mit der fünften Stufe, in der es um Selbstverwirklichung geht (a.a.O.).

Dieses Modell von Maslow (Abb. 2) charakterisiert übrigens nicht nur die individuelle Entwicklung von der Kindheit zum reifen Erwachsenenalter, sondern es ist nach Hampden-Turner auch auf das Wachstum von Kulturen anzuwenden. Deshalb weist Hampden-Turner auch darauf hin, dass das Entwicklungsstadium eines einzelnen keine selbstverständliche Aussagekraft über „den persönlichen Wert“ dieses Menschen hat. Vielmehr ist es eher als Indikator dafür zu verstehen, wie unterstützend oder hemmend die soziale Entwicklung ist (a.a.O.).

Als Modell handelt es sich hier um eine Stufenhierarchie, da es eine bestimmte, nicht veränderliche Reihenfolge im Aufbau der Stufen gibt. Sie bauen jedoch nicht nur aufeinander auf, sondern integrieren und transformieren auch die Errungenschaften der vorherigen Stufen - daher ist es nicht nur eine Hierarchie, sondern eine Holararchie,⁵⁴ wie ich später erläutern werde.

Was den Prozess der Entwicklung betrifft, so muss folgende Bedingung erfüllt sein, bevor es zu einem Übergang zur nächsten Stufe kommen kann: die stufenspezifischen Bedürfnisse einer Stufe müssen erst erfüllt und ein gewisser Überhang gewährleistet sein, bevor die nächste Stufe „betreten“ werden kann. Gleichwohl können bei allen Menschen zu jeder Zeit durchaus alle Bedürfnisse latent oder offen vorhanden sein; die zuvor beschriebene Abfolge bezieht sich allein auf die Stärke der Bedürfnisse in Bewusstsein und Denken. Daher kann es durchaus auch vorkommen, dass beispielsweise plötzliche emotionale oder physiologische Entbehrungen „niedere“ Bedürfnisse wieder auftauchen lassen.

3.2. Robert Kegans Entwicklungsstufen des Selbst

Im Vorwort zur deutschen Ausgabe von Robert Kegans Buch *Die Entwicklungsstufen des Selbst* bekommt Kegan von Detlef Garz die Attribute „entwicklungspsychologischer Theoretiker und psychoanalytischer Praktiker“ zugesprochen. Tatsächlich aber schließt sich Kegan den Richtungen der Ich-Psychologie und der Objektbe-

⁵⁴ Eine genauere Definition des Begriffs Holararchie folgt in den Ausführungen zu den Konzepten von Ken Wilber.

ziehungstheorie an, die im *Gegensatz* zur Freudschen Psychoanalyse stehen. Dies wird z.B. daran deutlich, dass sich Persönlichkeitsentwicklung nach Kegan im Rahmen der Interaktionen von Organismus und Umwelt vollzieht und nicht nur vom inneren Reifungsprozess abhängig ist (Kegan 1986, 26ff.).

Kegan selbst ist stark beeinflusst von seinem Vorbild Jean Piaget und seinem Lehrer Lawrence Kohlberg. In seinem Entwicklungsmodell zeigt er aber, dass man den Lebensverlauf von Menschen nicht hinreichend versteht, wenn man sich auf kognitiv-theoretische und moralisch-praktische Aspekte beschränkt. Es bedarf auch eines Verständnisses vom Menschen, für das Sinn und Bedeutungsbildung wichtig sind. Darüber hinaus widmet sich Kegan dem Thema Krisen, wie sie im Zusammenhang mit der Entwicklung des Selbst in Übergangssituationen stattfinden. Und schließlich befasst er sich nicht nur mit der Perspektive der Eigenständigkeit bei der Entwicklung des Selbst, sondern er berücksichtigt ebenso die „einbindenden Kulturen“ und bringt beide in einen Zusammenhang (a.a.O.). Soweit diese Überlegungen zum Verständnis seines Stufenmodells notwendig sind, stelle ich sie im folgenden etwas ausführlicher dar.

3.2.1. Grundgedanken und Voraussetzungen

Kegans Theorie basiert auf zwei Leitgedanken (vgl. Kegan 1986, 28-37): Der erste ist der Konstruktivismus, also die Überzeugung, dass Personen ihre eigene Realität gestalten und konstruieren (vgl. auch Maturana & Varela 1987, 1. Kapitel). Der Konstruktivismus geht außerdem davon aus, dass hinter jedem Phänomen ein Prozess wirkt, der diese Erscheinung erst kreiert oder entstehen lässt. Wichtig wird eine Erfahrung für uns erst, wenn wir ihr Bedeutung oder Sinn verleihen. Auf diese Weise erschafft der Mensch seine eigene Realität auch im Hinblick auf Bedeutsamkeit und Sinnhaftigkeit.

Der zweite Grundgedanke innerhalb Kegans Entwicklungstheorie heisst: „...organische Systeme [entwickeln sich] in gesetzmäßig wechselnden, qualitativ unterschiedlichen Phasen der Stabilität und Veränderung“ (Kegan 1986, 34). Die Entwicklung läuft auf immer höhere Phasen der Bedeutungsbildung zu, und es kann dabei nicht zu einer Rückentwicklung kommen.

Der soeben erwähnte Wechsel der Phasen von Stabilität und Veränderung wird - wie übrigens auch in dem Konzept der Identitätsentwicklung nach Erik Erikson - von Krisen begleitet. Nach Kegan verläuft die menschliche Entwicklung stufenförmig, wobei jede Stufe einen Gleichgewichtszustand darstellt, der durch eine Krise beendet wird. Folge einer solchen Krise ist wiederum, dass das alte Gleichgewicht verstört wird, und durch den Akt der Bedeutungsschöpfung ein neues Gleichgewicht erreicht wird. In diesem Sinne dienen Krisen der Ausbildung eines neuen Selbst: sie bieten die Gelegenheit, etwas Neues zu gewinnen, bergen aber gleichzeitig die Gefahr, etwas Vertrautes zu verlieren (vgl. Kegan 1986, 158ff.).

Integration und Entwicklung: In der Einleitung seines Buches *Die Entwicklungsstufen des Selbst* weist Kegan noch darauf hin, dass Carl R. Rogers' Auffassung vom

Anpassungsprozess des Menschen den Aspekt der Ablösung sehr stark betont, wohingegen die Biologen stets sagen würden, Anpassung sei ein Prozess von Differenzierung und Integration (womit das Streben nach Zusammenschluss oder Bindung gemeint ist - Kegan 1986, 24). Kegan hält sich in seinem Konzept an den Rat der Biologen und betrachtet Entwicklung als eine „das ganze Leben über wirkende Aktivität der Differenzierung und Integration von Selbst und anderem“ (a.a.O., 111).

Entwicklung findet nach Kegan also im Spannungsfeld zwischen Integration und Differenzierung statt und strebt stufenförmig immer reiferen Formen der Bedeutungsbildung entgegen. Differenzierung heißt im Zusammenhang mit Entwicklung, dass Objekte geschaffen werden, Integration heißt, dass wir mit diesen Objekten eine Beziehung eingehen können, die vorher ein Teil von uns waren. Die Stufen in Kegans Entwicklungsmodell unterscheiden sich also durch verschiedene Grade der Objektbeziehungen voneinander. Objektbeziehungen sind dementsprechend Beziehungen zu Objekten, die wir im Prozess der Differenzierung geschaffen haben (indem wir sie von uns abgelöst oder unterschieden haben). In diesem Prozess einer qualitativen Differenzierung löst sich das Selbst immer mehr von der Welt und das Objekt, das vom Selbst geschieden wird, wird immer größer.

Der Mensch ist Kegan zufolge sowohl eigenständig als auch zugehörig oder eingebettet in den sozialen Kontext, in dem er lebt. Diese „einbindenden Kulturen“, wie Kegan die sozialen Faktoren auch nennt, erachtet er für eine gesunde Entwicklung als unbedingt notwendig. Um diese Wirkung zu haben, muss sie jedoch „mindestens“ folgende drei Funktionen erfüllen: Sie muss (1) bestätigen und festhalten können; (2) Widerspruch anerkennen und loslassen können und (3) zur Reintegration in der Nähe bleiben, um eine Fortdauer der Beziehung zu ermöglichen (vgl. a.a.O., 165). Sind diese Funktionen erfüllt, können einbindende Kulturen (oder haltende Umgebungen) das Erreichen und Verharren auf den Gleichgewichtszuständen erleichtern. Sie können aber auch die Ablösung von den alten Stufen erleichtern, indem sie sich vom Subjekt zum Objekt wandeln, welches dann in das System reintegriert wird (a.a.O., 174f.).

3.2.2. Das Stufenmodell von Robert Kegan

Damit Kegans Stufen-Modell (Abb. 3) besser nachvollzogen werden kann, muss ich zunächst noch kurz einen zentralen Gedanken von Piagets Stufenlehre vorstellen:

In Piagets Stufenlehre zur kognitiven Entwicklung (von der sensumotorischen zur präoperationalen zur konkret-operationalen zur formal-operationalen Stufe) wird mit jeder Stufe das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt neu bestimmt. Das heisst, jede Ebene ist das Ergebnis eines bestimmten Subjekt-Objekt-Gleichgewichts (nach dem immer neu geklärt wird, was Ich und was Nicht-Ich ist. Diesen Gedanken vom Subjekt-Objekt-Gleichgewicht behält Kegan bei und integriert ihn in sein Entwicklungsmodell (a.a.O., 119-151):

Stufe 0: Das Stadium der Einverleibung

Mit dieser Stufe wird der Prozess eines Neugeborenen bis zum Alter von etwa zwei Jahren charakterisiert als eine Bewegung vom Zustand des Eingebundenseins zur Stufe der Impulse. Dieser Prozess erfordert das Zurückweisen dessen, was vorher das Ich war und das Wiedererkennen, dass dies nun nicht mehr das Ich ist.

Stufe 1: Das impulsive Gleichgewicht

Das zweijährige Kind löst sich aus dem Eingebundensein in seine Reflexe. Es fängt an, Reflexe zu haben und ist eingebunden in seine Wahrnehmungen und Impulse. Diese *sind* das Subjekt. Seine Impulse nicht ausdrücken zu können, bedeutet auf dieser Stufe, dass das Selbst bedroht ist. Im Alter von fünf bis sieben Jahren geschieht dann die nächste Veränderung zum souveränen Gleichgewicht.

Stufe 2: Das souveräne Gleichgewicht

Auf dieser Stufe wird man fähig, die Rolle eines anderen Menschen einzunehmen. Die eigenen Impulse können kontrolliert werden, und man gewinnt ein neues Gefühl der Freiheit und des Einflusses. Wir kennen hier keine gemeinsame Realität mehr, deshalb nennt Kegan diese Stufe „souverän“. Man ist nicht seine Bedürfnisse, man hat Bedürfnisse. Auf der souveränen Stufe kann man verschiedene Bedürfnissysteme miteinander koordinieren.

Stufe 3: Das zwischenmenschliche Gleichgewicht

Auf dieser Stufe ist das Selbst umgänglich geworden, weil jetzt zum Gleichgewicht von Beginn an ein anderer dazugehört. Die Grenzen des Selbst liegen in der Unfähigkeit, über die gemeinschaftliche Realität zu reflektieren. Das Selbst „zerfällt“ in eine Vielzahl wechselseitiger Bedingungen. Wir brauchen den anderen, damit das Selbst existiert. Es entsteht der Eindruck, den anderen verschlingen zu wollen. Wir reagieren auf schlechte Erfahrungen mit dem anderen, indem wir uns traurig, verletzt und unvollkommen fühlen, statt ärgerlich zu werden.

Stufe 4: Das institutionelle Gleichgewicht

Das Selbst reflektiert hier den Zustand des Eingebundenseins in wechselseitige Beziehungen. Eine Art psychischer Institution entsteht. Gefühle werden durch einen übergeordneten Bezugsrahmen relativiert wie Rolle, Norm, Selbst-Kontrolle, Selbst-Konzept. Das Selbst *ist* die Organisation, die störungsfrei funktionieren muss. Wenn die „Innenpolitik“ durch Chaos bedroht ist, setzt Abwehr ein.

Stufe 5: Das überindividuelle Gleichgewicht

Jedes neue Gleichgewicht ist eine Art Theorie über das Vorhergehende - Stufe 5 ist also eine Theorie über den institutionellen Rahmen. Das Selbst löst sich aus dem gesellschaftlichen Bezugsrahmen. Wir begreifen uns als Menschen, die fähig sind,

selbst Werte zu setzen, Systeme zu schaffen, Geschichte zu machen. Man *hat* jetzt eine Laufbahn, statt eine zu *sein*. Das Selbst kann negative Aussagen hinsichtlich seiner Aktivität *hören* (vorher wurde es durch solche Aussagen gereizt.)

Auf allen Stufen pendeln wir nach Kegan zwischen einem *Bedürfnis nach Zugehörigkeit und dem nach Eigenständigkeit*. Die Beziehung beider zueinander hält das ganze Leben über an. Lediglich bei einem Stufenübergang wird die Spannung vorübergehend zugunsten eines Pols (Zugehörigkeit oder Eigenständigkeit) gelöst. Das heißt, dass sich der Entwicklungsprozess nach Kegan von Stufe zu Stufe als Konfliktbewältigung aus dem Spannungsfeld zwischen dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit und dem Bedürfnis nach Eigenständigkeit abspielt - auf der einen Stufe wird der Konflikt zugunsten des einen Pols gelöst, auf der nächsten und vorherigen Stufe zugunsten des anderen Pols.

Gegenüber allen geläufigen Entwicklungstheorien, die an einem Wachstumsbegriff festhalten, der Differenzierung, Trennung und zunehmende Unabhängigkeit betont, macht Kegans Theorie deutlich, dass die Differenzierung und Unabhängigkeit im Wechsel mit Integration, Bindung und Zusammenschluss steht.

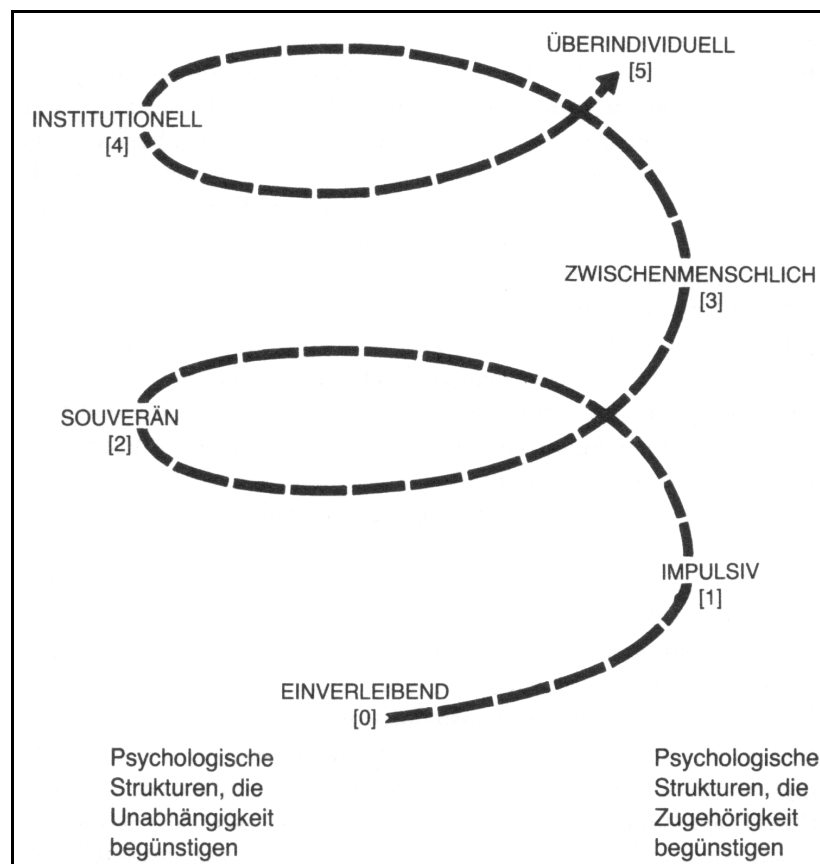


Abbildung 3: Die Spirale der Gleichgewichtsstufen (aus Kegan 1986, 152)

Resümee

In Kegans Entwicklungsverständnis ist im Zusammenhang mit Beziehungen folgende Position enthalten:

- Entwicklung wird im weitesten Sinn als Beziehungs-Entwicklung zur Umwelt verstanden.
- Kegans Modell ist eine Weiterführung der Objektbeziehungstheorie, die die Umwelt nur als Auslöser von innerer Entwicklung sah; bei Kegan dagegen entwickelt sich nicht nur das Selbstverständnis, sondern auch die Beziehung zur Umwelt selbst wird durch den Entwicklungsprozess grundsätzlich verändert.
- Wesentlich an Kegans Modell ist auch, dass eine Pendelbewegung zwischen Eingebundensein in eine soziale Umwelt („Zugehörigkeit“) auf der einen Seite und Individualisierung („Eigenständigkeit“) auf der anderen Seite behauptet wird.

3.3. Jean Gebsters Modell der Bewusstseinsentwicklung

Einführung

Jean Gebser, 1905 in Posen geboren, 1973 in Burgdorf bei Bern gestorben, war Kulturphilosoph, Psychologe und Schriftsteller; er war ab 1946 als Dozent für Psychologie in Zürich tätig und lehrte ab 1967 als Professor für vergleichende Kulturlehre an der Universität Salzburg. Im Vorwort zu Gebsters *Gesammelte Werke* bezeichnet ihn der Herausgeber Hans Christian Meiser als einen

„... der wenigen enzyklopädisch gebildeten, ganzheitlichen Denker der Gegenwart, ein[en] Vorstreiter des holistischen Bewußtseins wie ein[en] Bereiter des Nährbodens für heutige wissenschaftliche Beschäftigung mit der 'coincidentia oppositorum', dem Zusammenprall der Gegensätze“ (Gebser 1987, 8).

3.3.1 Kernaussagen Gebsters

Rudolf Hämmerli, der Herausgeber von Gebsters Buch *Einbruch der Zeit*, hat in diesem Buch eine Auswahl von Texten zusammengestellt, die einen Einblick in Gebsters Beitrag zur Erforschung der menschlichen Bewusstseinsentwicklung ermöglicht (Gebser 1995, ff.). Er stellt in seinem Vorwort vier Einsichten Gebsters vor, die für ihn seit mehr als zwanzig Jahren „befreiend und bereichernd“ wirken. Da es sich bei dreien dieser Punkte um Aussagen zur Bewusstseinsentwicklung handelt, möchte ich sie hier erwähnen, bevor ich dann Gebsters Modell der Bewusstseinsentwicklung darstelle.

Gebser hatte folgende grundlegende Einsichten:

1. Bewusstsein ist nicht gleichbedeutend mit rationalem Denken, und die beiden dürfen daher nicht verwechselt werden. In unserer Zeit wird das Bewusstsein mit mental-rationalem Denken identifiziert, es ist jedoch weit umfassender als dieses.
2. Bewusstsein kann sich entwickeln - so findet sowohl individuell als auch kollektiv in der Kulturgeschichte eine Entwicklung statt, die es dem Einzelnen ermöglicht, sich weiter zu entfalten. In der gegenwärtigen Epoche sieht Gebser daher die Herausforderung, das logisch-begriffliche Denken zu überwinden und zur nächsten Bewusstseinsstufe zu gelangen, die Gebser „*integrales*“ oder „*aperspektivisches*“ Bewusstsein nennt.
3. Dem Phänomen der Zeit kommt in dieser Epoche des Übergangs eine Schlüssel-funktion zu. So gibt es in vielen Wissenschaften und der Kunst einen „Einbruch der Zeit“ (z.B. die vierte Dimension, aperspektivische Malerei, moderne Erzähl-formen etc.).
4. Im integralen Bewusstsein wird es eine neue Religiosität geben, in der sich der Mensch seines geistig-göttlichen Ursprungs neu bewusst werden kann. Dabei wird jenseits von bisheriger magischer Trance, mythischem Bild und mentalem Begriff eine nüchterne und klare Religiosität oder Spiritualität entwickelt (a.a.O., 7f.).

Den Verlauf einer solchen Bewusstseinsentwicklung nach Gebser möchte ich nun Stufe für Stufe darstellen.

3.3.2. Gebsters Stufenmodell der Bewusstseinsentwicklung

Gebser geht davon aus, dass wir Menschen „... auf eine merkwürdige, sehr hintergründige und von uns meistens verdrängte und verratene Art ... mehrfach strukturiert“ sind (a.a.O., 14). Er weist auch darauf hin, dass im Leben selbst die Stufen nicht so trennscharf vorhanden sind, weil dort alles fließender ineinander über geht. Es ist jedoch nötig, folgende, klar abgegrenzte Strukturen zu unterscheiden: ein archaisches Bewusstsein (eine Art Ursprungsbewusstsein, das uns kaum mehr bewusst ist), ein magisches Bewusstsein (mehr im Vitalbereich gegründet), ein mythi-

sches Bewusstsein (mehr psychisch begründet), ein mentales, rationales Bewusstsein (mehr im Denken begründet) sowie ein integrales Bewusstsein.

Die Bewusstseinsstufen im einzelnen

Archaisches Bewusstsein

Diese Stufe des Bewusstseins stellt die ursprünglichste Struktur des Bewusstseins dar und kommt sowohl in der individuellen Entwicklung zu Beginn des Lebens vor als auch als eine Stufe der kollektiven Menschheitsgeschichte. Es ist nach Gebser schwierig, Konkretes über diesen Bewusstseinszustand zu sagen, in gewisser Weise ist er als eine Art Paradies-Zustand anzunehmen. Dieser Vergleich ist insofern berechtigt, als im archaischen Bewusstseinszustand noch keinerlei Differenzierung stattgefunden hat, man lebt noch vollkommen ungeschieden vom Umfeld.

Magisches Bewusstsein

Menschheitsgeschichtlich sehr früh, es mag nach Gebser um die Zeit von Atlantis gewesen sein oder bereits in der Voreiszeit, ist das archaische Bewusstsein zum ersten Mal zusammengebrochen. Dieser Zusammenbruch bedeutete eine erste Möglichkeit, sich von dem Ganzen zu differenzieren, so dass eine erste eigene Identitätsentwicklung beginnen konnte. Auf dieser Stufe gibt es keine völlige Identifikation mehr mit dem ihn Umgebenden, aber es gibt noch immer eine Einheit mit all dem. Gebser sagt, dass diese Art von Bewusstsein „schlafhaft“ ist, so wie man auch ein Bewusstsein hat, wenn man schläft. Es ist aber auch noch nicht die Qualität, wie sie im Traum vorkommt. Der Mensch auf dieser Stufe ist noch nicht in der Lage zu denken, geschweige denn, kausale Beziehungen herzustellen. Für ihn ist daher all das, was wir heute (als Erwachsene mit durchschnittlicher kognitiver Entwicklung) kausal untersuchen können, keine Konsequenz, sondern er erlebt es als Gleichzeitigkeit, in der alles auf alles wirkt und alles auswechselbar ist. Für uns ist diese Welt, die, wie Gebser betont, nicht irrational sondern prärrational ist, gerade wegen ihrer Entfernung zum Rationalen unheimlich, und er meint:

„Wir sträuben uns mit unserem Verstande dagegen, diese Dinge zu akzeptieren, weil wir nicht mehr um sie wissen, oder weil wir eigentlich Angst vor ihnen haben“ (a.a.O., 18).

Im Zusammenhang des Tabuisierens dieser Wurzeln unseres Bewusstseins weist Gebser darauf hin, dass der vitale Bereich im Magischen einen Schwerpunkt bildet, und das heißt hier letztlich, das Sexuelle. In bestimmten Zuständen des Verliebtseins wie beispielsweise der sich mitunter einstellenden Hörigkeit oder bei vorhandenen Machtansprüchen („Du gehörst mir“), steht das Magische im Vordergrund. Hierbei, wie auch beispielsweise im Militärischen geht es immer um die Ausschaltung der Individualität.

In der individuellen Entwicklung entspricht diese Bewusstseinsstruktur dem frühen Kindheitsalter, die darauf folgende mythische Bewusstseinsstruktur entspricht dann dem späten Kindheitsalter.

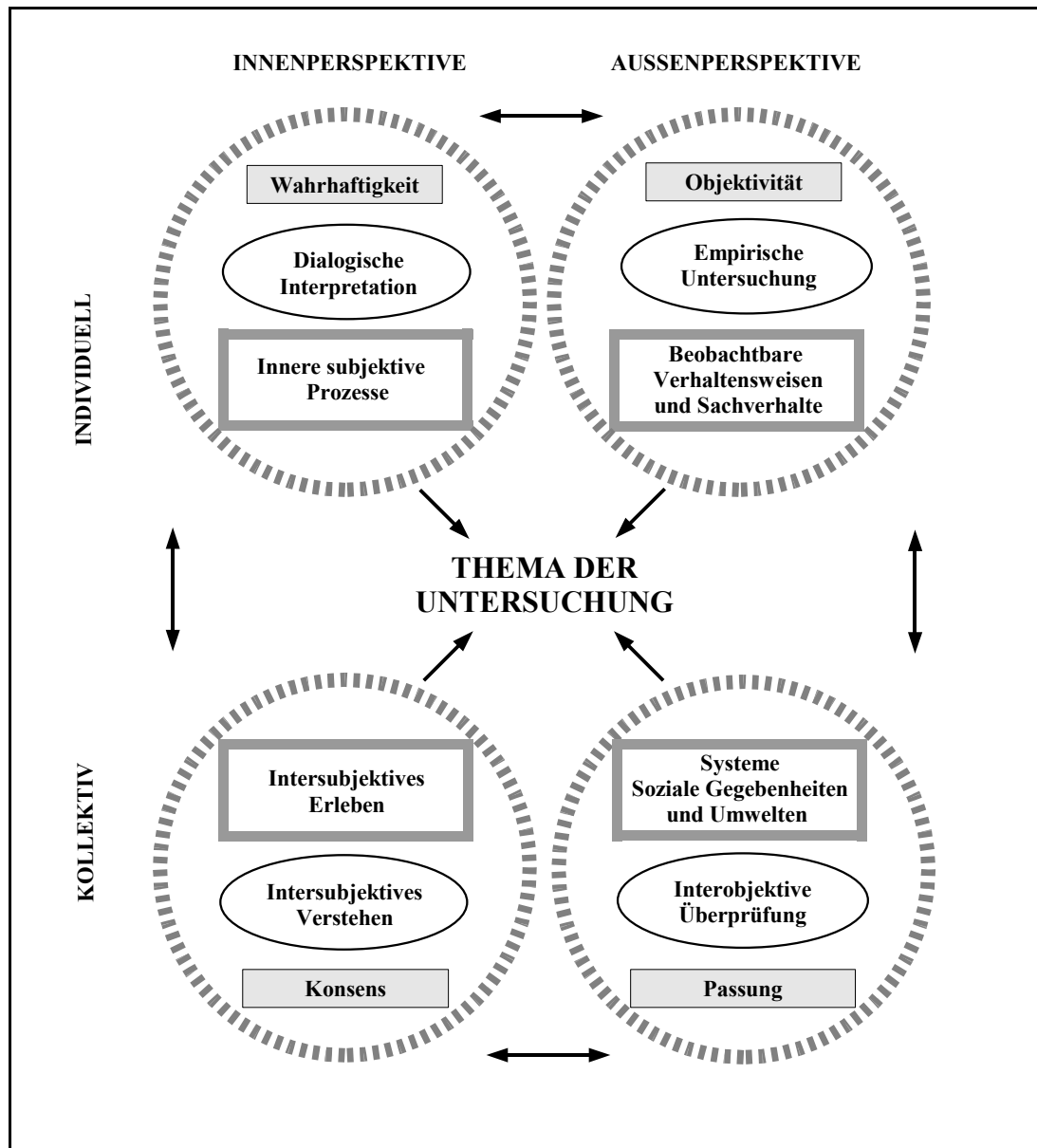


Abbildung 4: Vier Perspektiven der Wirklichkeit (nach Fuhr & Dauber, 2002, 22)

Mythisches Bewusstsein

Aus dem „magischen Schlafbewusstsein“ entsteht die mythische Bewusstseinsstruktur. Eine Bilderwelt entwickelt sich und der Mensch gewinnt ein Traumbewusstsein, sowohl in Form individueller Träume als auch als Mythen der Völker. Während der Mensch im magischen Bewusstsein noch in der Einheit lebt, entsteht im mythischen Bewusstsein die Polarität, „das Einander-sich-Ergänzende“. Dies ist nach Gebser schon ein Vorbote einer „Entzweiung“, wie sie sich dann in der mentalen Bewusstseinsstruktur zeigt. Sie ist jedoch auf der Stufe der mythischen Bewusstseinsstruktur noch keine „Gegensätzlichung“, wohl aber eine Polarität. Polarität ist daher nicht als Gegensätzlichkeit, sondern als „Ergänztheit“ gemeint. Für den mythischen Menschen ist „das Nichtanwesende als Abwesendes doch anwesend“ (a.a.O., 21). Gebser meint mit Polarität Paare wie Licht und Schatten, Ober- und Kehrseite einer Medaille oder auch Yin und Yang.⁵⁵ Ein weiteres Charakteristikum dieser Bewusstseinsstruktur ist, dass hier zum ersten Mal ein reflexives Bewusstsein von Zeit auftritt.

Mentales Bewusstsein

Den Übergang von der mythischen zur mentalen Bewusstseinsstruktur lokalisiert Gebser menschengeschichtlich in Griechenland und meint, dass sich diese Struktur ab ca. 500 v.Chr. konsolidiert hat, nachdem sie sich bereits einige hundert Jahre zuvor angebahnt hatte. Wenn er die magische Bewusstseinsstruktur auch magisches Schlafbewusstsein genannt hat, so erwacht mit der mentalen Bewusstseinsstruktur das „Tagesbewusstsein“.

Während der magische Mensch noch tief eingesunken und unbewusst in der Welt der Sippe oder des Clans, und auch der mythische Mensch noch mehr im „Wir“ des Sippenverbandes als in der eigenen Familie gelebt hatte, erwacht im mentalen Menschen zum ersten Mal ein Ich. Es ist zwar noch kein erwachsenes Ich, sondern der erste Ansatz dazu. Dies entspricht etwa dem, wenn ein Kind aufhört, von sich nur mit seinem Namen zu sprechen, sondern „ich“ sagen kann. Das mentale Denken hat nach Gebser ab etwa 500 v.Chr. begonnen und hat unsere Art, den Menschen zu sehen, grundlegend verändert. Nicht nur seine Seele wurde ihm nun bewusst, der Mensch beginnt, statt einfacher Aussage, Bericht oder symbolischer Schilderung eine Dialogform zu entwickeln, wo sich ein Ich an ein Du wendet. Entsprechend ist sich der Mensch nun dessen bewusst, was ihm gegenüber steht: Es entsteht ein Bewusstsein vom Raum.

Was den Übergang zu der nächsten, der integralen Bewusstseinsstruktur angeht, so liefert Gebser folgende Begründung:

⁵⁵ Ich werde im weiteren Verlauf dieses Kapitels das philosophische Konzept der Polarität, wie es Salomo Friedlaender verstand, ausführlicher darstellen.

„Wenn wir die augenblickliche⁵⁶ Weltsituation und die augenblicklich noch vorherrschende Tendenz zum Pragmatischen betrachten, so dürfte es jedem klar werden, daß wir mit der Haltung, die wir bisher eingenommen haben, nicht weiterkommen. Dagegen ist die Tatsache, daß die vier Hauptstützen unserer Denkweisen erschüttert wurden, eines der zahlreichen Symptome, die uns darauf hinweisen, daß ein Umbruch, eine neue Mutation, die ins integrale Bewusstsein, stattfindet.“ (a.a.O., 29f.)

Das integrale Bewusstsein

Integrales Bewusstsein heißt nach Gebser: Alles, was existiert und uns bewusstseinsmäßig zugänglich ist, wird integriert. Während wir im magischen Bewusstsein ich-los sind, im mythischen Bewusstsein zu einem Wir kommen, gelangen wir im mentalen Bewusstsein zu einem Ich. Letzteres hat jedoch, rational betrachtet, zur „Ego-Hypertrophie, zur Ich-Überbetonung geführt“ - und demzufolge die allgegenwärtige Isolation und Beziehungslosigkeit zur Folge gehabt. Unser Ziel sollte es nach Gebser sein, ich-frei zu werden. Damit meint er, dass wir weder ichhaft, noch ich-los sind, sondern je nach den Umständen entscheiden zu können, ob wir ichlos, wirhaft oder ichhaft sein wollen. Integral heißt in diesem Zusammenhang demnach, frei und bewusst über alle, im Laufe der Entwicklung erworbenen, Möglichkeiten verfügen zu können.

Abschließend betont Gebser, dass es wichtig ist, sich selbst „in Ordnung zu bringen, in die Ordnung, die größer ist als wir“, statt zu versuchen, die Welt durch Manipulation anderer Menschen in Ordnung bringen zu wollen. Erst also, wenn wir, wie Gebser es nennt, eine solche „Souveränität“ über uns erlangt haben, ist es möglich, für die Erhaltung der Welt und der Menschheit einen Beitrag zu leisten.

In einer späteren Veröffentlichung von Gebser, dem Buch *In der Bewährung*, (Gebser 1962), äußert er sich nochmals in dem Aufsatz *Natürliche und geschichtliche Grundlagen einer neuen Weltsicht* zu der Bewusstseinsstruktur des Integralen oder, wie er es hier auch nennt, des Aperspektivischen. Mit Hilfe der Frage von Perspektive unterscheidet Gebser hier noch einmal die verschiedenen Bewusstseinsstrukturen, bevor er sich stärker der integralen oder aperspektivischen Bewusstseinsstruktur widmet. So ist die mythische Welt unaperspektivisch und die mental-rationale Welt perspektivisch - so dass Gebser für die nun folgende Stufe vermutet, diese könne weder nur unaperspektivisch noch nur perspektivisch sein, sondern müsse jenseits von Perspektivität liegen - also aperspektivisch sein (Gebser 1962, 46).⁵⁷ Bei der aperspektivischen Sicht von der Welt herrscht nicht mehr die unaperspektivische Raumlosigkeit irrationalen Charakters und auch nicht mehr die auf rationale Art an den perspektivischen Raum gebundene Sichtweise vor. Außerdem weist Gebser dar-

⁵⁶ Was die zeitliche Einordnung dieser Aussage betrifft, so entstammen diese Bewusstseinsstrukturen dem Aufsatz *Menschbild und Lebensgestaltung*, veröffentlicht u.a. 1974 in dem Buch *Ein Mensch zu sein* (dieses Buch enthält insgesamt sechs Vorträge, die jedoch bereits einer Vortragsreihe vom Mai 1957 in München entstammen).

⁵⁷ Gebser weist darauf hin, dass das Präfix „a“ hier das griechische Alpha privatum ist und als solches dem nachgestellten Wort keinen negierenden, sondern einen befreienden und befreiten Charakter verleiht (Gebser 1962, 46).

auf hin, dass die raumlose unperspektivische Welt der mythischen Bewusstseinsstruktur ein zweidimensionales Koordinatensystem aufweist, und die raumhafte perspektivische Welt der mentalen Bewusstseinsstruktur ein dreidimensionales Koordinatensystem hat, mit Hilfe dessen sich der jeweilige Bewusstseinsgrad des Menschen orientiert. Also, so folgert Gebser, ist die Vermutung wohl kaum abwegig, von der nächsten Bewusstseinsstruktur anzunehmen, dass diese über eine weitere Dimension verfügt - also ein vierdimensionales Koordinatensystem aufweisen muss.

Zur Erläuterung der integralen Struktur führt Gebser noch eine weitere Ableitung durch die vorhergehenden Stufen an, die sich auf die Grenzziehung zwischen Mensch und Umwelt bezieht. So ist die magische Welt eine einheitliche, die in der mythischen Welt polar wird und sich dann in der mentalen Welt in eine Dualität entwickelt, so dass die integrale Welt schließlich als eine durchsichtige, transparente bzw. diaphane (d.h. durchscheinend, durchlässig) Welt verstanden werden muss. Entsprechend verschieben sich nach Gebser auch die Akzente durch die Bewusstseinsstrukturen hindurch, vom Vitalen (magische Welt) über das Seelische (mythische Welt), dem Verstand oder der Ratio (mentale Welt) hin zur geistigen Akzentuierung als Diaphanität der integralen oder aperspektivischen Bewusstseinsstruktur.

In der gegenwärtigen weltpolitischen Situation⁵⁸ scheinen mir Gebser's Worte zur Erläuterung dessen, was er hier mit Geist oder geistig meint, aktueller denn je, wenn er sagt:

„Hier ist nicht irgendein 'Geist' gemeint, sondern das Geistige, dessen einstige Verwirklichung durch den Menschen genauso im 'göttlichen Weltplan' liegen könnte wie die auf der mentalen Ebene durch uns geleistete Unterscheidung von Gut und Böse, über welche hinauszuwachsen auch eine unserer Aufgaben darstellen dürfte“ (a.a.O., 47).

Eine weitere Beschreibung einer Qualität des Integralen liegt nach Gebser im Arationalen. So wie das Denken aus dem mythischen irrationalen Denken ins rationale Denken mutierte, entwickelt es sich im Integralen weiter zum arationalen Denken (a.a.O., 144). Damit ist ein Denken gemeint, dass sich von der ausschließlichen Gültigkeit des Rationalen befreit, ebenso wie sich zuvor das Irrationale in das Rationale erweitert hat. *Dieser Übergangsprozess darf niemals zur Abwertung oder gar Ausmerzung der vorherigen Stufe führen.* Die jeweils vorhergehende Stufe wird auch nicht beseitigt, sondern höchstens eingeschränkt.

⁵⁸ Während ich diese Bewusstseinsstrukturen von Gebser hier zusammenfassend darstelle (23. März 2003), hat seit vier Tagen der Krieg der USA und Groß Britanniens gegen den Irak begonnen, der u.a. als ein Kampf des Guten gegen das Böse dargestellt wird.

3.4. Ken Wilbers Modelle der Entwicklung und die „vier Perspektiven der Wirklichkeit“

Einführung

Ken Wilber, amerikanischer Philosoph und Bewusstseinsforscher, ist Autor einer Vielzahl von Büchern über die Evolution des menschlichen Bewusstseins in individueller wie auch kollektiver Hinsicht.⁵⁹

So verwundert es nicht, dass seine Modelle zur (Bewusstseins-)Entwicklung des Menschen über die Jahre immer komplexer und differenzierter geworden sind. Er selbst systematisiert und benennt die zunehmende Komplexität mitunter mit Begriffen wie „Wilber-I, -II, -III und -IV“ (vgl. Wilber 1997b). Diese Durchnummerierung seiner Modelle soll veranschaulichen, wie sich sein Verständnis von Bewusstseinsentwicklung schrittweise erweitert hat. Ich möchte diesen Verlauf von Wilbers Modellentwicklung hier kurz skizzieren:

Das Wilber-I Modell der (Bewusstseins-)Entwicklung bezeichnet Wilber selbst als „Romantik-Modell“. Er ging davon aus, dass man als Kind zum Zeitpunkt der Geburt am nächsten an der harmonischen Einheit mit der gesamten Welt ist. Dadurch, dass diese Einheit jedoch zwangsläufig mit der Entwicklung des Ego und seiner analytischen Fähigkeiten verloren gehen muss, besteht die notwendige Entwicklungsherausforderung darin, dass das Ego seine eigenen Kräfte reifer Unabhängigkeit entwickeln muss (vgl. Wilber 1997b, 150f.).

Das Wilber-II-Modell nennt Wilber auch „Wade/Wilber-II-Modell“⁶⁰ oder „Tibetisches/Aurobindo/Wilber-II-Modell“ (a.a.O., 207f.).⁶¹ In seinen eigenen Veröffentli-

⁵⁹ Zu nennen sind da beispielsweise *Halbzeit der Evolution* (1984a), *Wege zum Selbst* (1984b), *Das Spektrum des Bewusstseins* (1987), *Eros, Kosmos, Logos* (1996), *Eine kurze Geschichte des Kosmos* (1997a), *Vom Tier zu den Göttern* (1997c) und *Integrale Psychologie* (2001).

⁶⁰ Jenny Wade veröffentlichte 1996 das Buch *Changes of Mind: A Holonomic Theory of the Evolution of Consciousness*, eine Darstellung der Evolution des Bewusstseins im Zusammenhang mit dem, was sie ein „holonomisches“ Paradigma nennt. Neben seiner Anerkennung für ihre Arbeit besteht Wilbers Kritik ihrer Arbeit darin, dass sie durch ihren wesentlichen Bezug auf David Bohms Modell von der impliziten und expliziten Ordnung (Bohm 1987) in einen „starren monologischen Altraum“ gerät, von dem sich das gesamte Buch nicht wieder erholen würde (vgl. Wilber 1997b, 203).

⁶¹ Der Bezug zum „Tibetischen“ Modell besteht darin, dass die gesamte 17-Stufen Abfolge durch den starken Wunsch angetrieben wird, das Ziel und den Grund von Dharmakaya wieder zu erlangen - und zwar nicht an der Mutterbrust, sondern durch direktes Erleben in dem klaren Licht der Leere. Oder anders ausgedrückt: die gesamte Entwicklungsabfolge ist durch das, was Wilber das „Atman-Projekt“ nannte, bestimmt (vgl. Wilber 1997b, 206).

Der Zusammenhang zu Aurobindo besteht darin, dass dieser zwischen dem frontalen Bewusstsein, das sich während des Lebens entwickelt, und dem tieferen/psychischen Sein, das der Seelenwanderung ausgesetzt ist, unterscheidet (bzw. er unterscheidet tiefes Selbst

chungen stellt Wilber sein „Wilber-II“ Modell 1990 zum ersten Mal in dem Buch *Das Atman-Projekt* [amerikanisches Original 1980] vor. Dieses Entwicklungs-Modell geht von siebzehn Stufen von der Geburt bis zur Erleuchtung aus und beinhaltet auch die *Bardo*-Stufen der Prä-Konzeption, des Prä-Natalen und der Stadien nach dem Tod (also entsprechend Aurobindo die frontalen/seelischen oder Evolutions-/Involutions-Linien - vgl. Wilber 1997b, 204).

Weniger als ein Jahr, nachdem das Modell Wilber-II publiziert worden war, veröffentlichte Wilber im *Journal of Transpersonal Psychology*⁶² zum ersten Mal seine Überarbeitung, das Wilber-III Modell. In diesem Modell bestehen die gleichen generellen Stufen fort, darüber hinaus unterscheidet er zusätzlich Entwicklungslinien, die sich durch die siebzehn Stufen entfalten, wie z.B. die Entwicklung affektiver, kognitiver und moralischer Kompetenzen sowie die Entwicklung von Selbst-Identität, Objekt-Beziehungen, Raum-Zeit, Selbst-Bedürfnisse, Weltsicht, Ästhetik, Intimität, Kreativität, Altruismus, verschiedene spezifische Talente (Musik, Sport, Tanz, Artistik) usw. Jede dieser Linien entwickelt sich „in quasi-unabhängiger Weise durch die generellen Stufen oder Basisstrukturen des Bewusstseins“ (a.a.o., 212f.). Diese Entwicklungs-Linien werden in lockerer Weise durch das Selbst-System zusammen gehalten (a.a.O., 215). In einer Fußnote weist Wilber etwas genauer auf die Beziehungen verschiedener Linien zueinander hin. Danach legen Forschungsergebnisse die Annahme nahe, dass beispielsweise die physiologische Entwicklung notwendig aber nicht ausreichend für die kognitive Entwicklung ist, die wiederum notwendig aber nicht ausreichend für interpersonale (und Selbst-)Entwicklung, die wiederum notwendig aber nicht ausreichend für moralische Entwicklung ist (a.a.O., 339/9).

Auch unterscheidet Wilber in diesem Modell Basisstrukturen und Übergangsstrukturen: Basisstrukturen des Bewusstseins (bzw. das Spektrum des Bewusstseins) sind eine Art von zentralem Rahmen, aber durch diese Basis-Strukturen bewegen sich mindestens ein Dutzend verschiedene Entwicklungslinien, wobei sowohl dauerhafte als auch Übergangsstrukturen beteiligt sind. Übergangsstrukturen werden nicht wie die Basisstrukturen transformiert, sondern auf jeder nachfolgenden Stufe durch neue ersetzt.

Das Wilber-IV Modell hat Wilber zunächst in *Eros, Kosmos, Logos*, in *Eine kurze Geschichte des Kosmos* und in *The Eye of Spirit* dargestellt (1996, 1997a, 1997b). In dem Wilber-IV Modell blieben die Wilber-III Aspekte so gut wie unverändert, aber sie sind nun in einen größeren Kontext gesetzt. Wilber führt jetzt zusätzlich zu den Stufen und Linien das Quadranten-Modell ein („alle Quadranten, alle Stufen“). Damit stellt er vier grundlegende Perspektiven vor: subjektiv, intersubjektiv, objektiv und interobjektiv. Danach ist weder Bewusstsein, Persönlichkeit, individuelle Agenz noch Psychopathologie einfach nur in dem individuellen Organismus angesiedelt. Vielmehr ist die subjektive Domäne immer schon in die intersubjektiven, objektiven

und frontales Selbst - vgl. Wilber 1997b, 180, 206)). Wilbers Siebzehn-Stufen-Modell sind grundlegende Stufen des frontalen Selbst, wie sie sich während des Lebens entfalten können (a.a.O., 207). Hinter diesem frontalen Bereich liegt das tiefere oder psychische Sein, das am psychisch/subtilen Bereich Aurobindos teil hat (a.a.O.).

⁶² „Ontogenetic development: Two fundamental patterns“.

und interobjektiven Wirklichkeiten eingebettet, die alle teilweise bestimmend sind für das subjektive Agenz und seine Pathologien (a.a.O., 373, Anm. 12).

Da es sich bei diesem Quadranten-Modell um eine Orientierungsmöglichkeit in der Realität handelt, auf die ich mein Beziehungsmodell stützen möchte, werde ich es an dieser Stelle genauer darstellen.

3.4.1. Vier Perspektiven der Wirklichkeit („Quadranten-Modell“)

Seit Wilber sein so genanntes Quadrantenmodell zum ersten Mal vorstellte, unternahm er einige Anstrengungen, dieses Modell weiter zu erläutern, mit verschiedensten Inhalten zu füllen und zu veranschaulichen.⁶³

In seinem Buch *Eine kurze Geschichte des Kosmos* (Wilber 1997a), das eine Art populärwissenschaftliche Version des sehr viel umfangreicheren und differenzierteren *Eros, Kosmos, Logos* ist, beschreibt Wilber, wie er das Quadranten-Modell fand. Sein Interesse an der „Großen Kette des Seins“, d.h. an der Entwicklung von Materie zu Körper zu Verstand und zu Seele führte dazu, dass er eine Vielzahl von „Landkarten“ dieser Entwicklung sammelte.

Wilbers ursprüngliche Idee, dass es sich bei den vielen Entwicklungsmodellen, die er studierte, um Versuche handelt, ein und dasselbe Gebiet abzubilden, so dass er aus all den Entwicklungs-Landkarten *die* eine universelle Linie hätte herausarbeiten können, musste verworfen werden. Es gab zwar viele Ähnlichkeiten zwischen den einzelnen Modellen, aber auch wesentliche Unterschiede. Schließlich fand er nicht *die eine*, sondern *vier verschiedene Perspektiven*, Entwicklung abzubilden.

Diese vier Perspektiven veranschaulichte Wilber in seinem „Quadrantenmodell“, das die individuelle und kollektive Innen- und Außenperspektive repräsentiert. Dieses Modell verführt jedoch dazu, die Landkarte mit dem Gebiet zu verwechseln - ein Irrtum, den auch Wilber immer wieder begeht. Es handelt sich um Perspektiven, nicht um Realitäten. Daher ist auch nicht von einer *Trennung* der Perspektiven auszugehen, wie sie die Abbildung als vier Quadranten nahe legen könnte, sondern von einer Unterscheidung.

Interessanterweise gibt es ganz unabhängig von Wilber Naturwissenschaftler, die sich der Notwendigkeit einer Versöhnung von beispielsweise Innen- und Außenperspektive bewusst sind. So stellt Marianne Oesterreicher-Mollwo in ihrem Buch *Was uns bewegt - Naturwissenschaftler sprechen über sich und ihre Welt* (1991) den Chemiker Hans Sachsse⁶⁴ mit seinem Aufsatz *Intuition im naturwissenschaftlichen Zeit-*

⁶³ Vgl. zum Beispiel Wilber (1997a) *Eine kurze Geschichte des Kosmos*; Wilber (1997b) *Vom Tier zu den Göttern*; Wilber (1997c) *An Integral Vision for a World Gone Slightly Mad*; Wilber (1998) *The Marriage of Sens and Soul*; Wilber (2001) *Integrale Psychologie*.

⁶⁴ 1906 geboren, 1935 Habilitation in Göttingen, ab 1945 u.a. Leiter der Personalabteilung bei BASF, ab 1960 wieder Vorlesungstätigkeiten; 1962 als technischer Sachverständiger der Vereinten Nationen in Süd-Asien (vgl. Sachsse 1991, 12).

alter vor. In diesem Aufsatz formuliert Sachsse einige bemerkenswerte Aussagen, die alle eine Versöhnung verschiedener grundlegender Perspektiven, wie sie die vier Perspektiven der Wirklichkeit markieren, fordern. So betont Sachsse beispielsweise die Begrenztheit der Naturwissenschaften als alleiniges Erkenntnisprinzip:

„Wer die Wissenschaftlichkeit zum letzten Erkenntnisprinzip erhebt, begreift die Welt nicht mehr“ (Sachsse 1991, 20). Noch deutlicher für die Anerkennung mehrerer grundlegender Perspektiven wird Sachsse am Schluss seines Aufsatzes:

„Über das Studium der Außenwelt ist das Studium des Menschen in den Hintergrund gedrängt worden. Aber man darf keinen Bereich gegen den anderen ausspielen oder ihn auf Kosten des anderen betreiben, da es komplementäre Bereiche sind, die sich gegenseitig bedingen. Die äußere Erkenntnis sagt uns, was wir können, die innere, was wir sollen. Aber wir kennen uns selbst noch zu wenig. Hier liegt die große Aufgabe für die Erforschung der Intuition“ (a.a.O., 23).

Wenn man mal davon absieht, dass sich Sachsse am Schluss dieser Feststellung auf das Thema der Intuition beschränkt, so hat meiner Kenntnis nach Wilber nicht klarer ausdrücken können, in welcher abhängigen Beziehung alle vier Perspektiven zueinander stehen und wie unsinnig es ist, nur einen der Quadranten für die alleinige Wahrheit zu halten.

Ich möchte diesen kleinen Exkurs abschließen mit Victor Weisskopf,⁶⁵ einem Physiker, der schlicht behauptete: „Immer wenn ein Weg der Erkenntnis vor allen anderen hervorgehoben wird, ist das schlecht.“ (Weisskopf 1991, 25)

Zurück zu den vier Perspektiven der Wirklichkeit: Um die bereits erwähnte Problematik, die vier Perspektiven der Wirklichkeit nicht voneinander abzutrennen, sondern sie lediglich voneinander zu differenzieren, beziehe ich mich hier nicht auf das Wilbersche Quadrantenmodell im Original, sondern greife die modifizierte Version von Fuhr & Dauber (2002) (vgl. Abb. 4) zurück.

Dieses Modell der vier Perspektiven der Wirklichkeit ist für mein Anliegen von entscheidender Bedeutung: „Beziehung“ beschreibt Phänomene des Menschseins, die sich *zwischen* Menschen und Mensch und Umwelt ereignen. Die psychologischen Beziehungstheorien, die ich im vorigen Kapitel erforscht habe, nehmen jedoch überwiegend eine Perspektive ein, die die inneren Beweggründe, Empfindungen und Gefühle in *Beziehung zu* anderen Menschen repräsentiert. Dies ist eine individuelle Perspektive, während Beziehungsforschung im Sinne, wie ich sie in dieser Arbeit verstehen möchte, vorrangig einer *kollektiven Perspektive* bedarf.

Auch die Unterscheidung von Innen- und Außenperspektive, wie sie im Modell der vier Perspektiven der Wirklichkeit repräsentiert sind, halte ich für mein Vorhaben

⁶⁵ Victor Weisskopf wurde 1908 in Wien geboren und promovierte 1931 in Göttingen bei Max Born und wurde 1945 Professor für Physik am Massachusetts Institute of Technology (MIT). 1949 wurde er Mitglied des Sicherheits-Komitees von Wissenschaftlern, dessen Vorsitz Albert Einstein führte. Er wurde Generaldirektor des Europäischen Forschungszentrums CERN und schrieb mehr als 200 Arbeiten - darunter Fachbücher wie auch Bücher „für den gebildeten Laien“ (Weisskopf 1991, 24).

für wichtig. Dabei stellt es jedoch einige Anforderungen an unser Denkvermögen, sich die Innen- und die Außenperspektive des Kollektiven zu vergegenwärtigen, da diese nicht unmittelbar beobachtet werden können, sondern erschlossen werden müssen.

3.4.2. Modelle der menschlichen Entwicklung

Um einen Rahmen zu schaffen für mein Anliegen, ein Entwicklungsmodell zwischenmenschlicher Beziehungen zu entwerfen, wähle ich exemplarisch einige Versuche aus, die die Fülle von Entwicklungsmodellen in einem Rahmenmodell zusammenfassen. Dabei beziehe ich mich nur auf holarchische Stufenmodelle, wie ich sie auf den folgenden Seiten darstellen werde. Ich skizziere dazu einige Grundelemente von Ken Wilbers Stufenmodell der Bewusstseinsentwicklung, wie er es beispielsweise in seinem Buch *Eros, Kosmos, Logos* - 1996, *Eine kurze Geschichte des Kosmos* - 1997a, und *Integrale Psychologie* - 2001, darstellt. In der Darstellung der *Integralen Psychologie* hat Wilber viele Dimensionen der menschlichen Entwicklung aus östlichen und westlichen Forschungen in einem umfangreichen Tabellenwerk zusammengestellt. Außerdem hat er das Modell der *Spiral Dynamics* von Don Beck vorgestellt, auf das er sich in letzter Zeit stark bezieht und das in seiner Begriffsbezeichnung gewisse Vereinfachungen für die Verständigung beinhaltet, weshalb ich es hier ebenfalls aufgreifen werde.

Stufenmodell der Entwicklung

Wilber knüpft in seinen Arbeiten immer wieder an die „ewige Philosophie“ und die „Große Kette (oder das Nest) des Seins“ (siehe Abb. 5) an, die die Philosophen der großen Kulturen (angefangen bei Platon und Plotin) seit jeher in vielen Variationen entwickelt haben, und er entwirft auf dieser Grundlage eine einheitliche Stufentheorie der menschlichen Entwicklung. Er hat dieses „Spektrum des Bewusstseins“, wie zuvor mit den Modellen von Wilber-I bis Wilber-IV bereits dargestellt, immer wieder modifiziert, aber er hat vor allem auch die Bedeutung dieses Spektrums im Kontext seiner Gesamt-Philosophie mehrfach revidiert (Wilber 1997b, 136ff.).

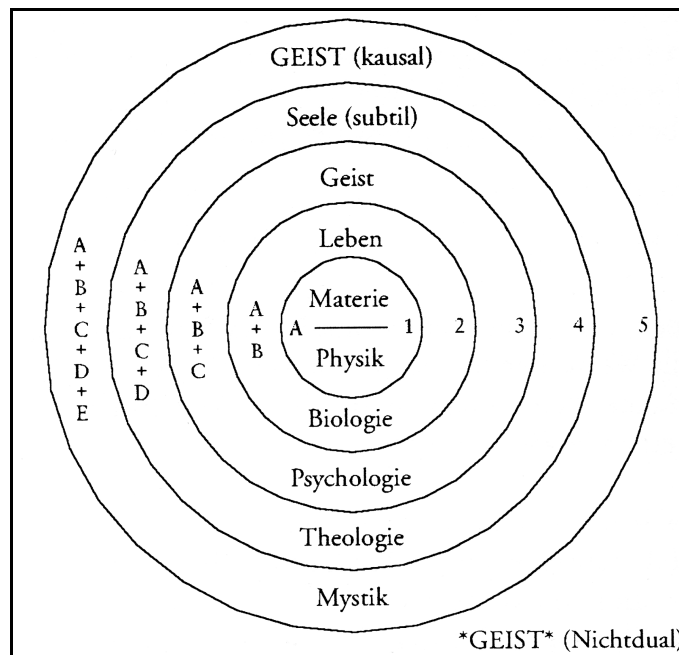


Abbildung 5: Das große Nest des Seins
(aus Wilber 2001b, 34)

Wilber unterteilt dieses Spektrum des Bewusstseins in neun bzw. elf Stufen, je nachdem, ob man die pränatale Stufe (im Sinne Stanislaw Grofs) quasi vorschaltet und die non-duale Stufe des All-Einheitsbewusstseins hinzufügt oder nicht (aber das Non-Duale ist eigentlich keine eigene Stufe, denn es umfasst alle Stufen und ist jenseits aller Manifestationen des GEISTES. Die Zahl der Stufen ist letztlich auch für Wilber nicht so wesentlich wie das Grundprinzip, das diese Stufen repräsentieren, sowie die Einteilung in die drei Stufenbereiche *präpersonal*, *personal* und *transpersonal*. Diese Stufenbereiche finden sich auch in allen bedeutenderen neueren Entwicklungstheorien wieder - sofern sie den Bereich des Transpersonalen oder Spirituellen nicht ausklammern. Die westlichen Entwicklungstheorien reichen meist nicht über den Bereich des Personalen (Geist oder *mind*) hinaus (wie bei Erikson 1973; Piaget 1983; Kegan 1986) oder nähern sich dem transpersonalen Bereich (GEIST oder *spirit*) nur sehr zögerlich an. Diese Entwicklungstheorien enden also maximal bei der vollständigen Entwicklung eines autonomen Selbst, die der Stufe der visionären Logik nach Wilber, also der letzten Stufe des Personalen oder und den Übergang zum Transpersonalen markiert.

Eine *Stufentheorie* als Grundlage für Entwicklung ist jedoch unter Theoretikern und Forschern immer noch umstritten. Die Vertreter der „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“, die Ende der 60er Jahre vor allem von H. Thomae begründet wurde, wehren sich beispielsweise vehement gegen jede Vorstellung eines hierarchisch oder holarchisch strukturierten Entwicklungsmodells (vgl. etwa auch Rahm u.a., 1993; Kruse & Schmitz-Scherzer 1995). Die Annahme einer Hierarchie und Höherentwicklung sowie einer gewissen Linearität menschlicher Entwicklung über das

Erreichen des frühen Erwachsenenalters hinaus widerspricht offensichtlich herrschenden Ideologien von der uneingeschränkten Gleichheit aller Menschen, und löst entsprechende Aversionen aus.

Dabei kann eine auch hierarchischen Prinzipien folgende Konzeption von Evolution generell und einer Entwicklung menschlichen Bewusstseins im besonderen inzwischen gut begründet werden, zumal eine solche Entwicklungshierarchie die Annahmen der Lebensspannen-Konzeption *umfasst* (vgl. hierzu Wilber 1996, 33-36):

Begründung eines Stufenmodells

Zunächst einmal: Hierarchie ist nicht gleichzusetzen mit (nicht-legitimierter) Herrschaft, es sei denn, die Hierarchie ist entartet. Dies ist dann der Fall, wenn (vermeintliche) Vertreter einer Hierarchiestufe ihre Position ausschließlich als eine übergeordnete und umfassende verstehen; sie vergessen, verleugnen oder verdrängen dabei, dass sie nicht nur ein *Ganzes*, sondern immer auch *Teil* eines noch umfassenderen Ganzen - also ein Holon⁶⁶ - sind. Überdies wird bei dem Widerstand gegen die Konzeption einer Hierarchie - oder besser einer Holarchie,⁶⁷ also einer „eingefalteten Hierarchie“ - das *Orientierungsmodell*, das die Stufentheorie darstellt, mit einem *Prozessmodell* verwechselt oder vermischt. Die Holarchie der Persönlichkeitsentwicklung, differenziert in neun (oder wie viele auch immer) Stufen, ist ein abstraktes Modell, das den allgemeinen Rahmen für die Entwicklung einzelner Menschen und Gemeinschaften und eben auch von zwischenmenschlichen Beziehungen darstellt. Wie sich die einzelnen Menschen oder Gruppen entwicklungsmäßig darin bewegen und im Hinblick auf welche Dimensionen sie das tun, ist eine ganz andere Frage. Die Holarchie der Entwicklung gibt also lediglich den Rahmen mit Positionen und Eckpunkten vor, zwischen denen sich Persönlichkeitsentwicklung ereignet.

Grundsätzlich gilt jedoch dabei, dass keine der Stufen im Entwicklungsprozess übersprungen werden kann, auch wenn wir immer wieder Einsichten haben können, die höheren Stufen zuzuordnen sind, als sie uns gegenwärtig im Alltag zur Verfügung stehen; aber diese Einsichten gründen nicht in dauerhaften Strukturen. Jede höhere Stufe umfasst die Strukturen der vorhergehenden Stufe und überschreitet sie gleichzeitig.

Zum Zweiten: Die Beschreibung einer Stufe oder Ebene der Entwicklung bezieht sich auf drei Komponenten: die Basisstrukturen, die Übergangsstrukturen und das

⁶⁶ Das Wort Holon ist eine Synthese aus den englischen Wörtern „whole“ (Ganzes) und „atom“ (Atom). Als Konzept von Arthur Koestler umfasst der Begriff Holon „Teile und Ganzheit, die auch Teil sein kann, je nachdem, ob man in der organischen Hierarchie auf die Teile hinunterschaut, für die es die Ganzheit ist, oder ob man die Hierarchie hinaufschaut zu dem größeren Ganzen, von dem es ein Teil ist“ (Hampden-Turner 1983, 103, 162).

⁶⁷ Auch dieser Begriff stammt von Arthur Koestler, der für die Hierarchien im Konzept der Holons den Begriff der Holarchie angemessener fand, um den durchlässigen Charakter, die sich ständig organisierenden Abteilungen und deren zahlreiche Feedbackschleifen und flexible Strategien gegenüber dem an Bürokratie und Militarismus erinnernden Begriff der Hierarchie zu betonen (vgl. Hampden-Turner 1983, 162).

Selbst. Nur die Basisstrukturen folgen einer Linearität, also einer Hierarchie im engeren Sinn. Die Übergangsstrukturen werden, wie zuvor erläutert, auf jeder nachfolgenden Stufe abgelöst.

Zum Dritten: Durch alle Stufen menschlicher Bewusstseinsentwicklung ziehen sich mehrere Linien oder Dimensionen. Im *Prozess* der Bewusstseinsentwicklung - für die das Stufenmodell die abstrakte Landkarte ist - entwickeln sich diese einzelnen Dimensionen kaum je gleichmäßig, obwohl sie natürlich eng zusammenhängen, da es jeweils Aspekte einer Ganzheit sind. So kann die kognitive Entwicklung beispielsweise einer sehr viel höheren Stufe entsprechen als die moralische, die ästhetische einer sehr viel höheren als die emotionale usw. Auch wenn also das Modell der Bewusstseinsentwicklung hierarchisch ist, folgt der tatsächliche Entwicklungsprozess in nur sehr eingeschränkter Weise diesem hierarchischen Prinzip. Gleichwohl ist es sinnvoll, wie Wilber von einem *center of gravity* der Entwicklung auszugehen, der den Bereich markiert, auf dem sich ein Mensch mit wichtigen Dimensionen seines Selbst zuverlässig bewegen kann. Dies habe ich in den gemeinsamen Veröffentlichungen mit Reinhard Fuhr mit „Magnetpol“ übersetzt.

Wie sich schon aus der bereits geschilderten Serie der Wilber-Modelle I-IV angedeutet hat, hat Wilber bisher kein eigenes und dauerhafteres Stufenmodell veröffentlicht. In seinen neueren Arbeiten stützt er sich bei den Beschreibungen der Ausprägungen bestimmter Dimensionen auf ein Grundmodell, das ursprünglich von Clare Graves entwickelt und später von Don Beck und Christopher Cowan zu den *Spiral Dynamics* erweitert wurde (Wilber 2001, 58-69). Darin unterscheidet Wilber mit Beck u.a. zwischen einer präpersonalen, personalen und transpersonalen Ebene oder zwischen Präkonventionell, Konventionell, Post-Konventionell und Post-Postkonventionell oder zwischen *first tier* und *second tier*.⁶⁸

Da ich zusammen mit Reinhard Fuhr in unseren gemeinsamen Forschungsarbeiten, in unserer Lehrtätigkeit und schließlich der Erarbeitung eines für unsere Zwecke brauchbaren Entwicklungsmodells ursprünglich von dieser Grundlage ausgegangen bin, möchte ich Wilbers Rezeption der Beck & Cowanschen *Spiral Dynamics* hier kurz wiedergeben.

Spiral Dynamics (nach Wilber)

Wilber sieht folgende Stufen vor:⁶⁹

1. Beige: Archaisch-instinkhaft

Auf dieser Ebene geht es um das Überleben und die elementaren Grundbedürfnisse, alles andere ist nachrangig. In unseren Kulturen bilden sich auf dieser Stufe reine Überlebensgruppen wie Obdachlose, Hungernde oder psychisch Kranke.

⁶⁸ „Tier“ heißt hier so viel wie „Rang“.

⁶⁹ Wilber gibt dazu folgende, leider nicht sehr vollständige Quellenangaben: C. Graves, *Human Nature Prepares for a Momentous Leap*, In: *The Futurist*, April 1974; C. Graves, „Summary Statement“: Beck und Cowan, *Spiral Dynamics*; Don Beck, unveröffentlichte Manuskripte und persönliche Mitteilung (Wilber 2001, 256, Anmerkung 21).

2. Purpur: Magisch-animistisch

Man lebt in einer Welt von Geistern und versucht die guten Geister gnädig zu stimmen und die bösen Geister zu beschwören. Diese Stufe wird durch ethnische Stämme repräsentiert, deren soziale Strukturen durch Abstammung und verwandtschaftliche Beziehungen bestimmt sind. Auf dieser Stufe bilden sich also überschaubare Gemeinschaften, deren Einheit durch starke Glaubensvorstellungen und Rituale aufrecht erhalten wird.

2. Rot: Machtgötter

Auf dieser Stufe taucht das Selbst auf, das vom Stamm unterschieden und sehr egozentrisch und impulsiv ist. Es setzt sich, sofern es mächtig ist, ohne Reue gegenüber anderen durch. Man glaubt an mythische Geister und an die Macht Einzelner, denen man sich unterwirft. Die soziale Gemeinschaft ist feudal organisiert, der Feudalherr bietet Schutz gegen Gehorsam und Arbeit.

3. Blau: Konformistische Regel

Entscheidend ist die allmächtige Ordnung, die durch einen Allmächtigen vertreten sein kann. In dieser Ordnung ist klar unterschieden zwischen richtig und falsch. Die Einhaltung der vorgegebenen Regeln wird durch Bestrafung und Schuld kontrolliert. Die mythischen Gemeinschaften haben oft auch religiös-fundamentalistische Züge.

5. Orange: Wissenschaftliche Leistung

Das Selbst sucht jetzt individuell nach Sinn und Wahrheit durch eigene Leistung. Die Welt wird als rational zu verstehender Mechanismus verstanden, der wissenschaftlich erforscht wird und den es zu beherrschen gilt. An die Stelle der meist religiösen Ordnung (konventionell/blau) tritt nun die Staatengemeinschaft, die auf gesellschaftlichen Vereinbarungen beruht. Es ist ein Gewinner-Verlierer-Spiel, in das jeder eingebunden ist.

6. Grün: Das empfindsame Selbst

Auf dieser Stufe werden die menschlichen Bindungen und ihre Netzwerke wieder wichtig, Gefühle überlagern die Rationalität. Man wertschätzt die Erde und die große Lebensgemeinschaft und setzt sich für sie ein. In den kollektiven Gemeinschaften, die sich bilden, werden Hierarchien abgelehnt. Man vertritt egalitäre, pluralistische Werte und belebt die Spiritualität. Das Denken nimmt nichtlineare Züge an.

7. Gelb: Integrativ und 8. Türkis: Holistisch

Die über die vorherigen Stufen hinaus gehenden Stufen werden der *second tier* zugeordnet. Dies markiert einen Quantensprung im Denken und im Bewusstsein, so dass das ganze Spektrum der Entwicklung begriffen und wertgeschätzt werden kann. Dieses Denken und Bewusstsein wird von Wilber als „Schau-Logik“ oder „Visionäre Logik“ bezeichnet. Er unterscheidet eine mittlere und eine späte Schau-Logik, denen die Farben gelb und türkis zugeordnet werden. Auf diesen Stufen werden Kompetenzhierarchien anerkannt. Die 8. Stufe wird gegenüber der 7. Stufe dadurch gekennzeichnet, dass sie universelle holistische Systeme erkennt, in die Teilsysteme eingewoben sind. Spiritualität spielt auf dieser Ebene eine zentrale Rolle.

Ungeachtet der Fülle des Materials, das Ken Wilber zusammengetragen hat und der vielfachen Revisionen seiner Entwicklungsmodelle in den letzten 20 Jahren gibt es doch einige durchgängige Merkmale seiner Stufentheorie:

- Das Verständnis der Stufenentwicklung als Holarchie oder eingefalteten Hierarchie (wie ich sie zuvor erläutert habe);
- die „Quantensprünge“ in den Stufenbereichen, die entweder als Unterteilung in Präpersonal, Personal und Transpersonal oder in Präkonventionell, Konventionell, Post-Konventionell und Post-Post-Konventionell oder in *first tier* und *second tier* gekennzeichnet werden
- Die Annahme, dass sich Linien oder Dimensionen durch die Stufen hindurchziehen, die „relativ unabhängig“ von anderen Linien oder Dimensionen entwickelt werden können.
- Die Annahme, dass es jenseits der „normalen“ Stufen, die entweder bis zur höchsten personalen Stufe reichen oder die nächste, die integrale Stufe noch mit einbeziehen, ein eigener Stufenbereich des Spirituellen anzunehmen ist.⁷⁰

3.5. Synthese: ein Spektrum der Entwicklung für das Erwachsenenalter

3.5.1. Zusammenfassung der Stufenmodelle

Nicht nur aus dem soeben beschriebenen Modell von Beck und Cowan in der Rezeption von Ken Wilber, sondern darüber hinaus auch unter Berücksichtigung der Dutzende von Wilber zusammengeführten Entwicklungstheorien und all den verschiedenen Darstellungen des Spektrums der Entwicklung bei Wilber selbst sowie aus den bekanntesten westlichen Entwicklungstheorien wie denen von Piaget, Kohlberg, Maslow, Erikson u.a. hat Reinhard Fuhr eine Übersicht zusammengestellt (Tab. 4). Dabei hat er einige Entscheidungen getroffen:

Die Unterscheidung von Präpersonal und Personal wurde beibehalten, da sie sowohl in der ontologischen wie auch in der kulturellen Entwicklung einen markanten Übergang markiert. Die Unterscheidung in Personal und Transpersonal wurde relativiert bzw. ganz aufgegeben, da diese Unterscheidung zu massiven Missverständnissen geführt hat, u.a. in der Vorstellung, das Personale müsse überwunden werden, um Zugang zum transpersonalen Bereich zu bekommen.

⁷⁰ Daneben gibt es nach Wilber jedoch auch eine Dimension „Spiritualität“, die sich durch die Stufen hindurch entwickelt.

Die relativistische Stufe, die bei Wilber zunächst gar nicht, später als Übergangsstufe auftaucht, wird bei Fuhr als eigenständiger Stufenbereich ausgewiesen, da soziologische Forschungen hinlänglich nachgewiesen haben, dass diese Stufenmerkmale vor allem in den westlichen Gesellschaften weit verbreitet sind (Ray 2002).

Spiritualität wird also nicht als eigener Stufenbereich übernommen, wohl aber – in Anlehnung auch an die Theorie von Fowler (2000) – als Dimension, die sich durch das Spektrum hindurchzieht (in der Tab. 4 unter „Glaubensüberzeugungen“). Diejenigen Dimensionen, die für die persönliche und soziale Entwicklung als sehr wesentlich erachtet werden, wurden aus der Vielzahl der möglichen Dimensionen ausgewählt und teilweise zu einer übergreifenden Dimension zusammengeführt.

Schließlich wurde eine zwischenmenschliche Dimension eingeführt, die in Wilbers Modellen entweder fehlt oder nicht sehr bedeutsam ist.

Im folgenden gebe ich also zunächst Fuhrs Tabelle (Tab. 4) wieder, in der er an einigen ausgewählten Dimensionen skizziert, wie sich deren Entwicklung im Erwachsenenalter über verschiedene Stufen hinweg manifestieren kann. Diese Dimensionen sind: Dominante Strukturen und Grundbedürfnisse; Selbst-Verständnis & Identitätsentwicklung; Erleben, Bewusstsein und Grundängste; Orientierungen & Glaubensüberzeugungen; Denkstrukturen; Moral und Verantwortung; Interpersonalität.

Besonders interessant für meine Zwecke ist natürlich nicht nur, dass sich diese Holarchie der Entwicklung explizit auf das Erwachsenenalter bezieht, sondern auch, dass hier zum ersten Mal explizit von einer Dimension „Interpersonalität“ gesprochen wird, und wie sie sich durch die verschiedenen Entwicklungsstufen verändert. Daher möchte ich diese Dimension hier ausführlicher beschreiben.

Interpersonalität im Entwicklungsspektrum

In der Dimension Interpersonalität greift Fuhr auf eine Grundpolarität von Robert Kegan zurück, die von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit, wie er sie durch die verschiedenen Entwicklungsstufen hindurch in seinem Buch *Die Entwicklungsstufen des Selbst* (Kegan 1986) beschrieben hat. Abgesehen davon gehen Fuhrs Ausführungen zu dieser Dimension hauptsächlich auf seine eigenen Überlegungen und Forschungen zurück.⁷¹ Fuhrs Beschreibungskategorien für diese Dimension sind neben der bereits erwähnten Polarität von Kegan noch die spezifischen Modi der Kommunikation, und welche Beziehungsdimension jeweils typisch ist.

Auf der ersten Stufe (beige) verläuft die Kontaktaufnahme nonverbal, ebenso die Abgrenzung. Die Kommunikation ist oft reaktiv, d.h. immer als Reaktion auf die eigene unbewusste Angst, und sie äußert sich in Form von Kampf, Flucht oder Sich-Totstellen, ist also impulsgesteuert. Die Beziehungsdimension entspricht hier der von lose zusammengewürfelten Banden.

⁷¹ Diese gehen vor allem auf die Lehrveranstaltung „Beziehungs-Analyse“ im Sommer-Semester 2002 am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen und Magister-Forschungsarbeiten zurück.

Auf der nächsten Stufe (purpur) beginnt die Grundpolarität von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit eine Rolle zu spielen. Hier dominiert nun der Pol der Zugehörigkeit. Die Kommunikation ist auf dieser Stufe durch kulturelle Gewohnheiten bestimmt, sie ist gruppenkonform, rituell und schlicht. Als typische Beziehungsdimension können Verwandtschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen angesehen werden, die in hohem Maße auf Gegenseitigkeit beruhen. Es gibt ein starkes *Ingroup/Outgroup*-Empfinden. Als soziale Urform trifft die Qualität dieser Stufe auf Clans und Stämme zu.

Auf der nächsten Stufe (rot) tritt aus der Polarität Eigenständigkeit und Zugehörigkeit nun erstere in den Vordergrund. Bei der Kommunikation geht es um die Durchsetzung der eigenen Interessen oder um Unterwerfung. Die Kommunikation selbst ist autoritär und kann impulsive, oft feindselige Formen annehmen, und es kommt hier nicht selten zu Fehden. Die Beziehungsqualität auf dieser Stufe ist gekennzeichnet durch Hackordnung oder Machtbeziehungen allgemein; man verbündet sich gegen Außenseiter. Zwischen Mächtigen und Ohnmächtigen können Pakte geschlossen werden.

Mit der nächsten Stufe (blau) wechselt der Akzent in der Grundpolarität wieder auf den Pol der Zugehörigkeit. Jetzt kann man sich in andere Mitglieder der Gemeinschaft, der man angehört, hineinversetzen; es herrscht ein sehr starker Gruppenzusammenhalt; soziale Hierarchien sind unverrückbar (z.B. hat die Geschwisterfolge und das Geschlecht hier eine große Bedeutung). Was die Kommunikation auf dieser Stufe angeht, so ist sie konventionell ausgerichtet: es gibt eindeutige Regeln, „was man sagt“ (Höflichkeit wird hier gelernt), aber die Kommunikation bleibt noch oft unpersönlich. Sie kann ausgesprochen autoritative oder auch fürsorgliche Züge annehmen. Man beruft sich auf Moral und höhere Ordnungen. Als Beziehungsqualität gelten auf dieser Stufe vor allem Loyalitätsbeziehungen, was dem Zugehörigkeitsbedürfnis zu einer Gemeinschaft sehr entgegenkommt.

Auf der nächsten Stufe (orange) steht wieder die Eigenständigkeit im Vordergrund. Hier bestimmen Erfolgshierarchien das soziale Leben - man umgibt sich nicht nur mit „Seinesgleichen“, sondern versucht, Beziehungen zu Menschen aufzunehmen, die dem eigenen Fortkommen nützlich sind. Die Kommunikation ist konkurrenzorientiert und es werden gern „sachliche Diskussionen“ geführt, in denen es um logisches Argumentieren geht. Die vorherrschende Sprache ist die von „Machern“ - zupackend, drängend, wenig emotional. Als Beziehungsdimension kann man hier Tausch- und Nützlichkeitsbeziehungen nennen, die konkurrierend oder auch ergänzend sein können.

Tabelle 4: Holarchie der Entwicklung nach einigen ausgewählten Dimensionen (Reinhard Fuhr)

- ◆ Es handelt sich bei dieser Tabelle um meine eigene Zusammenstellung aus einer Vielzahl von Quellen einschließlich eigener persönlicher und professioneller Erfahrungen.
- ◆ Die Stufen (Zeilen) sind - von unten nach oben gelesen - als *immer umfassendere* Holons zu verstehen.
- ◆ Auf jeder Stufe (Welle, Ebene) entfalten sich neue Strukturen, in die vorherigen Strukturen (teilweise) transzendiert und integriert werden.
- ◆ Jede Stufe kann wieder in (drei) Unterstufen differenziert werden: eine frühe, mittlere und späte Phase
- ◆ Diese Tabelle umfasst einige ausgewählte und zusammengefasste Dimensionen (Spalten) der Entwicklung ohne Anspruch auf Vollständigkeit .
- ◆ Die Tabelle ist ein Orientierungsmodell im Sinne einer Landkarte, die nicht die erlebten Prozesse der Entwicklung von Einzelnen oder Gruppen wiedergibt, sondern Aufmerksamkeitsrichtungen und Anhaltspunkte für die Wahrnehmung und Interpretation von Entwicklungsprozessen markiert.

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen

	Dominante Strukturen & Grundbedürfnisse	Selbst-Verständnis & Identitätsentwicklung	Erleben, Bewusstsein & Grundängste	Orientierungen & Glaubensüberzeugungen
BEIGE¹	<p><i>Archaisch-instinktgeleitet</i></p> <p><u>Dschungel</u>²</p> <p>GB:³ Nahrung, Unterschlupf, körperlicher Kontakt</p>	<p><i>Physisches Selbst</i></p> <p>A dualistisch, instinktgeleitet</p> <p>(Unbewusstes) Urvertrauen versus Urmissstrauen (Erikson)</p>	<p>„Paradies“ (= unbewusste Hölle)</p> <p>Unbewusste Einheit von Ich und Welt</p> <p>Angst um physisches Überleben und Wohlergehen</p>	<p>Ich und Welt sind Eins</p>
PURPUR	<p><i>Magisch-animistisch</i></p> <p><u>Geisterwald</u></p> <p>GB: Identität mit Familie oder Stamm, Schutz, Geborgenheit</p>	<p><i>Emotionales Selbst</i></p> <p>Psychisches Selbst grenzt sich ab</p> <p><i>Autonomie versus Scham und Zweifel</i> (Erikson)</p>	<p><i>Magisches Bewusstsein</i> (Gebser): Bilder, Symbole, Zeichen, Wörter = Realitäten; Erinnerung = Erfahrung; Bedrohung durch mystische Geister; Fluch und Zauber, Zeichen</p> <p>Angst: Ausgeschlossen-Werden</p>	<p>Welt als Auster, die mit Objekten bevölkert ist (Mond versteckt sich); man verfügt über magische Kräfte (Sprechen über Tod kann diesen herbeiführen, Aufessen kann schönes Wetter bringen) Ewige Wiederkehr des Gleichen, keine Vergangenheit, Angst vor Geistern</p>
ROT	<p><i>Mythisch</i></p> <p><u>Stammesfürstentum</u></p> <p>GB: Kontrolle / Macht über Umfeld, Schutz, unmittelbare Bedürfnisbefriedigung</p>	<p><i>Mental-konzeptionelles Selbst</i></p> <p>Mentales Selbst grenzt sich ab, hochgradig egozentriert</p> <p><i>Initiative versus Schuld und Angst</i> (Erikson)</p>	<p>Initiative, Streben nach Unabhängigkeit, Rebellion und Lebensfreude; Unmittelbare Lustbefriedigung, ohne Konsequenzen einer Handlung zu erwägen; Schmerzgrenze ist erweitert; Jede Kritik wird persönlich genommen</p> <p>Angst: Ohnmacht und Beschämung, Schutzlosigkeit, Deprivation</p>	<p><i>Magisches geht über ins Mythische</i> (Gebser)</p> <p>Ich und Umwelt ergänzen sich</p> <p>Intuitiv-magischer Glaube (Fowler): Anthropomorphe Glaubensvorstellung - Gott straft die Bösen und schützt die Guten</p>

¹ Die Farben wurden zuerst von den *Spiral Dynamics* von Don Beck und Christopher Cowan verwendet - ansonsten besteht kein direkter Bezug dazu.

² Metapher für die jeweilige Stufe, orientiert an einem hervorstechenden Merkmal.

³ 'GB' steht für Grundbedürfnisse jeder Stufe

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen

	Denkstrukturen	Moral & Verantwortung	Interpersonalität
BEIGE	<u>Sensomotorisch:</u> Empfindungen & Wahrnehmungen	<i>Vormoralisch</i> Kampf ums Überleben	Nonverbale Kontaktaufnahme und Abgrenzung K: ⁴ Impulsgesteuerte Kommunikation; Reaktivität B: ⁴ Lose Banden
PURPUR	Nur eigene Perspektive kann eingenommen werden Bilder – Symbole	Lust-/Unlust, Angst vor Bestrafung durch Autorität, Sitten / Rituale. Dominanz oder Unterwerfung unter Normen der Gruppe; Hörigkeit	Eigenständigkeit - Zugehörigkeit ⁵ Clans bis Stämme K: Gruppenkonforme und rituelle Kommunikation B: Verwandtschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen - Reziprozität; Ingroup-outgroup
ROT	<u>Präoperatives Denken:</u> Man kann sich Dinge vorstellen, ohne sie zu sehen (Begriffsbildung), Vergangenheit und Zukunft denken; Geist bekommt Macht über Körper	<i>Präkonventionelle Moral</i> Eigene Interessen stehen gegen die anderer, kein eigenes Schuldempfinden: Schuld sind die Anderen, Zweck heiligt die Mittel, Durchsetzung ohne Reue, Strafe ist Anreiz; nur Belohnung und Verhaltenskontrolle helfen	Eigenständigkeit - Zugehörigkeit K: Konkrete, kontrollierende, oft feindselige K. B: Hackordnung (Machtbeziehungen); gegen Außenseiter, Pakt zwischen Mächtigen und Ohnmächtigen

⁴ 'K' steht für die Modi der Kommunikation, 'B' für die Beziehungsdimension auf jeder Stufe.

⁵ Grundpolarität 'Eigenständigkeit - Zugehörigkeit' und ihre Akzentuierung auf jeder Stufe (betonter Pol: Fettdruck).

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen

	Dominante Strukturen & Grundbedürfnisse	Selbst-Verständnis & Identitätsentwicklung	Erleben, Bewusstsein & Grundängste	Orientierungen & Glaubensüberzeugungen
BLAU	<p><i>Konventionell</i></p> <p><u>Kathedrale</u></p> <p>GB: Sicherheit, Stabilität, Gewissheit, Beziehung, Zuwendung</p>	<p><i>Rollen-Selbst</i> Zwischenmenschliches Selbst; Beziehungseinheit grenzt sich ab</p> <p><i>Nützlichkeit versus Minderwertigkeit</i> (Erikson)</p>	<p>Sicher und friedvoll, solange man die Normen einhält und sich fügt; Angst vor Unberechenbarem (z.B. nicht kontrollierten, "unangemessenen" Gefühlen); Missionseifer</p> <p>Angst: Chaos, Unordnung und Anarchie; Schuld, soziale Isolation</p>	<p><i>Mythisches geht über ins Mentale</i> (Gebser)</p> <p>Fundamentalistisch: nur eine Wahrheit, alles hat seinen Ort; Ehre und Anständigkeit</p> <p>1. Mythisch-wörtlicher Glaube (Fowler): Geschichten wörtlich genommen, Gottesbild ~ Elternbild, Gott als gestrenger Weltenrichter; geht über in: 2. Konventioneller Glaube: Glaubensbilder durch rel. Gemeinschaften geprägt; Gott herrscht, aber nicht über jede Handlung</p>
ORANGE	<p><i>Rational-erfolgsorientiert</i></p> <p><u>Globaler Markt</u></p> <p>GB: Individueller Ausdruck, Leistung</p>	<p><i>Reflexiv-rationales Selbst</i> Personales Selbst; Identifikation mit eigenen Leistungen</p> <p><i>Identität versus Rollenkonfusion</i> (Erikson)</p>	<p><i>Mental-rationales Bewusstsein</i> (Gebser)</p> <p>Ziel- und erfolgsorientiert, materiell eingestellt, konkurrenzorientiert</p> <p>Angst: Looser</p>	<p><i>Mental</i> (Gebser)</p> <p>„Neue Konformität“ (mit Leistung) Fortschrittsglaube, Superioritätsgefühl, demokratisch (jeder hat seine Chance)</p> <p>Individuell-reflektierender Glaube (Fowler): Entmythologisierung des „Kinderglaubens“, Orientierung an Wissenschaft: „Kirche der Rationalität“</p> <p>Pragmatismus / Effizienz / Schnelligkeit / Machbarkeit</p>

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen

	Denkstrukturen	Moral & Verantwortung	Interpersonalität
BLAU	<p><u>Konkret-operatives Denken</u>: Kategorien bildend anhand konkreter Objekte</p> <p>Eindimensionales, konformistisches, kausales Denken</p>	<p><i>Konventionelle, soziozentrische Moral</i></p> <p>Mitverantwortung f. d. Gruppenmitglieder, Regeln / Normen, Schuld als Regulativ, Führer-Orientierung / Gehorsam; Recht / Ordnung, Pflichterfüllung</p>	<p>Eigenständigkeit - Zugehörigkeit</p> <p>Hineinversetzen in andere Mitglieder der Gemeinschaft möglich; Gruppenzusammenhalt; soziale Hierarchien sind unverrückbar</p> <p>K: Konventionelle Kommunikation nach eindeutigen Regeln und nach Rollenfunktionen B: Loyalitätsbeziehungen</p>
ORANGE	<p><u>Lineare Denkweisen</u>: Denken über das Denken, hypothesenbildend und strategisch; Entweder-oder-Dichotomien (viele Wege, aber nur einer ist richtig)</p> <p>Mono-kausales Denken geht über in multikausales Denken</p>	<p><i>Post-konventionelle Moral</i></p> <p>Vermittelnd zwischen eigenen Wünschen und Anforderungen der Umwelt; Rechtsprinzipien; rationale Entscheidungen</p> <p><i>Vertrags-Demokratie</i></p>	<p>Eigenständigkeit- - Zugehörigkeit</p> <p>Erfolgshierarchien bestimmen soziales Leben</p> <p>K: Konkurrenzorientierte Kommunikation; Diskussionen und Streitgespräche; funktionale Kommunikation B: Tausch- und Nützlichkeitsbeziehungen, konkurrierend oder komplementär</p>

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen

	Dominante Strukturen & Grundbedürfnisse	Selbst-Verständnis & Identitätsentwicklung	Erleben, Bewusstsein & Grundängste	Orientierungen & Glaubensüberzeugungen
GRÜN	<p><i>Relativistisch</i></p> <p><u>Ökotopia</u></p> <p>GB: Vielfalt und Selbstverwirklichung in globaler Gemeinschaft</p>	<p><i>Sensitives Selbst</i> „Ich bin wie ich gerade bin“, Patchwork Identity</p> <p><i>Intimität versus Isolation</i> (Erikson)</p>	<p>Erleben des Andersseins; Verletzlichkeit, durchlässige Grenzen; Mitempfinden mit allem Lebendigen; Orientierungslosigkeit</p> <p>Angst: Einschränkungen der Selbstentfaltung, ökologische Katastrophen</p>	<p>Antihierarchisch, pluralistisch und vielperspektivisch; Nivellierung der Geschlechtsdifferenzen</p> <p>Verbindender Glaube (Fowler): Wahrheit hat viele Gesichter, interreligiöser Dialog, Verlangen nach Spiritualität und Mitmenschlichkeit</p>
GELB	<p><i>Integral</i></p> <p><u>Globales Mobile</u></p> <p>GB: Sinn, Verstehen, Bewusstseinsweiterung</p>	<p><i>Integriert-autonomes Selbst</i> Innerer Zeuge als Spiegel des universalen Selbst, „dritte Instanz“</p> <p><i>Generativität versus Stagnation</i></p> <p><i>Integrität versus Verzweiflung</i> (Erikson)</p>	<p>Existenzielle Herausforderungen; Sinnhaftigkeit; Zugang zum grundlegenden, bedingungslosen Wohlwollen</p> <p>Freiheits- und Unabhängigkeitsempfinden; Auf-sich-selbst-gestellt-Sein</p> <p>Angst: Existenzielle Ängste, Sinnlosigkeit / Verzweiflung</p>	<p><i>Integral</i> (Gebser)</p> <p>Natürliche (Kompetenz-) Hierarchien, Dynamisches Weltverständnis</p> <p>Universalisierender Glaube (Fowler): Gott in uns und in allem, Verbindung von Autonomie und Einheit, Reich Gottes auf Erden; Selbstverwirklichung und Selbsttranszendenz im Dienst des Ganzen</p>

3. Kapitel: Entwicklungstheoretische Grundlagen

	Denkstrukturen	Moral & Verantwortung	Interpersonalität
GRÜN	<u>Systemische Denkweisen</u> (De-)konstruktivistisches, relativistisches, prozesshaftes Denken	<i>Weltzentrische Moral</i> Sozialkontrakt und individuelle Rechte; Verantwortung für Mitwelt und nachfolgende Generationen	Eigenständigkeit - Zugehörigkeit Gemeinschaftsgeist, Gemeinschaft aller Menschen mit der Ökologie (soziale und ökologische Bewegungen) K: Diskursive, konsensorientierte Diskussionen, normativer Dialog B: Interessen- /Ideologiebeziehungen
GELB	<u>Meta-systemische, vernetzende Denkweisen</u> Aperspektivisch, tiefendimensional, paradigmengreifend (Netzwerklogik) Intuition als Verbindung von Fühlen und Denken; reflexives Prozessdenken; evtl. weitere Stufenunterteilungen der Denkweisen	<i>Post-post-konventionelle Moral</i> Eigenverantwortete, situative Entscheidungen, universelle Ethik, Mitempfinden für alle Menschen und alles Lebendige	Eigenständigkeit- - Zugehörigkeit Grundlegende Transzendenz der Polaritäten K: Situationsbewusste, dialektische Argumentation; intentionaler Dialog B: Seins-Beziehungen; Commitment - in <i>Ergänzung</i> zu auf Geben und Nehmen aufgebaute Subsistenzbeziehungen

Auf der nächsten Stufe (grün) steht zum letzten Mal einer der beiden Pole der Grundpolarität im Vordergrund, die Zugehörigkeit: Es geht nun sehr stark um einen Gemeinschaftsgeist, um Gruppenharmonie und um die Gemeinschaft aller Menschen mit der Ökologie (soziale und ökologische Bewegungen). Die Kommunikation ist konsensorientiert, von ideologischen Argumenten geprägt und sie betont das Subjektive. In der von mir getroffenen Unterscheidung von normativem und intentionalen Dialog gehört an diese Stelle der normative Dialog: die Menschen können Regeln lernen, wie sie aufmerksam, offen, wohlwollend und präsent in einen Dialog mit einem anderen Menschen eintreten. Die für diese Stufe typische Beziehungsdimension ist in Interessens- und Ideologiebeziehungen zu sehen.

Mit der nächsten Stufe (gelb) beginnt die Integration der Pole Zugehörigkeit und Eigenständigkeit, so dass nun beide gelebt werden wollen und können. Als Kommunikationsform kommt nun die dialektische Argumentation hinzu, und die Entwicklung vom normativen Dialog zum intentionalen Dialog wird möglich. Hier entstehen Seins-Beziehungen (existenzielle Beziehungen) - die die so genannten Subsistenzbeziehungen (auf Geben und Nehmen beruhend) ergänzen, und schließlich entwickelt sich hier die Qualität des *commitment*⁷² - eine Mischung aus Mitempfinden, Verantwortung und Sorge.

Diese Zusammenstellung der Stufenmodelle für Entwicklung werde ich als Grundlage für meine Modellentwicklung heranziehen und im folgenden eine kompakte Darstellung des Spektrums der Entwicklung wiedergeben.

3.5.2. Spektrum der Entwicklung

Bei der nun folgenden, kompakten Darstellung eines Spektrums der Entwicklung habe ich die Akzente im Hinblick auf die Dimensionen danach ausgewählt, inwieweit sie für meine Thematik der Beziehungsentwicklung besonders bedeutsam sein können.⁷³

Für meine Zwecke soll es hier genügen, ein vereinfachtes Spektrum mit fünf Stufen oder Paradigmen zu skizzieren und auch eine recht verkürzte Version dieser fünf Stufen abzubilden. Im übrigen verweise ich auf sehr viel ausführlichere Versionen dieses Spektrums.⁷⁴

⁷² Diesen Begriff hat Laura Perls, eine der Begründerinnen der Gestalttherapie, in ihrem Buch *Leben an der Grenze* (1989, XII. Kap.) eingehend erläutert.

⁷³ Abgesehen davon ist diese Darstellung eine überarbeitete Fassung aus unserer Fibel *Integrale Therapie und Beratung* in der Reihe „Integrale Studien 11“, unveröffentlichtes Manuskript, Göttingen 2005.

⁷⁴ Die für die Entwicklung im Kindesalter sehr wichtigen Stufen haben wir zu einem „prä-personalen“ Stufenbereich zusammengefasst, und auch den Integralen Stufenbereich haben wir nicht weiter differenziert, da diese Differenzierung noch unklar und umstritten ist, zumal wenn die höheren Stufen als „transpersonale“ oder „spirituelle“ Stufen ausgewiesen werden.

Die folgende kurze Charakterisierung dieses Spektrums der Entwicklung (im Erwachsenenalter) ist idealtypisch zu verstehen und berücksichtigt die vielen möglichen Varianten und auch die Pathologien, die ebenfalls auf jeder Stufe vorkommen können, also zunächst nicht. Die Farben von beige, purpur, rot über blau, orange und grün bis gelb sind rein assoziativ und haben keine tiefere Bedeutung, sie haben sich aber in der weltweiten Diskussion als Kürzel weitgehend durchgesetzt.

Präpersonale Stufen (beige bis rot)

Hier werden die (drei) Stufen des so genannten präpersonalen Bereichs zusammengefasst: archaisch (beige), magisch (purpur) und mythisch (rot). Als Magnetpole⁷⁵ der Entwicklung kommen sie in unseren westlichen Kulturen nur noch vereinzelt und in Randgruppen vor. Aber Qualitäten dieser präpersonalen oder auch präkonventionellen Stufen tauchen natürlich auch auf personalen Stufen immer wieder auf, und unter Stress neigen Einzelne, Kollektive und ganze Kulturen ohnehin dazu, zumindest teilweise auf präkonventionelle Paradigmen zu regredieren.

Kennzeichnend für die präpersonalen Stufen sind archaische und magisch-mythische Weltbilder, absolute Bindungen an überschaubare Gruppen (Familien, Clans oder Chieftoms und ähnliche soziale Einheiten), starke Macht-Ohnmachts-Dynamiken mit der Tendenz der jeweils Mächtigen, sich ohne soziale Rücksicht durchzusetzen. Im Kommunikations- und Konfliktgeschehen zählen reaktive Dynamiken mit Kampf- und Flucht- oder Totstellreflexen zu diesen präkonventionellen Phänomenen.⁷⁶

⁷⁵ Zum Gebrauch des Begriffs „Magnetpol“ (bei Wilber *center of gravity* genannt) vgl. den Abschnitt „Begründung eines Stufenmodells“ (unter 3.4.2. - Modelle der menschlichen Entwicklung).

⁷⁶ Siehe Fuhr & Gremmler-Fuhr (2004): *Kommunikationsentwicklung und Konfliktklärung*, sowie Fallbeispiele im 5. Kapitel.

Konventionelle Stufe (blau)

Dieses Paradigma ist durch eine vorgegebene (meist als „heilig“ erklärte) Ordnung gekennzeichnet, aus der sich die Regeln und Normen des Zusammenlebens ableiten oder begründen lassen. Auf diese Weise kann das Egozentrische und Willkürliche der vorherigen Stufe gebändigt und in Bahnen gelenkt werden. Gegenüber der gruppenbezogenen und egozentrischen Ausprägung des präkonventionellen Paradigmas tritt hier die Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft in den Vordergrund, die durch angemessenes Rollenverhalten und Pflichterfüllung vor allem in der eigenen Familie und lokalen Gemeinde bzw. im eigenen Land eingelöst wird. Auch die sich oft bekämpfenden Clans, Cliques und „Herzogtümer“ werden jetzt unter einer umfassenderen sozialen Ordnung befriedet. Diese soziale Ordnung ist durch dauerhafte und häufig vererbte Hierarchien gekennzeichnet. Die moralischen Einstellungen wandeln sich vom Egozentrischen und engeren Ethnozentrischen zum Soziozentrischen und werden vor allem durch Schuld und Strafe kontrolliert.

Zweckrationale Stufe (orange)

Die magisch-mythischen Weltbilder der vorherigen Stufen werden in diesem Paradigma durch rational begründete Bedeutungswelten ersetzt. Der Fokus verschiebt sich nun wieder vom Kollektiven zum Individuellen, das sich auf dem Markt der Möglichkeiten in Konkurrenz und Kooperation mit anderen bewähren muss. Die tradierte Ordnung wird durch auf verschiedenen Ebenen ausgehandelte Verträge ersetzt; diese werden durch Rechtsnormen kontrolliert. Die traditionellen Hierarchien werden durch Leistungshierarchien und gleichrangige (heterarchische) Kooperationseinheiten ersetzt. Der Horizont moralischer Einstellungen wird auf umfassendere Einheiten ausgedehnt, folgt aber in erster Linie dem Gesetz der Nützlichkeit.

Relativistische Stufe (grün)

Der Schwerpunkt verschiebt sich nun wieder vom Individuum hin zur Gemeinschaft und wird erweitert zur globalen Lebensgemeinschaft; gleichzeitig wird jedem das Recht zugestanden, sich auf seine subjektive Weise zu verwirklichen. Hierarchien werden nach Möglichkeit vermieden oder nicht zur Kenntnis genommen und durch möglichst gleichberechtigte Verhandlungen ersetzt. Alte Ordnungen (der konventionellen/blauen Stufe) und die konkurrenz- und leistungsorientierte Zweckrationalität (der orangenen Stufe) werden durch Überzeugungen und Ideologien ersetzt, die eine weltzentrische und ökologische Moral anstreben. Man vermeidet Wertunterschiede, alle Erscheinungsformen im menschlichen Zusammenleben sollen gleichwertig nebeneinander existieren können.

Integraler Stufenbereich (gelb)

Während man das jeweilige Paradigma auf allen vorherigen Stufen als das einzig wahre ansieht – mit mehr oder weniger Toleranz gegenüber anderen Paradigmen, akzeptiert man auf dem Integralen Stufenbereich grundsätzlich erst einmal alle Stufen und Paradigmen. Dabei werden jedoch Unterschiede in der Wertigkeit gemacht: absolute Wertordnungen (konventionell/blau) oder der Verzicht auf Wertordnungen (relativistisch/grün) werden ersetzt durch *relative Wertsysteme*. Das heißt zum Beispiel, dass alle Stufen in ihrem Grundwert anerkannt werden, den jeweils weiter entwickelten Stufen gleichwohl ein relativ höherer Wert zugesprochen wird. Hierarchien werden dort, wo sie sinnvoll und funktional sind, ebenso befürwortet wie Heterarchien. Die Moral ist weltzentrisch und ökologisch mit einer generellen Maxime: das Bestmögliche für möglichst viele.

3.6. Salomo Friedlaenders philosophisches Konzept der Polarität

In einigen der bisher dargestellten Konzepte - sowohl denen der metatheoretischen⁷⁷ als auch denen der beziehungstheoretischen⁷⁸ Entwicklung - spielte das Konzept der Polarität bereits eine wesentliche Rolle. Ich möchte diesem Konzept genauer nachgehen, da ich annehme, dass diese Form auch passend für die Beschreibung von Beziehungsentwicklung ist. Dabei möchte ich vom Konzept der polaren Differenzierung des deutschen Philosophen Salomo Friedlaender ausgehen.

Der deutsch-jüdische Philosoph und Literat Salomo Friedlaender (1871-1946) ist heute nur noch wenigen bekannt. Wer sich jedoch mit der Theorie zur Gestalttherapie oder der Person eines seiner Gründer, Friedrich Salomon [Fritz] Perls (1893-1970), beschäftigt, dem wird dieser Name begegnen. Für Fritz Perls, der ebenfalls deutsch-jüdischer Abstammung war, stellte die Philosophie Friedlaenders neben der Freud'schen Psychoanalyse eine der beiden geistigen Hauptquellen dar (Frambach 1996, 18ff.). So schreibt Perls in seinem Buch *Gestalt-Wahrnehmung* (1981) folgendes zur Philosophie Friedlaenders, die ihm in seiner „existentiellen Konfusion und Verwirrung“ eine entscheidende Grundorientierung gab (Perls 1991, 79ff.):

„Friedlaender brachte in diese Wirrnis einen einfachen Weg primärer Orientierung. Was immer ist, differenziert sich in Gegensätze. Wenn ihr euch von einer der entge-

⁷⁷ Beispielsweise baut das gesamte Konzept von Fritz Riemanns Grundformen der Angst auf zwei Grundpolaritäten auf, wie im 2. Kapitel ausgeführt. Eine davon, die Polarität von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit findet sich auch in den Konzepten von Rollo May, Irvin Yalom (siehe ebenfalls 2. Kapitel) bei Robert Kegan (s. dieses Kapitel) und Reinhard Fuhr & Martina Gremmler-Fuhr (1988; 1995).

⁷⁸ So ist beispielsweise das Entwicklungsmodell von Robert Kegan als stufenweise Pendelbewegung zwischen den Polen Zugehörigkeit und Eigenständigkeit aufgebaut.

engesetzten Kräfte einfangen laßt, sitzt ihr in der Falle oder verliert zumindest das Gleichgewicht. Wenn ihr im *Nichts* des Nullpunktes bleibt, bewahrt ihr die Balance und Perspektive“.

Friedlaender selbst benannte seine Philosophie beispielsweise *Von der lebendigen Indifferenz der Weltpolarität*. Bevor ich die zentralen Begriffe seiner Philosophie genauer erläutere, möchte ich kurz einige der Personen aufzählen, mit denen Friedlaender/Mynona⁷⁹ in seiner Berliner Zeit bekannt oder befreundet war: Walter Benjamin, Martin Buber, André Gide, Karl Kraus, Gustav Landauer, Else Lasker-Schüler, Joseph Roth.

Ludwig Frambach, der sich eingehend mit Friedlaenders Werk beschäftigt hat, weist darauf hin, dass seine Schriften keine leichte Kost sind, u.a. weil er sich „oft am Rande des Sagbaren“ bewegt und einen „originären, eigenwilligen Sprachstil“ hat (a.a.O., 11). Friedlaender selbst sieht sich mit seinem philosophischen Ansatz in der geistigen Nähe zu Schopenhauer, Nietzsche und Kant. Philosophiegeschichtlich hätte er sich, wie Frambach feststellt, durchaus auch auf Heraklit, Cusanus, Böhme, Schelling oder Hegel beziehen können.

3.6.1. Salomo Friedlaender und das Konzept der polaren Differenzierung

Als Kernstück Friedlaenders Philosophie gilt seine elementare Grundeinsicht über die polare Differenzierung:

„Das allerallgemeinste Merkmal jedes irgendmöglichen Phänomens ist der Unterschied, die Differenz, welche bis ins Extreme gehen kann“ (Friedlaender 1926, XV).

Diese polare Grundstruktur ist in allen Wissenschaftsgebieten nachzuweisen. Neben dieser polaren Differenzierung kommt auch deren *Mitte*, der so genannten *Indifferenz*, eine besondere Bedeutung zu, denn hier findet die polare Differenzierung ihre Einheit. Unter dieser Indifferenz versteht Friedlaender einen Zustand, der schwer zu verstehen und daher oft missverstanden wird. Denn es handelt sich dabei „... um nichts Differenziertes, Unterscheidbares ..., das darum negativ als Nichts verstanden wird“ (a.a.O., 12). In Friedlaenders Worten liest sich das folgendermaßen:

„Gerade das Nichts des Unterschieds ist dessen Schöpfer, die Realität der Realitäten ... Gerade das objektive Nichts ist das subjektive Herz der Welt.“ (zitiert nach Frambach 2001, 300)

Diese Definitionsversuche bleiben tatsächlich recht unscharf. Wenngleich man zugestehen muss, dass es schwierig ist, das Indifferente an sich klar zu beschreiben

⁷⁹ „Mynona“ ist das Pseudonym, unter dem Salomo Friedlaender seine literarischen Werke veröffentlichte (von hinten gelesen ergibt sich daraus das Wort „anonym“).

(eine fast paradox erscheinende Aufgabe), bleiben diese Beschreibungen unbefriedigend. So bleibt unklar, ob diese Indifferenz ein Zustand ist, der *vor* jeder Differenzierung besteht, und der somit die Voraussetzung, aber auch der Vorläufer jeder Differenzierung ist, und also unter dem Aspekt von Entwicklung der Differenzierung vorgeschaltet oder untergeordnet ist. Die Wertung, die in Frambachs und Friedlaenders Definitionen enthalten ist, widerspricht jedoch dieser Interpretation. Hier wird Indifferenz als ein spiritueller, sehr fortgeschrittener Zustand beschrieben, der dem der Differenzierung überlegen sei. Als ich im *Handbuch der Gestalttherapie* (Fuhr 2001) im Zusammenhang mit der Darstellung von Grundkonzepten und Modellen der Gestalttherapie den *mittleren Modus* beschrieben habe (in den Friedlaenders Verständnis *Mitte* oder *Indifferenz* eingegangen ist), stand ich vor dem gleichen Problem. Damals tendierte ich noch dazu, die Bedeutung von schöperischer Indifferenz, Nullpunkt oder mittlerem Modus als den Zustand *vor* jeder Differenzierung zu betrachten - damit blieb aber der Widerspruch zu dem als doch recht entwickelt dargestellten Inhalt des mittleren Modus und der Indifferenz erhalten. Daher halte ich es für angemessen, nicht nur den Zustand *vor* jeder Differenzierung, sondern auch denjenigen *nach* jeder Differenzierung als Nullpunkt zu betrachten und ihm den Bewusstseinszustand des mittleren Modus zuzuordnen. In beiden Fällen ist es der Zustand jenseits von jeder Differenzierung, der Anfang und Ende von zyklischen Prozessen beschreibt.

An dieser Stelle ist es hilfreich, eine Prozessbeschreibung von Ken Wilber hinzuzuziehen, den so genannten dreistufigen Prozess oder auch 1-2-3 Prozess. In Wilbers holarchischem Entwicklungsmodell findet dieser Prozess auf jeder Stufe statt und durchläuft im Idealfall stets folgende drei Phasen: 1. Verschmelzung/Identifizierung; 2. Differenzierung/Transzendenz; 3. Integration/Einschließung. Diese Abfolge beschreibt, wie sich das Selbst jeweils mit den stufenspezifischen Inhalten wie Werten, Aufgaben, Sichtweisen etc. identifiziert und verschmolzen damit ist. In der darauf folgenden Phase können diese Inhalte dann differenziert werden, um sie dann in der dritten Phase integrieren zu können (vgl. Wilber 1997a, 191f., 208). Sowohl die Verschmolzenheit als auch die Integration sind demnach potentielle Nullpunkte, das eine der Vorgänger, das andere die Folge von der Differenzierung.

3.7. Geschlechter-Differenz

Einführung

Bei meinem Anliegen in dieser Arbeit, ein Orientierungsmodell für die Beschreibung und Entwicklung von Beziehungen von Erwachsenen zu konzipieren, muss ich mich auch mit der Diskussion zur Geschlechterdifferenz befassen, weil es möglicherweise geschlechterdifferente Arten gibt, eine solche Beschreibung vorzunehmen.

Wenn ich mir in dem Glossar der Geschlechtertheorien des von Barbara Rendtorff und Vera Moser herausgegebenen Buches *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft* (Rendtorff & Moser 1999) die Definition des Begriffes Geschlechterdifferenz anschau, wird mir die Notwendigkeit klar, mein Verständnis und meinen Gebrauch dieser Vokabel hier näher zu benennen. Nach Rendtorff und Moser entspricht es der „älteren feministischen Theoriebildung“, den Begriff Geschlechterdifferenz zu verstehen als „... das Weibliche als das Differente ('das Andere'), das bislang sozial und symbolisch Negierte“. Im Poststrukturalismus dagegen kommt es zur so genannten „differenzphilosophischen Sprachregelung ... (Derrida, Lyotard u.a. ...), welche Differenz als Spaltung, als das Offene, Nicht-Identische und Unabgeschlossene beschreibt“ - und der sich Rendtorff und Moser anschließen. Dagegen finde ich mich mit meinem Verständnis von Geschlechterdifferenz ziemlich exakt bei der dritten dort erwähnten Bedeutung wieder. Hier wird der Begriff Geschlechterdifferenz alltagssprachlich bzw. „populärfeministisch“ benutzt, wobei

„... der Begriff 'Differenz' meist synonym gebraucht [wird] mit 'Unterschied', ... also eine Relation, ein 'Zwischen', [das] das Verhältnis von Frauen und Männern in ihrer Unterschiedlichkeit [bezeichnet]“ (a.a.O., 315).

In der Artikel-Reihe der Zeitschrift Pädagogik über *Biowissenschaft und Pädagogik* kann man folgende einführenden Worte von Annette Scheunpflug⁸⁰ zu ihrem Artikel „Frauen und Männer - Gleich, aber dennoch anders“ lesen:

„Dass Frauen und Männer körperlich unterschiedlich sind, daran besteht kein Zweifel. Schwieriger wird die Diskussion im Hinblick auf die Frage, ob sich biologische Unterschiede auch in anderer Hinsicht - z.B. im Verhalten oder im Denken - zeigen. Die moderne Gender-Forschung betont die kulturelle Bedingtheit von Unterschieden und ist von daher biologischen Theorien gegenüber äußerst skeptisch. Gerade die sozio-biologische Forschung kann zu dieser Debatte aber einige neue Erkenntnisse beitragen.“ (Scheunpflug 2000, 42)

Wenn ich eine integrale Perspektive zu dem Thema der Geschlechterdifferenz einnehmen will, kann ich die biologischen Aspekte nicht ignorieren, denn sie bieten Konkretisierungen aus der rechten oberen Perspektive, bei der es um den individuellen äußeren Blickwinkel geht. Bei meiner Darstellung der Geschlechterdifferenz im Hinblick auf Beziehungsentwicklung wähle ich daher vor allem zwei Autoren, die versuchen, sowohl der kulturell/sozialen Seite als auch der biologischen Seite gerecht zu werden. Dies sind zum einen die bereits erwähnte Annette Scheunpflug und zum anderen wiederum Ken Wilber, der u.a. in seinem Buch *Eros, Kosmos, Logos* (Wilber 1996) Aussagen zu Aspekten der Geschlechterdifferenz macht, die für mein Anliegen der Untersuchung von Beziehungsentwicklung aus integraler Perspektive nützlich sein können.

⁸⁰ Dr. Annette Scheunpflug ist Privatdozentin und wissenschaftliche Oberassistentin für Allgemeine Pädagogik an der Universität der Bundeswehr in Hamburg.

Neben diesen beiden Quellen möchte ich jedoch zunächst die vielbeachtete Diskussion zur Geschlechterdifferenz darstellen, die durch Carol Gilligans Kritik an der einseitigen „männlichen“ Entwicklungspsychologie ihres Kollegen Lawrence Kohlberg ausgelöst wurde. Neben den inhaltlichen Akzenten, die hier deutlich werden, sind diese Kontroversen ein eindruckliches Beispiel dafür, wie sich teilweise erbittert geführte Auseinandersetzungen auflösen ließen, wenn man die unterschiedlichen Positionen einfach als verschiedene und gleichwertige Perspektiven auf ein und dieselbe Thematik verstehen würde. Dann könnte man auch erkennen, dass erst die Berücksichtigung vieler Perspektiven eine angemessene Gesamteinschätzung erlaubt.

3.7.1. Carol Gilligan und die Frage nach einer „weiblichen“ Moral

Carol Gilligan, eine amerikanische Psychologin, erregte 1982 mit ihren Untersuchungen zur Moralentwicklung bei Frauen (1996)⁸¹ einiges Aufsehen, denn sie warf auch den neueren Studien zur moralischen Entwicklung vor, dass diese das weibliche Moralverständnis völlig ignoriert hätten (vgl. Meyer 1997, 226). Diese Kritik konkretisiert sie vor allem an den Arbeiten ihres langjährigen Kollegen Lawrence Kohlberg, der, basierend auf den Vorstellungen zur moralischen Entwicklung von Jean Piaget, weitere Untersuchungen zur Moralentwicklung durchgeführt hat: Ihr Vorwurf richtet sich dagegen, dass Kohlberg zur Erhebung seiner Daten nur auf Befragungen männlicher Personen zurückgegriffen hat. Und sie folgert, dass seine Skala zur Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit entsprechend auch nur für Männer gelten könne. Diese Skala umfasst bei Kohlberg fünf Stufen: (1) Fremdbestimmte Moral; Orientierung an Strafe und Gehorsam; (2) Individualismus, Zweckdenken, Austausch; (3) gegenseitige Erwartungen im zwischenmenschlichen Bereich, Beziehungen, Konformität mit anderen; (4) soziales System und Gewissen; (5) Sozialvertrag oder sozialer Nutzen und individuelle Rechte; (6) allgemein gültige ethische Prinzipien (vgl. auch Kegan 1991, 80f.).

Als Kohlberg dieses Stufenmodell dann bei empirischen Untersuchungen mit Frauen anwendete, stellte sich heraus, dass diese hinter der Moralentwicklung der Männer zurück blieben - sie erreichten am häufigsten die Stufe, nach der das moralisch ist, was der eigenen Bezugsgruppe dient (Stufe 3); Männer dagegen erreichten am häufigsten die Stufe, nach der das als moralisch gilt, was Recht und Ordnung nutzt. Wie Ursula I. Meyer in ihrer *Einführung in die feministische Philosophie* unter Bezugnahme auf Carol Gilligan darstellt, zog Kohlberg aus diesen Ergebnissen den Schluss, dass

„... Frauen moralisch unterentwickelter sind als Männer, da er die Orientierung an menschlichen Beziehungen als niedrigere Stufe innerhalb der moralischen Urteilsfähig-

⁸¹ vgl. Carol Gilligan (1996): *Die andere Stimme*.

keit definierte“ (Meyer 1997, 227; s.a. Nunner-Winkler 1995, 10f.; Gilligan 1996, 29f.).

Gilligan kritisierte in ihrem Buch *Die andere Stimme*, dass

„... die Diskrepanz zwischen den Erfahrungen der Frauen und der Darstellung der menschlichen Entwicklung, wie sie in der gesamten psychologischen Literatur vorherrscht, [...] bisher im allgemeinen als Entwicklungsproblem der Frauen interpretiert [wurde] (1996, 9).

Sie versuchte, diese Fehlinterpretation des weiblichen Verhaltens bei Fragen der Moralentwicklung durch einen eigenen Forschungsansatz zu korrigieren und führte in offenen Gesprächen Interviews mit einem Fragenkatalog durch, der Themen zu Selbstkonzept und Moral sowie zu Erfahrungen mit Konflikten und Entscheidungen enthielt (Meyer 1997, 228f.). Diese Untersuchungen sind schließlich die Grundlage für die Entwicklung ihrer „weiblichen Fürsorgemoral“: Im Gegensatz zur „männlichen Gerechtigkeitsmoral“ ist sie dadurch gekennzeichnet, dass sowohl das Gefühl von Verantwortung als auch zwischenmenschliche Beziehungen im Vordergrund stehen (a.a.O. 231f.). Carol Gilligan formuliert diese „weibliche Fürsorgemoral“ folgendermaßen:

„Ein moralischer Mensch ist jemand, der anderen hilft; gut sein heißt dienen, seine Pflichten und seine Verantwortung gegenüber andern erfüllen, wenn möglich, ohne sich selbst aufzuopfern“ (Gilligan 1996, 84)

Dieser Moralbegriff ist es, den Gilligan als „die andere Stimme“ definiert. Eine solche Moral ist kein Zeichen von Schwäche und auch nicht ausschließlich auf Frauen beschränkt, wenngleich sie signifikant stärker weiblich ist. Den Grund für diese weibliche Form der Moral sieht Gilligan in der weiblichen Sozialisation (vgl. Meyer 1997, 232).

In einer späteren Untersuchung geht Gilligan der Frage nach, wann Männer und Frauen in einem moralischen Dilemma Gerechtigkeit oder Fürsorge artikulieren. Sie findet heraus, dass Männer eine klare Tendenz zur Gerechtigkeit zeigen und fürsorgeorientierte Entscheidungen nicht vorkommen. Frauen hingegen wählen je nach Situation die eine oder andere Moralform, Gerechtigkeit oder Fürsorge, es gibt also keine deutliche Dominanz der Fürsorgemoral; allerdings tritt diese, wenn überhaupt, eben nahezu ausschließlich bei Frauen auf (Gilligan 1995, 79-100; Meyer 1997, 233-237).

In beiden Urteilsweisen sieht Gilligan mögliche Fehlerrisiken: während die Gerechtigkeitsperspektive dazu verführen kann, die eigene Sichtweise als objektiv richtig und einzig wahr zu betrachten, birgt die Fürsorgeperspektive das Risiko, sich zu sehr auf die Sichtweise des anderen einzulassen und sich selbst als selbstlos darzustellen. Als Ursache für diese „Fehlerquellen“ sieht sie bestimmte gesellschaftliche Deformationen an, die zum einen Mensch mit Mann gleichsetzen, und zum anderen Fürsorge mit weiblicher Selbstaufopferung identifizieren.

Carol Gilligan Ansatz einer weiblichen Moral in der Kritik

Seit der Veröffentlichung von Gilligans *Die andere Stimme* kam es auch zu massiver Kritik an ihrer Vorgehensweise, ihren Ergebnissen und ihren Schlussfolgerungen, die bis heute anhält. Ich möchte hier einige der Kritikpunkte an ihrem Ansatz darstellen.

In ihrer Zusammenstellung zur feministischen Philosophie berichtet Ursula I. Meyer beispielsweise von Kathy Davis, die sowohl von feministischen Wissenschaftlerinnen berichtet, die Gilligans Arbeiten „inspirativ“ finden, was beispielsweise für den Bereich der Fürsorge, aber auch die Kritik des Militarismus und für die Anti-Porno-Debatte zutrifft. Sie berichtet aber auch von solchen feministischen Wissenschaftlerinnen, die folgende Punkte an Gilligans Arbeit kritisieren:

„... ihren bürgerlichen Standpunkt, ihren Männerhass oder ihren Anti-Feminismus, ihren theoretischen Eklektizismus, ihren Essentialismus ... [sowie] methodische Fehler.“ (Meyer 1997, 238)⁸²

Kathy Davis weist jedoch darauf hin, dass Gilligan selbst ihre Forschung als „vorläufig und spekulativ“ bezeichnet hat (a.a.O.) - ihr sei es vielmehr in erster Linie darum gegangen, Kohlbergs Arbeiten zu hinterfragen und die Perspektive für moralisches Urteilen zu erweitern.

Rainer Döbert, der sich in einem Ansatz über *Männliche Moral - Weibliche Moral* (1995, 121-145) auch mit Gilligans Ansatz beschäftigt, fasst seine Kritik folgendermaßen zusammen: die Datenlage lässt es nicht zu, eine männliche oder weibliche Moral zu konstruieren; vor allem sind aber alle Ansprüche unangemessen, die auf Differenzen auf der Kompetenzebene hinausliefen. Und er fährt fort:

„Nichts zwingt uns, so etwas wie unterschiedliche 'männliche' und 'weibliche' Logiken, und seien es moralische Logiken, anzusetzen“ (Döbert 1995, 133).

Auch Gertrud Nunner-Winkler stellt die Frage *Gibt es eine weibliche Moral?* (1995, 147-159) und fasst ihre Überlegungen dazu so zusammen: Wenn Frauen häufiger Fürsorglichkeit zeigen, dann liegt das nicht daran, dass sie wegen einer frühkindlichen Mutteridentifikation ein beziehungs- und fürsorgeorientiertes Selbst aufgebaut hätten, sondern es hat damit zu tun, dass sie eher diffuse Rollen inne haben (s. Nunner-Winkler 1995, 159).

Eine letzte Einschätzung von Gilligans Arbeit möchte ich mit Sandra Harding zitieren, die in ihrem Aufsatz *Ein Vergleich feministischer und afrikanischer Moralvorstellungen* (1995, 162-189) eine weitere Definition anbietet. Für Sandra Harding ist „weibliche Moral“ einfach die Art von Moral, die für solche Interaktionen angemessen ist, bei denen man voneinander abhängig ist und nicht auf Rechte und Zwang

⁸² Detaillierte Kritik an Gilligans methodischem Vorgehen ist beispielsweise in einem Aufsatz von Debra Nails mit dem Titel *Sozialwissenschaftlicher Sexismus: Carol Gilligans Fehlvermessung des Menschen* nachzulesen (Nails 1995).

zurückgreifen möchte, um seine Ziele zu erreichen. Harding erklärt Unterschiede bei moralischen Entscheidungen eher folgendermaßen: Bei westlichen Männern ist es auf deren Sozialisation zurückzuführen, wenn sie die situative Unangemessenheit einer Orientierung an Rechten häufig nicht erkennen und daher auf diese Orientierung zurück greifen; westliche Frauen und auch nicht-westliche Völker dagegen haben nur begrenzt Zugang zu Rechten - was deren „Vorliebe“ für fürsorglichere Orientierungen erklärt (Harding 1995, 185f.).

Resümee

So nachvollziehbar mir Gilligans Position vielleicht auch erscheinen mag, wenn ich mir Situationen aus meiner eigenen persönlichen und professionellen Erfahrung vergegenwärtige - ich kann bisher auch die Position ihrer Kritikerinnen und Kritiker nachvollziehen. Wollte ich in dieser Diskussion eine differenziertere Einschätzung geben als all die WissenschaftlerInnen, die sich mit diesem Thema sehr intensiv auseinander gesetzt haben, müsste ich mich ebenfalls noch sehr viel genauer mit der Thematik beschäftigen. Und selbst dann würde ich nicht unbedingt erwarten, eine eindeutige Einschätzung für ein Für oder Wider von Gilligans Arbeit treffen zu können. Vielmehr neige ich zu der Hypothese, dass sowohl Gilligans Beobachtung einer weiteren Kategorie von Moral (und nicht nur die von Kohlberg bei Männern gefundenen Stufen) berücksichtigt werden muss, als auch Zurückhaltung geboten ist, diese Kategorie von Moral zu interpretieren. Ich möchte abschließend noch einmal die Gilligan-Kritikerin Debra Nails zitieren, nicht jedoch, ohne zu betonen, dass ich ihre Kritik nicht auf Gilligan beschränkt wissen möchte:

„In 'Die andere Stimme' ist mindestens so viel Interpretation wie empirische Wissenschaft am Werk. Auch wenn sich die literarische Kritik gekonnt als Wissenschaft verkleidet, so kann man doch ihren Schlussfolgerungen nicht trauen“ (Nails 1995, 106).

Im Folgenden möchte ich die eindeutig kulturell-soziale Perspektive wieder verlassen und mit Annette Scheunpflug und Ken Wilber zwei Autoren heranziehen, die versuchen, sowohl der kulturell/sozialen Seite, als auch der biologischen Seite gerecht zu werden.

3.7.2. Ansätze eines integralen Verständnisses zur Geschlechterdifferenz

Für Wilbers Verständnis der Beziehung der Geschlechter zueinander in menschheitsgeschichtlicher Hinsicht spielt die Unterscheidung von Materie, Leben bzw. Körper und Geist - oder wie er es nennt, Physiosphäre, Biosphäre und Noosphäre - eine große Rolle. Diese Unterscheidung hilft u.a., die scheinbar unvereinbaren Positionen des liberalen und des radikalen Feminismus zu integrieren. Während der libe-

rale Feminismus davon ausgeht, dass männliches und weibliches Vermögen gleichwertig sind, unterscheidet der radikale Feminismus zwei grundlegend unterschiedliche Wertsphären: Danach sind Männer „agenz-orientiert“, also hyperautonom, individualistisch, machtorientiert usw.; Frauen hingegen sind gemeinschaftsorientiert (oder „kommunionorientiert“), d.h. ausgelegt auf Beziehungen, das Hegende und Sorgende usw., sowie verwurzelt in Natur und Körper (Wilber 1996, 205). Wenn gleich diese beiden Positionen innerhalb der Frauenbewegung zu erbitterten Auseinandersetzungen geführt haben, sieht Wilber durch die Unterscheidung von Noosphäre und Biosphäre hier eine Klärungsmöglichkeit. Für die noosphärische Komponente unserer Existenz gibt er den liberalen Feministen Recht, so dass hier der Wert der Gleichheit zwischen Männern und Frauen seinen Platz hat: Männer und Frauen sind vor dem Gesetz gleich (noosphärische Gleichheit). Für die biosphärischen Anteile unserer Existenz wiederum trifft die radikal feministische Position zu: Frauen und Männer sind unterschiedlich auch im Hinblick auf ihre biologisch bedingten Einstellungen und Kompetenzen (biosphärische Unterschiede). Bis jetzt ist eine solche Integration der beiden Positionen zwar noch nicht gelungen, sie könnte jedoch, meint Wilber, wenn sie tatsächlich und nicht nur als verbale Geste gelänge, dazu führen, dass wir den wichtigen Unterschieden der Geschlechter Rechnung tragen und gleichzeitig die Gleichheit vor dem Gesetz durchsetzen und bewahren (a.a.O., 205).

Damit wäre auch ein wesentlicher Beitrag zur Beziehungsklärung zwischen den Geschlechtern geleistet. Wenn man sich jedoch vergegenwärtigt, dass sich die Differenzierung von Biosphäre und Noosphäre in der westlichen Welt historisch betrachtet erst im 16./17. Jahrhundert vollzogen hat, wird deutlich, in welchen zeitlichen Dimensionen wir uns hier bewegen. So war eben vor dieser Differenzierung die Biosphäre bestimmend für das Leben - biologische Voraussetzungen waren Schicksal (die medizinische Entwicklung, Menschenrechte etc. konnten erst mit der sich ausdifferenzierenden Noosphäre zu nennenswerter Bedeutung für das Leben von allen werden). Entsprechend waren auch die Beziehungen zwischen Männern und Frauen vor dieser Differenzierung in eng umschriebene biologische Rollen festgelegt (a.a.O., 206f.). So mündet Wilbers Position zur Frage der Polarisierung der Geschlechter (also der scharfen Trennung und Aufsplitterung ihrer Wertsphären), in der Feststellung, dass diese „praktisch nichts mit männlicher Unterdrückung und weiblicher Willfähigkeit zu tun [hat] - aber sehr viel mit den Umständen des Lebens in der Biosphäre“ (a.a.O., 467; s.a. Wilber 1997a, 79).

Zurück zu der Position von Annette Scheunpflug, die sich als Pädagogin bei der Geschlechterdebatte nicht auf die moderne Sozialforschung beschränken will. Diese engagierte sich in den letzten Jahren vor allem mit der *Gender*-Forschung zu dieser Problematik, wobei jedoch in der Regel allein die soziale Zuschreibung der Geschlechterrolle betont wird, bzw. alle über das rein Körperliche hinausgehenden Unterschiede in erster Linie sozialisations- und erziehungsbedingt interpretiert werden. Scheunpflug sieht in den neuen Erkenntnissen der Soziobiologie⁸³ bzw. der Evoluti-

⁸³ Scheunpflug sieht durchaus, dass die Biologen in der Vergangenheit dazu beigetragen haben, in eine frauen-diskriminierende Ecke gestellt zu werden, wenn sie beispielsweise behaupteten, Frauen seien Männern „naturgegeben“ geistig unterlegen, und dies mit dem

onstheorie eine Möglichkeit, die Perspektive bisheriger Geschlechterforschung zu erweitern. Denn mit Hilfe der evolutionstheoretischen Erkenntnisse ist es möglich, die bisherige Bewertung der männlichen Seite als die des Unterdrückers von Frauen, und die der Frauen als die der vom Manne Unterdrückten um die jeweils fehlende Seite zu ergänzen: So wird bei dieser Perspektive in der bisherigen Rolle der Frau auch eine aktive Seite und ein Gewinn gesehen, und der Rolle des Mannes werden auch die nachteiligen Seiten für diesen gesehen. Diese Ergänzungen rücken ein Bild gerade, auf das auch Wilber in teils polemischer Weise hinwies, wenn er im Zusammenhang mit der Entstehung der Ackerbau-Gesellschaft schrieb:

„Die Männer haben sich nicht danach gedrängt [den Pflug zu bedienen], und sie haben die weibliche Arbeitskraft nicht zu diesem Zweck 'beseitigt' oder 'unterdrückt'. *Männer und Frauen beschlossen*, daß Pflügen schwere Männerarbeit ist“,

und er fuhr fort:

„Frauen sind keine Schafe, und Männer keine Schweine. Dieses 'Patriarchat' wurde von Männern und Frauen im Angesicht sehr rauher Bedingungen bewußt gemeinsam geschaffen“ (Wilber 1997a, 78).

Bevor ich im folgenden auf einige konkrete Erkenntnisse aus evolutionstheoretischer bzw. soziobiologischer, psychobiologischer und neurobiologischer Forschung eingehe, möchte ich einige Vorbemerkungen zur Geschichte dieser Forschung machen und einige der immer noch herrschenden Missverständnisse in der Interpretation dieser Forschungsergebnisse darstellen.

Schwierigkeiten der Forschung und Rezeption

Als zu Beginn der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts ein neues wissenschaftliches Interesse an der Erforschung des menschlichen Gehirns aufkam, traf die Entdeckung neurobiologischer Geschlechtsunterschiede ungünstigerweise auf eine historische Situation, in der gerade das umgekehrte, die Leugnung der Existenz solcher Unterschiede, soziopolitisch opportun war (vgl. Moir & Jessel 1993, 25). Moir⁸⁴ beschreibt in dem Buch *Brainsex* ihren Eindruck, dass manche Wissenschaftler fast Angst gehabt hätten vor dem, was sie entdeckt hätten, und sie berichtet von mindestens einem Forscher auf dem Gebiet der Geschlechterunterschiede, dessen Arbeit nicht gefördert wurde, weil sie „nicht erwünscht“ war; in einem anderen Fall hätte ein Forscher die Arbeit aufgegeben, weil „der politische Druck - der Druck auf die Wahrheit“ zu massiv geworden wäre (a.a.O., 10, 23). Neben diesen Behinderungen konkreter Forschungsabsichten erwähnen Moir und Jessel außerdem die Gleichgültigkeit und Borniertheit gegenüber veröffentlichten Forschungsergebnissen zur Geschlechterdiffe-

geringeren Gehirngewicht von Frauen begründeten (Scheunpflug 2000, 42).

⁸⁴ Anne Moir, Medizinerin, promovierte zu Fragen der Genetik und ist als Wirtschaftsjournalistin für englische und kanadische Rundfunkanstalten tätig.

renz, „... die an Selbstverleugnung grenzt, Erkenntnisse zu akzeptieren, deren Folgen ihr Weltbild ins Wanken bringen könnte“ (a.a.O., 23).

Wenn ich die abschließende Diskussion in der Zeitschrift *Pädagogik* zu der Reihe „Biowissenschaft und Pädagogik“ unter dem Aspekt der Akzeptanz gegenüber evolutionstheoretischen Erkenntnissen betrachte, komme ich zu dem Schluss, dass diese Abwehr immer noch existiert, wenn auch nicht ungebrochen (Tillmann 2000, 73-78). So bemüht sich gerade die Pädagogin Annette Scheunpflug, die mit ihren Texten über vier Folgen hinweg die Grundlage für die abschließende Diskussion geliefert hat, um einen respektvollen Umgang mit den Erkenntnissen der Evolutionsbiologen und macht erste Vorschläge, welche Konsequenzen sich daraus für die Pädagogik ergeben können (Scheunpflug 2000, 45f.). Bevor ich darauf konkreter eingehe, möchte ich zuvor einige der soziobiologischen, neurobiologischen und evolutionstheoretischen Forschungsergebnisse zusammenfassen.

Soziobiologische, psychobiologische und neurobiologische Erkenntnisse zur Geschlechterdifferenz

Seit den ersten Entdeckungen von Forschern, dass die Gehirne erwachsener Männer und Frauen anatomische Unterschiede aufweisen, werden die Ursachen dafür vor allem in den unterschiedlichen pränatalen hormonellen Prozessen vermutet. Das heißt, man geht davon aus, dass hormonelle Prozesse nicht nur zur Differenzierung primärer und sekundärer Geschlechtsmerkmale dienen, sondern dass sie ebenfalls an der Differenzierung und Entwicklung von Gehirnmechanismen beteiligt sind (Thompson 1994, 212; Kimura 1994, 81). Mit diesem sexuellen Dimorphismus im Gehirn komme ich zu einem ersten Bereich der Geschlechterdifferenz aus (neuro-)biologischer Sicht.

Sexueller Dimorphismus im Gehirn: 1978 machte Roger Gorski, ein Gehirnforscher der Universität von Kalifornien in Los Angeles eine Entdeckung, die zunächst bei Säugetieren (inzwischen auch bei Menschen bestätigt) einen unstrittigen Beweis für einen geschlechtsspezifischen Unterschied im vorderen Bereich des Hypothalamus lieferte (Riedl & Schweder 1997, 142; Thompson 1994, 213f., 222). Diese Unterschiede sind deshalb so interessant, weil der Hypothalamus einen großen Einfluss auf das Sexualverhalten hat (Pinel 1997, 301f.; Riedl & Schweder 1997, 145). Noch bekannter ist der geschlechtsspezifische morphologische Unterschied beim *Corpus callosum* (der die beiden Hemisphären verbindet), dessen *Isthmus* (ein spezifischer Teil des *Corpus Callosum*) bei Frauen stärker ausgeprägt ist als beim Mann (Riedl & Schweder 1997, 43; Springer & Deutsch 1993, 165; Kimura 1994, 84).

Daneben gibt es den Bereich *physiologischer Unterschiede*: So weisen Riedl und Schweder darauf hin, dass es geschlechtsspezifische Unterschiede beim Gehirnstoffwechsel gibt (Riedl & Schweder 1997, 20), dass Frauengehirne mehr graue Substanz, Männergehirne mehr weiße Substanz haben (a.a.O., 41), dass es geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Gehirndurchblutung und bei der Hirnalterung gibt (a.a.O., 40, 54f.), dass es durch die unterschiedliche hormonelle Situation bei Männern und

Frauen zu Verhaltens- und Kompetenzunterschieden (in Tests) kommen kann (Kimura 1994, 81-86) bzw. dass es allgemein funktionelle Asymmetrien gibt (Kandel u.a. 1996, 604).

Es gibt aber auch Beispiele aus der *Noosphäre*: Hier beziehen sich die Forschungsergebnisse beispielsweise auf die Sprachbegabung (vgl. Riedl & Schweder 1997, 72; Zimmer 1993, 208), das Raumvorstellungsvermögen (Riedl & Schweder 1997, 61ff.; Kimura 1994, 78, 83ff.; Springer & Deutsch 1993, 161f.), auf die Wahrnehmung von Gefühlen und die Stressbewältigung (Riedl & Schweder 1997, 25f., 30ff.), auf das Reifungstempo (Springer & Deutsch 1993, 167f.; Kandel u.a. 1996, 604), auf Arten des Lernens und Denkens (Kimura 1994, 80; Kandel u.a. 1996, 605) und auf unterschiedliche Werte (Riedl & Schweder 1997, 199ff.).

Das Feld, auf das sich Scheunpflug in ihrem Artikel zur Geschlechterdifferenz bezieht und das in der abschließenden Diskussion die größte Kontroverse zwischen den Beteiligten⁸⁵ auslöste, ist die evolutionstheoretische Perspektive, die ich im folgenden exemplarisch etwas genauer darstellen werde.

Die evolutionstheoretischen Unterschiede

Als besonders interessant für erziehungswissenschaftliche Zusammenhänge stellt Scheunpflug die aus evolutionstheoretischer Sicht unterschiedlichen Reproduktionsinteressen von Männern und Frauen heraus, die auf der unterschiedlichen genetischen Ausstattung beruhen.⁸⁶ Denn es gibt, wie schon Darwin feststellte, nicht nur eine dem bloßen Überleben in einer bestimmten ökologischen Situation gewidmete *natürliche Selektion*, sondern auch eine der Anziehung und Gewinnung von Geschlechtspartnern gewidmete *geschlechtliche Selektion* (Scheunpflug 2000, 44).

Was nun den so genannten „Genegoismus“ betrifft, also das Interesse, die eigenen Gene mögen überleben, so ist dieser sicher nicht geschlechtsspezifisch. Die Art und Weise, wie Männer und Frauen jedoch erfolgreich ihre Gene optimal in die nächste

⁸⁵ Vgl. Tillmann 2000, *Zwischen neuen Erkenntnissen und reiner Analogiebildung - abschließende Diskussion zur Serie „Biowissenschaft und Pädagogik“*. An dieser Diskussion, die am 2.3.2000 in der Universität Bielefeld statt fand, nahmen teil: Prof. Dr. Klaus-Jürgen Tillmann (Schulpädagoge, Universität Bielefeld), Prof. Dr. Harald Euler (Psychologe, Universität und Gesamthochschule Kassel), Prof. Dr. Eckart Liebau (allgemeiner Pädagoge, Universität Nürnberg-Erlangen), Prof. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland (Sozialisationsforscherin, Universität Hamburg), Prof. Dr. Eckart Voland (Biologe und Philosoph, Universität Gießen) und Dr. Annette Scheunpflug (allgemeine Pädagogik an der Universität der Bundeswehr Hamburg).

⁸⁶ Eine ausführlichere Darstellung dieser Position ist beispielsweise in dem Buch von Dean Hamer und Peter Copeland (1998) *Das unausweichliche Erbe*, speziell 5. Kapitel, zu finden.

Generation retten⁸⁷, muss auf Grund der unterschiedlich hohen Investition beider Elternteile notwendigerweise unterschiedlich sein:

Die sehr kurze Dauer der männlichen Investition während der Abgabe des Spermias steht mit einer energetisch aufwändigen Eizelle, einer neunmonatigen Schwangerschaft, einem anstrengenden Geburtsvorgang und einer energieaufwändigen Stillzeit einer hohen Investition auf der weiblichen Seite gegenüber (a.a.O., 43). Diese massiven Unterschiede im elterlichen biologischen Investment haben - aus evolutionstheoretischer Sicht - ihre Konsequenzen im Hinblick auf Verhaltensstrategien, die der Reproduktion dienen. So zeigen sich Frauen tendenziell und im statistischen Durchschnitt anspruchsvoll bei der Wahl des Vaters ihrer potentiellen Kinder, was im biologischen Sinne heißt: sie bevorzugen Männer mit guten Genen, also solche, die lebensstüchtig, gesund und stark sind - und Männer, die gute Ressourcen bieten und so die spätere Mutter in ihrem hohen Investment in die Nachkommen unterstützen können. Für Männer ist es dagegen - wiederum nur, was ihre biologischen Interessen angeht - wichtig, sich eine fruchtbare Frau zu suchen, was sie sich vor allem von jungen und attraktiven Frauen versprechen. Dieses unterschiedliche Verhalten lässt sich auf folgende Position reduzieren: „Männer achten stärker auf reproduktive Erfolgsmerkmale, während Frauen soziale Erfolgskriterien präferieren“ (a.a.O., 43).

Männer haben aufgrund dieser Unterschiede auch eine „deutlich höhere Reproduktionsvarianz als Frauen“ - sie laufen aufgrund der unterschiedlichen Reproduktionsinteressen durchaus Gefahr, ungewollt partnerlos zu bleiben (nicht zuletzt, weil sie die Konkurrenz mit anderen Männern um eine Frau nicht gewinnen könnten), während Frauen seltener ungewollt Kinderlosigkeit in Kauf nehmen müssen (aus biologischer Sicht ist die Möglichkeit, einen Mann zur Zeugung eines Kindes zu gewinnen, keine Schwierigkeit, da dies seinen genegoistischen Interessen entspricht. Es kommt also (in evolutionstheoretischer Hinsicht) zu einer intensiven innergeschlechtlichen Konkurrenzsituation unter Männern, bei der es darum geht, sich als Mann attraktiv für die Reproduktionsinteressen der Frau darzustellen. Unter diesem Aspekt ist es sinnvoll für sie, ein hohes Sozialprestige anzustreben. Außerdem entwickeln sie neben kommunikativem Konkurrenzverhalten eine hohe Risikobereitschaft, denn „Unternehmungslust und Risikobereitschaft werden in dieser Konkurrenzsituation evolutionär betont“ (a.a.O.). Diese durch die „innergeschlechtliche Konkurrenz um Frauen evolvierten Verhaltensweisen“ liefern außerdem große Vorteile, was den Zugang zu gesellschaftlicher Macht und erfolgreicher Karriere angeht.

Das hat auf der anderen Seite aber auch seinen Preis: Männer bezahlen diesen höheren Alltagsstress - der nicht zuletzt aus der oben genannten Konkurrenzsituation

⁸⁷ Auch wenn hier das individuelle Überleben von Genen betrachtet wird, ist die Perspektive - wie immer bei evolutionstheoretischen und soziobiologischen Perspektiven - stets eine statistische, nicht zuletzt auch wegen der hohen Abhängigkeit von der ökologischen Situation, in der sich ein Individuum befindet. Das heißt, es können *Aussagen zu Verhaltenstendenzen* gemacht werden, es ist eine deskriptive und interpretative Theoriebildung, keine normative! Es ist also unzulässig, die Erkenntnisse aus der Evolutionstheorie für Aussagen darüber zu missbrauchen, wie Männer und Frauen *natürlicherweise* sein sollten (vgl. Scheunpflug 2000, 44).

resultiert - mit einer geringeren Lebenserwartung. Auch die spezielle hormonelle Situation von Männern, der höhere Testosteron-Wert, begünstigt Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Und nicht zuletzt führt die hohe Risikobereitschaft junger Männer verglichen mit Frauen zu erhöhten Todesraten durch Unfälle (a.a.O.).

Auf Seiten der Frauen ist die Situation unter evolutionstheoretischer Sicht folgende: Solange sie jung sind, sind sie weniger auf Konkurrenzstrategien angewiesen, sondern eher in der Rolle derjenigen, die auswählen können. Insgesamt - so fasst Scheunpflug zusammen - ist es für Frauen nicht so notwendig, sich risikoreich und unternehmungslustig zu verhalten, sie sind (wieder unter dem Aspekt ihrer biologischen Interessen) nicht so angewiesen auf die Unterstützung sozialer Gruppen (a.a.O.).

Bevor ich dahingehend auf Scheunpflugs Ideen eingehe, welche Konsequenzen diese Erkenntnisse für Erziehungswissenschaft und pädagogisches Handeln - und damit für meine Thematik der Beschreibung und Unterstützung von Beziehungsentwicklung - haben könnten, möchte ich noch einmal einige Hinweise für einen angemessenen Gebrauch der biologischen Erkenntnisse für andere Bereiche geben.

Schwierigkeiten zur Verwendung biologischer Erkenntnisse zur Geschlechterforschung

Wie ich bereits erwähnt habe, stellt die Rezeption biologischer Erkenntnisse zur Geschlechterforschung eine große Herausforderung dar und stößt nicht selten auf massiven Widerstand. Einige der Gründe dafür möchte ich hier kurz erwähnen. Es gibt eine erkenntnistheoretische, eine politische, eine „narzisstische“ und eine die Logik betreffende „Falle“, die man vermeiden sollte (vgl. auch Scheunpflug 2000, 45ff.):

- Bei der alten Frage, was angeboren und was anerzogen ist, kann es keine eindeutigen Antworten geben, weil sich beide Effekte in Untersuchungen nicht klar voneinander trennen lassen (es gibt keine „Experiment-Anordnung“, bei der man einen der beiden Faktoren völlig ausschalten könnte).
- Die ernsthafte Auseinandersetzung mit Dingen darf nicht davon abhängig sein, ob man diese Dinge für wünschenswert hält (Scheunpflug in Tillmann 2000, 78).
- Die von mir so genannte „narzisstische“ Falle zielt auf die Verantwortung von Wissenschaftlern ab, die Begrenztheit der Gültigkeit der eigenen Erkenntnisse und Disziplin anzuerkennen (a.a.O.).
- Die logische Falle schließlich besteht darin, dass man statistische Aussagen über wahrscheinliches Verhalten an konkreten individuellen und gegenwärtigen Beispielen überprüft. Dann wird nicht berücksichtigt, dass die statistischen Aussagen der Soziobiologen große Populationen in einem großen Zeitraum betrachten.

Neben diesen Herausforderungen sehe ich eine noch grundlegendere Schwierigkeit: Worum geht es eigentlich bei der Kontroverse, was nun angeboren und was an-

erzogen ist? Wofür kann diese Frage wichtig sein? Nehme ich an, alles sei angeboren, bliebe es außerhalb meines willentlichen Einflusses - ich könnte letztlich nichts ändern, hätte aber auch keine Verantwortung. Nehme ich auf der anderen Seite an, alles sei anerzogen, könnte ich mich entscheiden, ggf. eine „Umerziehung“ zu versuchen, und es gäbe keine Macht außer meinem eigenen Willen, von dem der Erfolg und das Ausmaß dieser Maßnahme abhinge. Solange wir überzeugt sind, wir müssten uns zwischen der einen oder der anderen Position entscheiden, ist es wahrscheinlich, dass wir uns für die uns jeweils „sympathischere“ Variante entscheiden: Wenn wir Schwierigkeiten haben (aus welchen psychologischen, ideologischen oder sonstigen Gründen auch immer), etwas von unserer Macht abzugeben, also uns als abhängig zu sehen und loslassen zu können, werden wir eher die Position favorisieren, wir seien nicht (biologisch) determiniert. Wenn wir dagegen Schwierigkeiten haben, Verantwortung zu übernehmen und aktiv etwas in die Hand zu nehmen, könnte uns die selbstbestimmtere Perspektive unangenehmen Forderungen aussetzen. Wenn man die Frage von angeboren oder anerzogen *als Alternative* stellt, können wir davon ausgehen, dass sie zwar irrational, aber persönlich stimmig beantwortet wird. In Diskussionen kann ein Aufeinandertreffen solcher Haltungen jedoch nicht fruchtbar sein: Bei Übereinstimmung erhärtet sich die Einseitigkeit, bei Kontroverse kommt es zur Verhärtung der gegensätzlichen Positionen.

Die Herausforderung, die mit einem Überschreiten dieses Entweder-Oder-Denkens verbunden ist (noch dazu, wenn es so eng mit dem Selbstverständnis in der Welt verknüpft ist, wie die Frage „Natur oder Kultur“), ist sehr groß: Voraussetzung ist, dass man *vielperspektivisch denken* kann, und dies entspricht einem qualitativen Sprung im Spektrum der Entwicklung. Dann kann die Tatsache, dass es Unterschiede gibt (wie geschlechtsspezifische Unterschiede), nicht bei einer Entweder-Oder-Dichotomie bleiben. Das würde zu der folgenden Forderung führen:

Man kann die verschiedenen Positionen für die Bereiche, über die sie Aussagen machen können, respektieren, aber auch ihre Grenzen beschreiben und akzeptieren.

Die Soziobiologen und Evolutionsbiologen können über unser genetisches Erbe Aussagen machen, und das betrifft auch biologische Wurzeln in unseren Verhaltensweisen, die über die Menschheitsgeschichte hinweg erlernt (oder besser tradiert) wurden und sich unserem Bewusstsein insofern entziehen, als wir sie nicht „spüren“, sondern nur ausführen können. Wenn zum Beispiel Männer jungen attraktiven Frauen hinterher schauen, so können Evolutionsbiologen darin eine Verhaltensweise sehen, die eine stimmige evolutionsbiologische Bedeutung hat. Diese Bedeutung wird jedoch von den betreffenden Männern nicht unmittelbar erlebt (sie erleben nicht das Motiv: ich suche eine „fruchtbare“ Frau). Das muss aber auch nicht sein, denn dann wäre es keine evolutionsbiologische Hypothese - denn diese ist per Definition nicht spürbar, sondern nur beobachtbar. Wenn das Motiv dagegen erlebbar ist, verlassen wir die evolutionsbiologische Welt und betreten die psychologische Welt, in der wir unsere Motive, Gefühle, Wünsche und Absichten spüren können und Bewusstheit darüber erlangen können. Wenn ich im nächsten Kapitel das Modell der vier Perspektiven der Wirklichkeit nutzen werde, wird diese Unterscheidung noch einmal deutlich werden.

Resümee: Der Beitrag der Forschung zur Geschlechterdifferenz

Welchen Beitrag leisten diese erkenntnistheoretischen und konkreten Aussagen zur Geschlechterdifferenz nun für meine Frage der Beziehungsentwicklung? Annette Scheunpflugs Aussage, Forschungsergebnisse der Soziobiologie würden die Perspektive bisheriger Geschlechterforschung erweitern, scheint mir für alle Disziplinen, die sich mit Geschlechterforschung befassen, zuzutreffen. Allerdings stellt dies Herausforderungen für alle Beteiligten an vielperspektivisches Denken dar, die nicht ohne Anstrengung bewältigt werden können.

Wenn man also beispielsweise auch die soziobiologischen Aussagen zur Geschlechterdifferenz berücksichtigt, steigen die Chancen, Beziehungsentwicklung zwischen den Geschlechtern zu fördern: Wenn es also gelingt, individuelle und auch biologisch mitbedingte Differenzen zwischen den Geschlechtern nicht als Punkte im Wettstreit, wer von beiden besser ist zu werten, sondern als zunächst wertfreie Fakten, dann können sich andere als Kampf-Beziehungen oder Macht-Ohnmacht-Beziehungen entwickeln bzw. können diese überwunden werden. Es wäre dann beispielsweise möglich, dass man wahrgenommene Differenzen als Ausgangspunkt für eine gemeinsame Entdeckungsreise nutzt, bei der eigene Reaktionen ebenso wie die des Gegenübers aufmerksamer überprüft und modifiziert werden, so dass ein gemeinsamer Prozess zur gegenseitigen Abstimmung führt, in der beide Seiten repräsentiert sind.

Aus einer umfassenderen Perspektive, die die verschiedenen Forschungsdisziplinen berücksichtigt, ergeben sich folgende Schlussfolgerungen:

Beziehungsgestaltung ist in all seinen Dimensionen von biologischen Dispositionen, gegenwärtigem Erleben und Verhalten, zugrunde liegenden kulturellen Normen und Dynamiken sowie ökonomischen Bedingungen eingebettet in ein *Spannungsfeld von Gewohnheiten einerseits und kreativen Interpretationen der gegenwärtigen Situation andererseits*. Mit Gewohnheiten sind hier sowohl die zu eigenen Lebzeiten erworbenen oder gelernten Einstellungen und Verhaltensweisen gemeint, als auch die von Sozio- und Evolutionsbiologen formulierten phylogenetischen „Gewohnheiten“. Die Möglichkeit zu kreativen Neuinterpretationen der gegenwärtigen Situation betont auf der anderen Seite den Aspekt der Selbstbestimmung und Freiheit. Für das Verhältnis dieser beiden Spannungspole gilt:

- Die Gewohnheiten schränken die Freiheitsgrade für kreative Neuinterpretationen in der Gegenwart ein. Sie können aus (a) evolutionstheoretischer, biologischer, (b) soziologischer (Produktionsbedingungen, Besitzverhältnisse etc.), (c) kulturellen und individuell biographischen Perspektiven erklärt werden.

Daneben bleiben aber noch viele Fragen offen, angefangen damit, wie stark die Gewohnheiten wirken: sind sie determinierend, wirken sie als Tendenzen oder Wahrscheinlichkeiten? Wie bewusst können wir uns dieser Gewohnheiten werden? Gerade die evolutionsbiologisch verankerten Gewohnheiten können kaum ins Bewusstsein treten, wir können jedoch um sie wissen.

- Das Maß an Kreativität wiederum ist abhängig von (a) dem Bewusstsein der Beteiligten und (b) der Kraft der Gewohnheiten.

Je nachdem also, wie sehr wir uns unserer Situation, unseres Erlebens und genetischen sowie kulturellen Erbes bewusst sind und je schwächer die Gewohnheiten ausgeprägt sind, desto eher können wir Neu-Entscheidungen treffen und Veränderung initiieren.

Inwieweit diese Fragen überhaupt beantwortet werden können, hängt wiederum von einigen grundlegenden Faktoren ab. So muss erstens die Fähigkeit zum vielperspektivischen Denken gegeben sein (sonst können die unterschiedlichen Perspektiven der einzelnen Fachgebiete nicht integriert werden). Zweitens muss es einen hohen Grad an Bewusstheit geben, und drittens müssen gesicherte Forschungsergebnisse zugänglich sein.

Hinsichtlich der Geschlechterdifferenz in der Beziehungsgestaltung, bzw. hinsichtlich des Beitrags jedes Beteiligten, richten sich die Fragen dann folglich auch

- auf den *Grad an Verantwortung* für die eigene Beziehungsgestaltung;
- darauf, inwieweit *Toleranz, Akzeptanz und Respekt* gegenüber den Unterschieden zwischen Mann und Frau entwickeln werden;
- auf die jeweilige *Qualität* der Beziehungsbasis als Unterstützung für die kreative Gestaltung des jeweiligen Augenblicks;
- auf die Lern- und Entwicklungsvoraussetzungen im Hinblick auf Beziehungen, die bei Männern und Frauen sehr unterschiedlich sein können und daher auch sehr unterschiedliche Lernmöglichkeiten und Lernanstrengungen erfordern.
- auf die unterschiedlichen Lernanstrengungen, die Mann und Frau im Hinblick auf bestimmte Fähigkeiten auf sich nehmen wollen;

Die Beantwortung dieser Fragen hat verschiedene Folgen für das Orientierungsmodell zur Beziehungsentwicklung, das ich im 4. Kapitel entwickeln werde. Diese Folgen können wiederum auf zwei Ebenen manifest werden:

- auf einer abstrakten Ebene im Hinblick auf die Kategorien, die für die jeweilige Beziehung als wichtiger als andere erachtet werden;
- auf einer konkreten Ebenen im Hinblick darauf, wie die Kategorien im einzelnen realisiert werden sollen.

Fest steht jedenfalls, dass es in Beziehungen geschlechtsspezifische Unterschiede gibt und diese mehr oder weniger harmonisch oder konflikthaft zusammen wirken können. Die in diesem Abschnitt dargestellten Ergebnisse der Geschlechterforschung tragen jedenfalls wesentlich zu einer Differenzierung der Konzentrationsrichtungen bei dem Verstehen und bei der Entwicklung von Beziehungen bei, allerdings liefern sie weder eindeutige Antworten auf die Gründe dieser Unterschiede, noch, wie

mit diesen Unterschieden umgegangen werden sollte. Jedenfalls wäre das hier skizzierte Verständnis von Geschlechterdifferenzen und der Umgangsweise mit diesen eines, das der integralen Perspektive entspricht. Wir müssen allerdings auch in Rechnung stellen, dass das Verständnis der Geschlechterdifferenz selbst und die Umgangsweise damit ganz grundlegende stufenspezifische Unterschiede aufweist, die von Entweder-Oder-Positionen und der militanten Vertretung jeweils einer Seite (und der Bekämpfung der anderen Seite) über eine Verleugnung der Unterschiede bzw. der auch soziobiologisch (und nicht nur kulturell) bedingten Unterschiede bis hin zu einer differenzierten und ausbalancierten Sichtweise reicht, welche schließlich in der Lage ist, Unterschiede anzuerkennen und sie zu nutzen.

4. Kapitel: Orientierungsmodell zur Phänomenologie und Entwicklung von Beziehung

Einführung

Im 2. Kapitel habe ich verschiedene psychologische Konzepte und Theorien zur Beziehungsentwicklung im Erwachsenenalter zusammengestellt und im 3. Kapitel metatheoretische Grundmodelle der Entwicklung unter meiner Fragestellung ausgewertet. Auf dieser Grundlage möchte ich nun *Kategorien* erarbeiten, mit deren Hilfe Beziehungsentwicklung im Erwachsenenalter beschrieben werden kann. Diese Kategorien müssen die folgenden Anforderungen erfüllen:

- Sie müssen möglichst vielfältige *Aufmerksamkeitsrichtungen* für Beziehungsphänomene repräsentieren, die sich auf die vier Perspektiven der Wirklichkeit in einer Beziehung beziehen lassen. Die *kollektiven* Phänomene aus der Innen- ebenso wie aus der Außenperspektive sollen dabei gegenüber den individuellen Perspektiven im Vordergrund stehen.
- Sie sollen es ermöglichen, die wahrgenommenen Phänomene in Beziehungen in eine sinnvolle Ordnung und einen größeren Zusammenhang zu stellen, bevor sie interpretiert werden.
- Sie sollen über phänomenologische Bestandsaufnahmen von Beziehungen und deren Interpretationen hinaus auch für die Charakterisierung bestimmter Beziehungsqualitäten und deren entwicklungsgemäßen Veränderungen - also für die Darstellung von *Entwicklungsdimensionen* für Beziehungen - geeignet sein.
- Schließlich soll es möglich sein, vorhandene beziehungstheoretische Ansätze - auf welche der vier Perspektiven der Wirklichkeit diese auch immer begrenzt sein mögen - zur Interpretation der Phänomene heranzuziehen.

Das Ergebnis einer Sichtung der im 2. Kapitel dargestellten psychologischen Konzepte und Theorien im Hinblick darauf, inwieweit darin bereits Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen benutzt werden, war bei genauerer Betrachtung recht spärlich geblieben (vgl. die Übersicht am Ende des zweiten Kapitels in Tab. 3):

Im Hinblick auf das Entwicklungsverständnis der vorgefundenen Theorien konnten nur wenige explizite Aussagen für mein Anliegen gefunden werden, aber zumindest gab es u.a. von Erich Fromm und Ruthellen Josselson Unterstützung für meine grundlegende Annahme, dass man von einer lebenslangen Entwicklung von Beziehungen ausgehen kann. Die Aspekte, zu denen mit Abstand die meisten Aussagen ge-

macht wurden, waren psychologischer Art. Auch der Aspekt existenzieller Themen und Polaritäten war noch recht gut vertreten, wobei besonders die Grundpolarität von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit immer wieder auffiel. Was jedoch Kategorien zur *Phänomenologie der Beziehung* gemäß den zuvor genannten Kriterien angeht, konnte ich - wenn überhaupt - nur erste Vermutungen formulieren. Dazu gehörte John Bowlbys Kategorie der Bindung (die er aber vor allem in der Mutter-Kind Beziehung, nicht jedoch unter Erwachsenen untersucht hatte). Ruthellen Josselson griff ebenfalls darauf zurück und postulierte diese Kategorie auch für Erwachsene. Ebenfalls von Ruthellen Josselson habe ich als vorläufige Kategorie zur Beziehungsbeschreibung die Begriffe Vertrautheit und Resonanz aufgegriffen. Sowohl das Verständnis von Bindung als auch das von Vertrautheit und Resonanz sind jedoch lediglich erste Annäherungen für Kategorien für eine phänomenologische Beschreibung der Qualitäten *zwischen* Beziehungspartnern. Schließlich lieferten die Ansätze der systemischen Therapien noch einige Anregungen für Kategorien, wenn sie auf die Bedeutung der Geschichte einer Beziehung sowie die ethische Balance innerhalb einer Beziehung hinwiesen (vgl. den Ansatz von Boszormenyi-Nagy & Krasner) und mit der Geschwisterfolge die Frage der sozialen Konstellation thematisierten.

An dieser Stelle muss ich noch einmal auf zwei weitere Autoren zurückkommen: Jens Asendorpf und Rainer Banse haben in ihrer *Psychologie der Beziehung* (2000) eine Bestandsaufnahme der Forschung zur Psychologie der Beziehung unternommen (worauf ich im 1. Kapitel bereits hingewiesen habe). Ich habe diese Darstellung deshalb nicht im 2. Kapitel beschrieben, weil es sich hier nicht um einen eigenständigen Ansatz handelt, sondern um eine Zusammenschau der bisherigen Forschung. Bei meiner Suche nach möglichen Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen ist es aber jetzt sinnvoll, die Ergebnisse der Sichtungen von Asendorpf und Banse hinzuzuziehen.

Selbstverständlich widmen sich die Autoren auch den vielfältigen Versuchen, Beziehungen zu klassifizieren. So kann beispielsweise nach dem *Beziehungstyp* klassifiziert werden. Aber sie weisen auch darauf hin, dass sich bisher keine dieser Klassifikationen klar durchgesetzt hat (Asendorpf & Banse 2000, 20). Kriterien, nach denen Beziehungstypen unterschieden werden können, sind beispielsweise Rollenbeziehungen, persönliche Beziehungen, Verwandtschaftsgrad, Altersähnlichkeit usw. (a.a.O., 7, 20ff.). Statt nach dem Beziehungstyp kann aber auch nach vorherrschenden *Interaktionsmustern* oder *Beziehungsschemata* klassifiziert werden, beispielsweise unter der Oberkategorie Nähe / Distanz und den Unterkategorien Enge, Intimität, Liebe, Sexualität, Bindung und Unterstützung (a.a.O., 22-28). Auch diese sind nicht eindeutig, denn Asendorpf und Banse weisen darauf hin, dass die Kategorien ebenso gut zur Beschreibung von *Beziehungsqualitäten* (und nicht nur von Interaktionsmustern und Beziehungsschemata) herangezogen werden könnten.

Für meine Aufgabe, Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen zu entwickeln, heißt das, dass ich mit diesen Klassifikationsmöglichkeiten von Asendorpf und Banse genauso umgehen werde wie mit den aus den zuvor dargestellten Konzepten und Theorien gewonnenen: ich kann sie nicht übernehmen, sie aber als Anregungs-

konzepte nutzen, um zu eigenen Kategorien für Beziehungen zu gelangen, die meinen zuvor genannten Kriterien genügen.

4.1. Entwicklung eines Orientierungskonzepts zur Beschreibung von Beziehungen

4.1.1. Individuelle Perspektive: Existenzielle Beziehungskategorien

Um zunächst aus einer individuellen Perspektive Beziehungskategorien herauszufiltern, ziehe ich die psychologischen Dimensionen sowie die existenziellen Themen und Polaritäten der zuvor dargestellten psychologischen Konzepte und Theorien zum Beziehungsverständnis heran (vgl. Tab. 3).

Ruthellen Josselson, die, aufbauend auf einer Zusammenschau vorheriger Forschungen zur Beziehung, acht Dimensionen zur Beziehungsbeschreibung erarbeitet hat (die ich im 2. Kapitel ausführlich dargestellt habe), hat viele andere Beziehungstheorien und Forschungen berücksichtigt und in ihre acht Dimensionen von Beziehung integriert. Bevor ich mich diesen Dimensionen (zusammen mit den Dimensionen aus den anderen Ansätzen und Theorien) noch einmal zuwende, befasse ich mich zunächst mit den existenziellen Grundannahmen für Josselsons Beziehungstheorie.

Die Grundlage ihrer Überlegungen, durch die sie zu diesen acht Dimensionen von Beziehung kommt, stellt die *Raummetapher* dar: Damit nimmt sie Bezug darauf, dass jeder Mensch mit seiner Geburt, bzw. genauer mit der Durchtrennung der Nabelschnur, zu einem isolierten Wesen wird, was die körperliche Verbundenheit mit einem anderen Menschen betrifft. Auch psychologisch sind wir getrennt, wie sie betont, denn niemand teilt unser Innenleben. Das bringt sie zu folgendem Schluss: „Die Beziehung zu anderen Menschen bleibt die einzige Möglichkeit, den Raum zwischen uns zu überwinden.“ (Josselson 1999, 19). Und sie erläutert dies folgendermaßen:

„Die Beziehungen zu anderen Menschen entstehen aus dem Bestreben heraus, eine Verbindung zu schaffen und dadurch diesen psychologischen und physischen Raum zu überwinden. Unterschiedliche Beziehungsformen sind unterschiedliche Methoden, die Kluft zwischen uns zu schließen.“ (a.a.O., 20)

Es gibt also ein Bestreben bzw. ein Bedürfnis nach Beziehung oder - wie es in den Ansätzen und Konzepten von Riemann, Fromm, May, Yalom und nach meinem eigenen Ansatz für dialogische Beziehung ausgedrückt wurde - ein *Bedürfnis nach Zugehörigkeit*. Dabei handelt es sich offensichtlich um ein Grundkonstante des menschli-

chen Daseins, das nach den Bedürfnissen nach Nahrung und Sicherheit zu den existenziellsten Grundtatsachen des Menschseins zählt.

Da - wie ich im 3. Kapitel erläuterte - alle Erscheinungsformen im menschlichen Dasein in Polaritäten auftreten, verwundert es nicht, dass diese Bestrebungen nach Zugehörigkeit und Beziehung von den soeben erwähnten Autoren ergänzt werden durch ihren Gegenpol: *das Bestreben nach Eigenständigkeit oder Autonomie* (vgl. Abb. 6).⁸⁸ Da in fast allen Theorien, die sich mit diesen existenziellen Grundkonstanten beschäftigen, die individuelle Perspektive vorherrscht, wird konsequenterweise auch immer von „Bedürfnissen“ gesprochen. Aus einer kollektiven Perspektive handelt es sich bei den existenziellen Grundkonstanten um ein umfassenderes Phänomen, das die individuellen Bedürfnisse umfasst, aber auch über sie hinausgeht.

Yalom geht noch einen Schritt darüber hinaus. Er weist darauf hin, dass die Nichtbefriedigung der polaren Grundbedürfnisse Zugehörigkeit und Eigenständigkeit, existenzielle Ängste auslöst. Bei Fromm erfuhren wir darüber hinaus von der existenziellen Funktion der Liebe, die er in der Angstabwehr vor Isolation sah (vgl. 2. Kapitel). Dementsprechend können wir davon ausgehen, dass den polaren existenziellen *Bedürfnissen* (sowohl dem nach Zugehörigkeit bzw. Beziehung als auch dem nach Eigenständigkeit bzw. Autonomie) entsprechende existenzielle *Ängste* gegenüber stehen: *Die Angst vor Isolation* einerseits und *die Angst vor Selbstaufgabe* andererseits. Die Beziehung zwischen diesen vier Komponenten (den Bedürfnissen mit den entsprechenden Ängsten) bedingen sich somit wechselseitig und können als Fließgleichgewicht gesehen und beschrieben werden (Abb. 6).

⁸⁸ Auch Heinrich Dauber sieht in diesen Polaritäten eine zentrale Dimension für humanistisch orientierte Lernprozesse (Dauber 1997a, 136; 1997b, 14ff.).

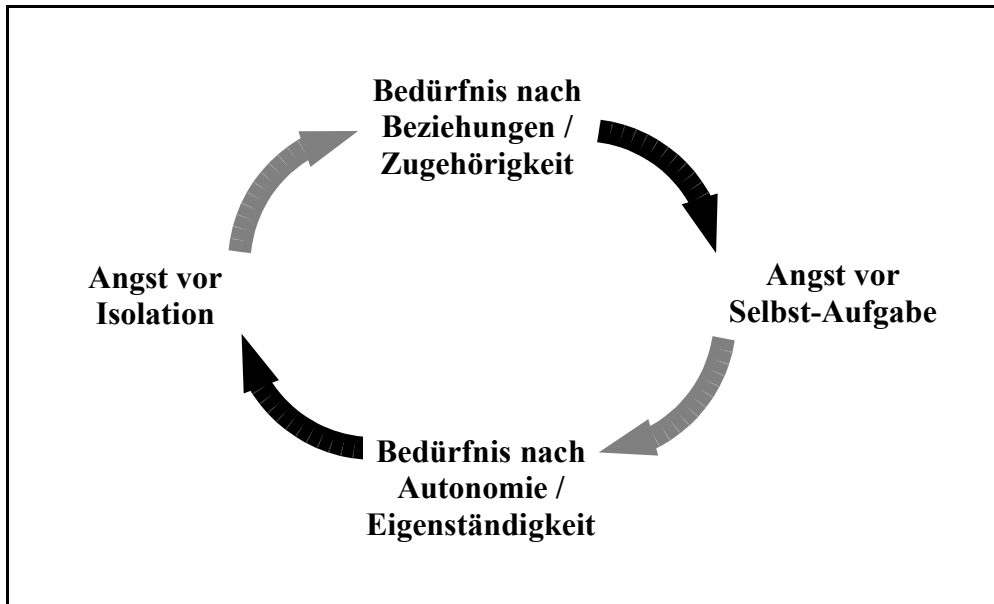


Abbildung 6: Fließgleichgewicht zwischen existenziellem Bedürfnis und existenzieller Angst

Wenn wir den Prozess beispielsweise einmal bei der Angst vor Isolation interpunktieren, kann der weitere Verlauf so skizziert werden: Die Angst vor Isolation steigert das Bedürfnis nach Beziehungen/Zugehörigkeit; verläuft diese Entwicklung in Richtung immer stärkerer Beziehungen, kann der Punkt kommen, an dem das Gleichgewicht gestört wird und eine neue Angst erzeugt wird: die Angst vor Selbst-aufgabe, vor dem Sich-Verlieren in Beziehungen.⁸⁹ Diese Angst weckt wiederum das Bedürfnis nach Autonomie bzw. Eigenständigkeit. Also bewegt sich der Prozess wieder mehr in Richtung individueller Lebensgestaltung, bis auch hier das optimale Maß überschritten ist und die soziale Isolation entsprechende Ängste aufkeimen lässt. Damit schließt sich der Kreis des Fließgleichgewichtes und setzt sich immer weiter fort.

Somit haben wir vier grundlegende existenzielle Kategorien zur Beschreibung von Beziehungen aus *individueller Perspektive* identifiziert. Sie beziehen sich auf Bedürfnisse und Ängste, die durch Beziehung befriedigt oder ausgelöst werden. Mit diesen existenziellen Kategorien habe ich einen Ausgangspunkt für Aussagen darüber gewonnen, *was in Menschen vorgeht, die sich auf Beziehungen einlassen oder sich zurückziehen*. Mein Anliegen in dieser Arbeit ist es jedoch vor allem, Kategorien für die Beschreibung dessen zu finden, *was zwischen Menschen vorgeht, wenn sie in Beziehung sind*. Daher können diese existenziellen Kategorien an sich nicht den Anspruch erfüllen, als Kategorien für Beziehungen selbst zu dienen, da sie nur die individuelle Perspektive berücksichtigen.

⁸⁹ Auf dieses Spannungsverhältnis, dem Bedürfnis nach Einheit und der Angst vor Verschmelzung wies bereits Bergmann in seinem Ansatz einer psychoanalytischen Liebestheorie hin (vgl. 2. Kapitel).

Sie sind jedoch für mein Interesse alles andere als unwichtig, da sie mit Sicherheit in einem Zusammenhang mit den kollektiven Beziehungskategorien stehen: Ich gehe davon aus, dass diese individuellen Kategorien die kollektiven Beziehungskategorien mit „psychischer Energie“ versorgen. Sie können als die zugrunde liegenden psychischen Impulse in Form von Bedürfnissen und Ängsten für kollektiv verstandene Beziehungsphänomene verstanden werden. Die Ausdrucksformen der individuellen Beziehungsbedürfnisse und -ängste wandeln sich durch die verschiedenen Entwicklungsstufen hindurch und beeinflussen die Qualität der Beziehung, wie ich sie dann mit Hilfe meiner Beziehungskategorien beschreiben werde. Zuvor aber werde ich zunächst noch weitere Manifestationen der individuellen existenziellen Bedürfnisse und Ängste in Beziehungen nachgehen.

Erscheinungsformen der Grundpolarität Eigenständigkeit / Zugehörigkeit

Wenn ich zunächst das polare existenzielle Grundbedürfnis in Beziehungen (nach Zugehörigkeit und Eigenständigkeit) den psychologischen Dimensionen und weiteren Phänomenen, die ich aus den psychologischen Beziehungskonzepten abgeleitet habe, gegenüberstelle, kann ich folgende interessante Beobachtung machen: sowohl einige der psychologischen Dimensionen als auch einige der existenziellen Themen und Polaritäten *stellen konkrete Erscheinungsformen* der zuvor herausgearbeiteten existenziellen Grundbedürfnisse in Beziehungen dar. Allerdings stellen diese konkreten Erscheinungsformen in der Regel nur die Ausprägung eines Pols einer polaren Dimension dar, weshalb ich bei der nun folgenden Zuordnung der konkreten Erscheinungsformen zu den existenziellen Grundbedürfnisse jeweils *den fehlenden Gegenpol* ergänze.

Als ersten Begriff, der sich in dieser Weise den Grundpolaritäten zuordnen lässt, möchte ich „Bindung“ nennen, wie sie bei R. Josselson von J. Bowlby aufgegriffen und für Erwachsene beschrieben wurde.⁹⁰ Als Gegenpol zu dieser Dimension läßt sich „Freiheit“ annehmen, wie sie beispielsweise als existenzielles Thema bei I. Yalom und R. May erörtert wird. Mit „Bindung“ und „Freiheit“ haben wir eine erste Polarität aufgestellt, die eine konkrete Ausprägung des existenziellen Grundbedürfnisses von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit darstellt.

Als nächsten Begriff, der sich für diese Zuordnung eignet, wähle ich „Verantwortung“ (vertreten z.B. in Erich Fromms Ansatz sowie in den existenziellen Ansätzen und dem Gestalt-Ansatz), dem ich „Macht“ als Gegenpol zuordne.⁹¹ Auch Fritz Rie-

⁹⁰ Klaus Grawe führt in seinem Buch *Neuropsychotherapie* (2004) übrigens das Bedürfnis nach Bindung als eines von vier menschlichen Grundbedürfnissen auf, wobei er sich auf die Forschungen von Seymour Epstein beruft (die anderen Grundbedürfnisse sind nach Epstein die nach Lust, nach Selbstwerterhöhung und nach Orientierung, Kontrolle und Kohärenz; a.a.O., 185f.).

⁹¹ Dieser Polarität kommt beispielsweise auch in dem paar- und familientherapeutischen Ansatz von Joseph Melnick und Sonia March Nevis große Bedeutung zu (z.B. Melnick & Nevis 2001, 923-952).

manns Grundtypen lassen sich für eine solche Zuordnung heranziehen, wenn wir die darin implizierten Polaritäten nochmals ableiten: Depressiv entspricht der Dimension „Nähe“ und schizoid entspricht der Dimension „Distanz“; das zweite Paar der Grundtypen Riemanns, „zwanghaft“ und „hysterisch“ kann noch in zwei weitere polare Dimensionen aufgeschlüsselt werden. Der zwanghafte Pol kann sowohl im Sinne von „Sicherheit“ als auch im Sinne von „Dauer“ verstanden werden; und der hysterische Pol kann als „Herausforderung“ oder als „Wandel“ interpretiert werden. Da ich diese Polaritäten hier jedoch nicht auf Individuen, sondern auf Beziehungen anwenden will, möchte ich diese letzte Polarität begrifflich noch etwas erweitern und von Dauer, vor allem im Sinne von „Kontinuität“ sowie von „Wandel“ im Sinne von „Entwicklung“ sprechen.

Die Dimensionen „Sorge“ und „Eros“, wie sie im existenziellen Therapie-Ansatz von R. May und im Gestalt-Ansatz nach meinem eigenen Verständnis bereits als Polaritäten formuliert wurden, eignen sich ebenfalls für eine solche Zuordnung.

Als weitere Polarität möchte ich „soziale Bezogenheit“ anführen, die bei Josselson als „Eingebettet-Sein“ vorkommt, und „Einsamkeit“ (bzw. „Isolation“), wie sie bei I. Yalom oder auch E. Fromm beschrieben sind.

Alle diese polaren Dimensionen lassen sich mit Hilfe der schon bekannten Grund-Polarität Zugehörigkeit und Eigenständigkeit in eine systematische Zuordnung bringen: Zum Pol Zugehörigkeit gehören die Erscheinungsformen Bindung, Verantwortung, Nähe, Kontinuität/Dauer, Sicherheit, Sorge und soziale Bezogenheit; zum Pol Eigenständigkeit gehören die Erscheinungsformen Freiheit, Macht, Distanz, Wandel/Entwicklung, Herausforderung, Eros und Einsamkeit (siehe Tab. 5).

Zugehörigkeit und Eigenständigkeit im Spektrum der Entwicklung

Diese Erscheinungsformen des polaren Grundbedürfnisses von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit lassen sich darüber hinaus auch in eine stufenspezifische Anordnung bringen, wie ich im Folgenden zeigen möchte. Damit lassen sich auch Widersprüche zwischen den verschiedenen Beziehungstheorien mühelos auflösen. Auf jeder Stufe wird nämlich einer der beiden Pole dominant und steht im Vordergrund, während der andere Pol jeweils blass und im Hintergrund bleibt.⁹²

⁹² In der Theorie der Gestalttherapie wird dieses Prinzip als „Figur/Grund-Konzept“ beschrieben, wenn sich beispielsweise eine Figur vor einem diffusen Hintergrund abhebt, in den Vordergrund tritt und schließlich stark vom Hintergrund abgrenzt, bis sie wieder - nach erfolgtem vollen Kontakt - verblasst und in den Hintergrund zurücktritt. Dieser Prozess wird auch „Gestaltbildung“ genannt (vgl. Gremmler-Fuhr 2001, 352-355).

Tabelle 5: Erscheinungsformen des existenziellen Grundbedürfnisses nach Zugehörigkeit und Eigenständigkeit

Zugehörigkeit	Eigenständigkeit
Bindung	Freiheit
Verantwortung	Macht
Nähe	Distanz
Kontinuität / Dauer	Wandel / Entwicklung
Sicherheit	Herausforderung
Sorge	Eros
soziale Bezogenheit	Einsamkeit

Das Entwicklungsmodell, auf das ich mich dabei beziehe, ist meine zusammenfassende Version eines Entwicklungsspektrums, wie ich es in Kapitel 3.5.2. formuliert habe. Dabei habe ich einen präpersonalen (archaisch/beige, magisch/purpur, mythisch/rot), einen personalen (konventionell/blau, zweckrational/orange und relativistisch/grün) und den integralen Stufenbereich⁹³ (gelb) unterschieden.

Diesem Entwicklungsmodell ordne ich nun die polaren Erscheinungsformen von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit zu:

Im magischen Bereich herrschen starke Bindungen und wenig Freiheiten vor. Auf der mythischen Stufe kommt es zu starker Machtausübung, während die Qualität der Verantwortung im Hintergrund ist (bzw. sie noch auf ihre Entfaltung wartet).

„Verantwortung“ ist ab dem personalen Stufenbereich, also beginnend mit der konventionellen Stufe, eine alle weiteren Entwicklungsstufen begleitende Dimension, und tritt von daher nicht speziell auf einer Stufe in den Vordergrund. Ähnliches trifft auch für die Qualität „Freiheit“ zu. Sowohl Freiheit als auch (Eigen-)Verantwortung nehmen durch die Stufen hindurch allerdings kontinuierlich zu.

Mit der konventionellen Stufe treten Qualitäten wie Nähe, Sicherheit, Sorge und Dauer in den Vordergrund, die polaren Gegenspieler Distanz, Herausforderung, Eros und Wandel halten sich im Hintergrund. Auf der zweckrationalen Stufe treten die Hintergrundsqualitäten der vorherigen Stufe - Distanz, Herausforderung, Eros und Wandel - nun in den Vordergrund, die polaren Gegenstücke - Nähe, Sicherheit, Sorge und Dauer - treten in den Hintergrund. Die relativistische Stufe wiederum stellt eine über die soziale Bezogenheit hinausgehende universelle Bezogenheit in den Vordergrund und Einsamkeit in den Hintergrund. Auf dem integralen Stufenbereich schließlich endet diese klare Zuordnung, da nun alle wichtigen Dimensionen, aus de-

⁹³ Den integralen Stufenbereich habe ich nicht weiter differenziert und auch nicht einem transpersonalen Bereich zugeordnet, da es bisher keine abgesicherte Stufenfolge im transpersonalen Bereich gibt.

nen heraus jetzt gehandelt wird, entwickelt sind und situativ zur Geltung kommen können.

Wenn wir uns bewusst machen, dass die soeben erwähnten polaren Qualitäten, angefangen von Bindung - Freiheit bis universelle Bezogenheit - Einsamkeit ja allesamt Erscheinungsformen der polaren Grundbedürfnisse von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit sind, kommen wir zu einer faszinierenden Beobachtung:

Entsprechend des Konzepts von Robert Kegan (siehe 3. Kapitel) löst sich die Grund-Polarität von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit im Wechsel von Vordergrund und Hintergrund von Stufe zu Stufe ab, bis sie im integralen Bereich zu einer überpolaren Einheit integriert wird (Tab. 6).

Tabelle 6: Holarchisches Spektrum der polaren Erscheinungsformen der Bedürfnisse nach Eigenständigkeit und Zugehörigkeit in Beziehungen nach dem Figur/Grund-Prinzip

Stufe	Zugehörigkeit	Eigenständigkeit
Präpersonal (magisch/purpur)	Bindung	Freiheit (<i>nimmt die folgenden Stufen hindurch kontinuierlich zu</i>)
Präpersonal (mythisch/rot)	Verantwortung (<i>nimmt die folgenden Stufen hindurch kontinuierlich zu</i>)	Macht
Personal (konventionell/blau)	Nähe, Sicherheit, Sorge, Kontinuität/Dauer	Distanz, Herausforderung, Eros, Wandel/Entwicklung
Personal (zweckrational/orange)	Nähe, Sicherheit, Sorge, Kontinuität/Dauer	Distanz, Herausforderung, Eros, Wandel/Entwicklung
Personal (relativistisch/grün)	universelle Bezogenheit	Einsamkeit
Integral (gelb)	Alle bisherigen Dimensionen der Grund-Bedürfnisse zu überpolarer Einheit integriert	

Erscheinungsformen und Entwicklungsspektrum der existenziellen Ängste

So, wie ich zuvor die Erscheinungsformen von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit - welche beide grundlegende bzw. existenzielle *Bedürfnisse in Beziehungen* darstellen - einem Entwicklungsmodell zugeordnet habe, werde ich nun auch die *grundlegenden bzw. existenziellen Ängste in Beziehungen* in eine Entwicklungsstufenfolge bringen.

Von den im 2. Kapitel vorgestellten psychologischen Beziehungsansätzen enthalten vor allem die Auffassungen von Erich Fromm und Irvin Yalom existenzielle Themen bzw. Ängste in expliziter Form. Fromm spricht in erster Linie von existenzieller

Isolation, Yalom beschäftigt sich mit den vier *ultimate concerns* Tod, Freiheit, Isolation und der Sinnfrage. Die damit verbundenen existenziellen Ängste finden natürlich auch in Beziehungen ihren Niederschlag. Ausgehend von der zuvor dargestellten Polarität von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit und ihren zugeordneten Ängsten in dem Fließgleichgewicht zu Grundbedürfnissen (Angst vor Isolation und Angst vor Selbstaufgabe) können wir zu Yaloms existenziellen Ängsten vor der Freiheit und vor der Isolation einen Zusammenhang herstellen: Beide unterstützen die Bewegung hin zur Zugehörigkeit, denn sowohl die Angst vor (sozialer) Isolation als auch die Angst vor Selbstverantwortung, die die Folge der existenziellen Freiheit sind, können in der Zugehörigkeit zu Gemeinschaften gemildert werden. Auf dem Gegenpol gibt es jedoch das bereits beschriebene Bedürfnis nach Eigenständigkeit. Wie ich zuvor ausgeführt habe, kann bei zu starkem Eintauchen in Gemeinschaften eine Angst aktiviert werden, die der Befürchtung Ausdruck verleiht, seine Konturen zu verlieren und sich in der Gemeinschaft aufzulösen. Diese Angst führt dann oft zu einem Richtungswechsel, einer Abkehr von den Gemeinschaften hin zu mehr Individualismus, um sich der eigenen Einzigartigkeit zu versichern.

Wenn wir nun wieder die vertikale Perspektive hinzu nehmen, können wir auch hier erneut den stufenspezifischen Wechsel von Zugehörigkeit oder Eigenständigkeit (wie schon zuvor bei den Bedürfnissen) beobachten. Mit den Ängsten vor Isolation und Freiheit auf der einen Seite haben wir die Entsprechungen zum Zugehörigkeitsbedürfnis gefunden; mit der Angst vor Identitäts- oder Selbstverlust haben wir den Antrieb in Richtung Eigenständigkeit auf der anderen Seite benannt.

Wie wir bereits gesehen haben, wechseln sich diese Bedürfnisse von Stufe zu Stufe ab, was nun auch für die Ängste gilt. Auf der einen Stufe stehen die Ängste vor Isolation und Freiheit im Vordergrund, auf der vorherigen und folgenden Stufe dann die Ängste vor Identitäts- oder Selbst-Verlust. Die Reaktionen auf die Angst vor Isolation führen auf der jeweils folgenden Stufe zu immer umfassenderen Zugehörigkeits-Bedürfnissen: von egozentrischen Zugehörigkeiten (angefangen von sehr engen Zugehörigkeiten wie der eigenen Familie und dem Clan - magische Stufe, purpur) über soziozentrische Zugehörigkeit (Gruppen - konventionelle Stufe, blau) bis hin zur weltzentrischen Zugehörigkeit (relativistische Stufe, grün).⁹⁴ Ähnliches kann man über den Verlauf der Reaktionen auf die Angst vor Identitätsverlust sagen. Zunächst drückt sich diese Angst durch körperliche Kraft und darauf gründende Machtansprüche aus (mythische Stufe, rot), die sich dann im vertikalen Stufenverlauf immer mehr ins Geistige verlagern und sich beispielsweise in Leistungskonkurrenz äußern (zweckrationale Stufe, orange). Für den integralen Stufenbereich gilt schließlich, dass keine spezifische Angst mehr in den Vordergrund tritt, da nun die existenziellen Grund-Ängste nicht mehr kompensiert oder verdrängt werden, sondern voll ins Bewusstsein treten können. Gleichzeitig wird bewusst, dass diese Ängste, wenn schon nicht beseitigt, so jedoch erträglich werden können, indem man sich auf Beziehungen einlässt bzw. indem man die existenzielle Isolation als menschliche Grundtatsache akzeptiert. Analog zum Verlauf der Bedürfnisse nach Zugehörigkeit und Eigenstän-

⁹⁴ Vgl. auch Wilber (2001), Anhang, Tafel 5c.

digkeit im Entwicklungsspektrum lassen sich auch die stufenspezifischen Ängste in Beziehungen also nun konkretisieren und tabellarisch darstellen (Tab. 7).

Tabelle 7: Holarchisches Spektrum der Ängste vor Isolation und Freiheit und der Ängste vor Identitäts- oder Selbst-Verlust

Stufe	Angst vor Isolation und Freiheit	Angst vor Identitäts- oder Selbst-Verlust
Präpersonal (magisch/purpur)	Angst vor Ausgeschlossen-Werden von Familie oder Clan	
Präpersonal (mythisch/rot)		Macht-Verlust durch Verlierer-Sein im Kampf
Personal (konventionell/blau)	Angst vor sozialer Isolation in soziozentrischer Hinsicht	
Personal (zweckrational/orange)		Angst vor Versagen bei Leistungskonkurrenz
Personal (relativistisch/grün)	Angst vor Ausschluss aus der universellen Wertegemeinschaft	
Integral (gelb)	die existenziellen Grund-Ängste werden bewusst - gleichzeitig wächst die Bewusstheit darüber, dass sie durch Beziehungen gemildert werden können	

Wenn wir die Tabellen von den Grund-Bedürfnissen und den Grund-Ängsten nun noch miteinander kombinieren und unter der grundlegenden Polarität Zugehörigkeit und Eigenständigkeit auflisten, stellen wir Folgendes fest: Das, was sich von der Polarität der Grund-Bedürfnisse nach Zugehörigkeit - Eigenständigkeit jeweils im Vordergrund befindet, löst im Hintergrund die entsprechenden Ängste aus. Wenn beispielsweise Macht im Vordergrund steht (ein der Eigenständigkeit zugeordnetes Bedürfnis), entspricht die Angst vor Macht-Verlust dem korrespondierenden Pol der Kategorie *Angst vor Identitäts- oder Selbst-Verlust* auf der späten präpersonalen Stufe, und diese gehört eben wiederum dem Pol Eigenständigkeit an. Für alle weiteren stufenspezifischen Entsprechungen der beiden Tabellen gilt der gleiche Zusammenhang (s. Tab. 8).

Resümee

Auf der Grundlage psychologischer und existenzieller Beziehungstheorien war es mir möglich, die grundlegende Bedürfnispolarität von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit

digkeit und ihre stufenspezifischen Ausprägungen und Differenzierungen sowie die stufenspezifischen Ausprägungen existenzieller Ängste - ebenfalls unter der Grundpolarität Zugehörigkeit und Eigenständigkeit - herauszuarbeiten. Daraus lassen sich jedoch, wie ich deutlich machte, keine Beziehungskategorien im engeren Sinn ableiten, sondern sie stellen *Kategorien für die individuellen Perspektiven* dar, die für Beziehungen bedeutsam sind. Mit Hilfe dieser Kategorien kann man beschreiben, welche Bedürfnisse und Ängste die jeweiligen Beziehungspartner in eine Beziehung einbringen und wie diese zusammenpassen - oder auch nicht. Aber Beziehungsphänomene selbst sind auf diese Weise nur in sehr eingeschränkter Form beschreibbar. Um Beziehungskategorien im eigentlichen Sinn zu beschreiben, müssten - wie zuvor erläutert - die kollektiven Perspektiven im Vordergrund stehen.

4.1.2. Kollektive Perspektive: Beziehungskategorien im engeren Sinn

Die Ausgangslage

Für die Entwicklung von kollektiven Beziehungskategorien gibt es in der von mir untersuchten Literatur zu zwischenmenschlichen Beziehungen kaum unmittelbar verwertbare Vorlagen für Kategorien, die den am Anfang des vierten Kapitels genannten Kriterien entsprechen: sie müssen eine phänomenologische Ordnung ermöglichen (bevor die Phänomene interpretiert werden), die verschiedenen Perspektiven der Wirklichkeit repräsentieren und Entwicklungsperspektiven zulassen. Die Aussagen zu Beziehungen, die ich vorfand, beziehen sich zu einem ganz überwiegenden Teil auf die *individuellen* Perspektiven der vier Perspektiven der Wirklichkeit und hierbei wiederum vor allem auf die *Innenperspektive*. Die wenigen Beziehungskonzepte zu kollektiven Perspektiven wie die von Boszormenyi-Nagy und die Ausführungen zu Geschwisterkonstellationen oder die systemischen Konzepte sind wiederum auf sehr spezielle Arten von Beziehungen begrenzt.

Ein weiteres Problem liegt darin, dass die vorliegenden beziehungsorientierten Konzepte und Theorien überwiegend *interpretativ* sind; sie enthalten also hypothetische Aussagen über Zusammenhänge darüber, welche Probleme etwa entstehen, wenn bestimmte individuelle Beziehungsbedürfnisse und -erwartungen in einer Beziehung aufeinander treffen oder unerfüllt bleiben. Entsprechend den Prämissen, die ich für die Entwicklung eines Orientierungsmodells formuliert habe, möchte ich jedoch deutlich zwischen phänomenologischer Beschreibung einer Beziehung und dem Herausarbeiten bestimmter Beziehungsqualitäten einerseits und deren Interpretation andererseits unterscheiden.⁹⁵ Dies ist deshalb erforderlich, weil die Interpretationen

⁹⁵ Diesem so wichtigen Unterschied zwischen Phänomenologie und Interpretation wird in der Literatur und in der Praxis kaum Beachtung geschenkt. Erstaunlicherweise spielte dieser Unterschied aber bei den Ausführungen von Jane Nelson (1991) zu den Geschwisterkonstellationen eine wichtige Rolle, ganz abgesehen davon, dass es zu den Grundlagen

Tabelle 8: Holarchisches Spektrum der Grundbedürfnisse und Grundängste als Ausprägungen der polaren Dimensionen von Eigenständigkeit und Zugehörigkeit

Stufe	Zugehörigkeit		Eigenständigkeit	
	Grund-Be-dürfnisse	Grund-Ängste	Grund-Be-dürfnisse	Grund-Ängste
Präpersonal (magisch/purpur)	Bindung	Angst vor Ausgeschlossen-Werden von Familie oder Clan		
Präpersonal (mythisch/rot)			Macht	Macht-Verlust durch Verlierer-Sein im Kampf
Personal (konventionell/blau)	Nähe, Sicherheit, Sorge, Dauer	Angst vor sozialer Isolation		
Personal (zweckrational/orange)			Distanz, Herausforderung, Eros, Wandel	Angst vor Versagen bei Leistungskonkurrenz
Personal (relativistisch/grün)	universelle Bezogenheit	Angst vor Ausschluss aus der universellen Wertegemeinschaft		
Integral (gelb)	alle bisherigen polaren Dimensionen von Grundbedürfnissen zu überpolarer Einheit integriert: die existenziellen Grund-Ängste werden bewusst - gleichzeitig Bewusstheit darüber, sie durch Beziehungen zu mildern			

jeder wissenschaftlichen Vorgehensweise gehört, erst Daten zu sammeln bevor man sie interpretiert (siehe auch Fuhr & Gremmler-Fuhr 2004, 113 ff.).

von Beziehungsqualitäten und von Problemen in Beziehungen nach den Vorannahmen dieser Arbeit nur in Bezug auf bestimmte Entwicklungsstufen Gültigkeit für sich beanspruchen können: was für die eine Stufe angemessen und unproblematisch ist, kann für eine andere Stufe zu schwerwiegenden Unstimmigkeiten führen.

Gleichwohl stellen die bisher aus den vorliegenden Theoriekonzepten zusammengestellten Aussagen und insbesondere die Abbildung der psychischen und existenziellen Beziehungsaussagen auf dem Spektrum der Entwicklung von Beziehungsbedürfnissen und Beziehungsängsten unter der grundlegenden Polarität von Zugehörigkeit und Eigenständigkeit wertvolles Material dar, um zu Beziehungskategorien im eigentlichen Sinn zu gelangen.

Vorgehensweise bei der Kategorienentwicklung

Das vorliegende Material (bzw. meine Ergebnisse zur Beziehungsbeschreibung aus individueller Perspektive) nutzte ich zunächst einmal in der Weise, dass ich versuchte, den phänomenologischen Kern aus den vielfältigen beziehungsorientierten Aspekten zu erschließen. Das *Bedürfnis* nach Nähe oder Distanz beispielsweise wurde auf diese Weise zur Frage, wie die *Kommunikations- und Kontaktprozesse* in einer Beziehung gestaltet werden; das *individuelle Bestreben* nach Macht oder auch die *persönliche Bereitschaft* zur *Fürsorge* und zu *Auseinandersetzungen* von Beziehungspartnern wurde zum Fragenkomplex, wie die *Einfluss- und Entscheidungsprozesse* in einer Beziehung charakterisiert werden können.

Auf diese Weise gelangte ich zu einer Vielzahl von Fragen, die die Aufmerksamkeit auf die phänomenologische Beschreibung von Beziehungen lenken können. Ergänzt wurde diese Sammlung von Fragen durch Praxiserfahrungen, denn einige der Aufmerksamkeitsrichtungen, die in der therapeutischen Arbeit mit Beziehungspartnern oder in der Supervision von Beziehungsproblemen - etwa in Teams - große Bedeutung für mich haben, fand ich in dieser Weise in den vorliegenden Theorien nicht wieder. Dazu gehört etwa die Frage, auf welcher Daseinsebene sich die Beziehungspartner erlebnismäßig treffen; oder ob bei aller Konflikthaftigkeit der Beziehungen in einem Team grundlegender Respekt vorherrscht oder nicht und ob Lebenspartner auf einer ganz grundlegenden Ebene „Ja“ zueinander sagen können, ob diese gegenseitige Zustimmung sehr unsicher ist oder bisher kaum geprüft wurde usw.

Zu diesen Fragen habe ich jeweils Überschriften gesucht, und auf diese Weise gelangte ich zu einer zunächst ungeordneten Kategoriensammlung. Diese Kategoriensammlung habe ich sortiert und kam zu fünf Clustern (den Vorläufern der späteren fünf Oberkategorien). Bei dieser Clusterbildung boten die vier Perspektiven der Wirklichkeit, speziell die kollektive Innen- und Außenperspektive eine Hilfe. So konnte ich Cluster bilden, die überwiegend die Innenperspektive und andere, die die Außenperspektive in den Vordergrund rücken. Oder ein Cluster bezieht sich gleichmäßig auf beide Perspektiven. Innerhalb dieser Cluster war es dann möglich, ähnliche Kategorien zusammenzufassen und eine Überschrift zu finden. Auf diese Weise

ergaben sich fünf Ober- und jeweils drei Unterkategorien für die phänomenologische Beschreibung von Beziehungskategorien, die mein vorläufiges Modell darstellten.⁹⁶

4.2. Entwicklung und Modifizierung eines Kategorienmodells

Dieses vorläufige Kategorienmodell wurde in zwei sehr unterschiedlichen Kontexten mehrfach einer Überprüfung unterzogen und schrittweise modifiziert.

Zunächst wurde es in Hauptseminaren für Hauptfachpädagogen zum Thema Persönlichkeitsentwicklung und Erwachsenenbildung eingesetzt.⁹⁷ Die Teilnehmer dieser Seminare versuchten, die vorgegebene Nomenklatur beispielhaft auf Beziehungen - sowohl im persönlichen als auch im professionellen Bereich - anzuwenden. Hierbei ergaben sich einige Verständigungsschwierigkeiten, die durch Modifikationen sowohl der Benennungen als auch der Erläuterungen behoben werden konnten.

Die jeweils verbesserten Versionen des Kategorienmodells wurden aufgrund dieser Anregungen zu einem Orientierungsmodell für entwicklungsstufenspezifische Ausprägungen von Beziehungen ausgearbeitet. Ich erarbeitete also einen Entwurf für eine phänomenologische Beschreibung von Beziehungen unterschiedlichster Art für das Spektrum der Entwicklung, also für den Stufenbereich des Präpersonalen, den einzelnen Stufen des Personalen und dem Stufenbereich des Integralen.

Diese überarbeitete und um entwicklungsstufenspezifische Ausprägungen erweiterte Version eines Kategorienmodells wurde dann von mir in einer Ausbildungsgruppe für den Integralen Gestalt-Ansatz erprobt. Die Trainees wurden wiederum aufgefordert, dieses Kategorien- und Entwicklungsmodell auf eigene Beziehungen anzuwenden - ebenfalls wieder im persönlichen wie auch im professionellen Bereich. Auch hierbei ergaben sich noch einige Verständigungs- und Zuordnungsschwierigkeiten, die durch Modifikation sowohl der Benennungen als auch der Erläuterungen behoben wurden. Schließlich wurden die Benennungen der Kategorien dann noch einmal dahingehend überarbeitet, dass sie das umfassende Muster (im Sinne Gregory Batesons) für jede Oberkategorie repräsentierten.⁹⁸ Die auf diese Weise schließlich gewonnenen Begrifflichkeiten lösten dann bei den Anwendern auch treffendere Assoziationen zu ihrer tatsächlichen Bedeutung aus.

Danach habe ich das Modell in Supervisionen, in Einzel- und Paartherapie mehrfach angewandt und weiter verfeinert.

⁹⁶ Die konkreten Bezeichnungen erwähne ich hier nicht explizit, da sie - wie ich im nächsten Abschnitt zeige, noch stark verändert wurden - nicht zuletzt auf eine Anregung von Heinrich Dauber hin (vgl. auch Fußnote 99).

⁹⁷ Die Leitung dieser beiden (im Abstand von einem Jahr stattfindenden) Seminare hatte Reinhard Fuhr, Pädagogisches Seminar der Universität Göttingen.

⁹⁸ Diese Idee der generellen Muster, für die die Kategorien ein Ausdruck sind, verdanke ich Heinrich Dauber.

Im Folgenden werde ich zunächst die fünf Oberkategorien mit jeweils drei Unterkategorien erläutern. Anschließend werde ich die Kategorien in ihrer stufenspezifischen Ausprägung beschreiben. Zunächst beschränke ich mich also auf eine Beschreibung der Kategorien, die die entwicklungsperspektivischen Ausprägungen noch ausklammert.

Dabei werde ich bei der Erläuterung der Kategorien zur Verdeutlichung auch auf Zuordnungsmöglichkeiten zu den vier Perspektiven der Wirklichkeit hinweisen. Diese Zuordnungen beziehen sich jedoch nur auf die *phänomenologische* Bestandsaufnahme einer Beziehung nach den Kategorien und ihren Unterkategorien. Sobald wir *Interpretationen* (indem wir zum Beispiel nach der Bedeutung der Phänomene für die Beziehungspartner fragen) vornehmen, nutzen wir definitionsgemäß nur die linken Perspektiven des Quadrantenmodells, da solche Bedeutungsgebungen oder Interpretationen naturgemäß nicht in objektivierender Weise vorgenommen werden können.

4.2.1. Die Beziehungskategorien

Statt einer Aufzählung der fünf Oberkategorien und ihrer jeweils drei Unterkategorien stelle ich zur Orientierung eine Übersicht in Form einer Mind-Map voran (siehe Abb. 7). Daran anschließend werde ich die einzelnen Kategorien erläutern.

Soziale Bindung

Die Perspektive dieser Oberkategorie ist überwiegend der individuellen Außenperspektive zuzuordnen, da es hier im wesentlichen um äußere Fakten gehen soll. Diese Oberkategorie berücksichtigt die Tatsache, dass es in jedem sozialen Feld vielfältige Arten von Beziehungen gibt und diese Faktoren unterliegen, die vom jeweiligen sozialen System bzw. der Kultur festgelegt sind. Diese Arten und Faktoren habe ich in den Beziehungstyp, die Geschichte der Beziehung und durch die faktischen Bindungen differenziert.

Beziehungstyp

In jedem sozialen Feld gibt es eine Reihe von Beziehungstypen. Diesen Begriff hatten bereits Asendorpf und Banse (2000) als einen Überbegriff für verschiedene, gesellschaftlich festgelegte Arten von Beziehungen verwendet. Ähnlich wie von ihnen beschrieben, verwende ich diese Oberkategorie für die Klassifikation von Beziehungen nach Verwandtschaftsgrad, Altersähnlichkeit, Rollenbeziehungen und persönlichen Beziehungen. Unter diese Kategorie fallen also vielfältige Verwandtschaftsbeziehungen, Freundschaften, kollegiale Beziehungen, Lehrer-Schüler-Beziehungen, Liebesbeziehungen, Arbeitsbeziehungen zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern usw. Je nach den kulturellen Gewohnheiten und Werten, aber auch je nach Entwicklungsstufe variieren nicht nur die jeweiligen Definitionen eines Beziehungs-

typs, sondern vor allem auch der Stellenwert und die Bedeutung der Beziehungstypen im Leben der Beteiligten.

Beziehungsgeschichte

Diese Unterkategorie geht der Frage nach, welche Vergangenheit und Zukunft eine Beziehung hat und welche Rolle dies für die Beteiligten spielt. Hier geht es auch darum, welche Bedeutung gemeinsame Erlebnisse für die gemeinsame Beziehung haben, bzw. wie wichtig gemeinsame Erfahrungen für den Fortbestand der Beziehung sind und welche Zukunftsperspektive vom sozialen System und von den Beziehungspartnern selbst vorgesehen sind.⁹⁹

⁹⁹ Eine Besonderheit stellen nach den Konzepten zur Geschwisterfolge die Geschwisterbeziehungen dar, bei denen die Geschichte nicht nur füreinander eine Bedeutung hat, sondern bis in die Beziehungsgestaltung als Erwachsene zu anderen Peers hineinwirkt. Die Unterkategorie Beziehungsgeschichte soll jedoch vor allem die *gemeinsame* Geschichte von Beziehungspartnern berücksichtigen.

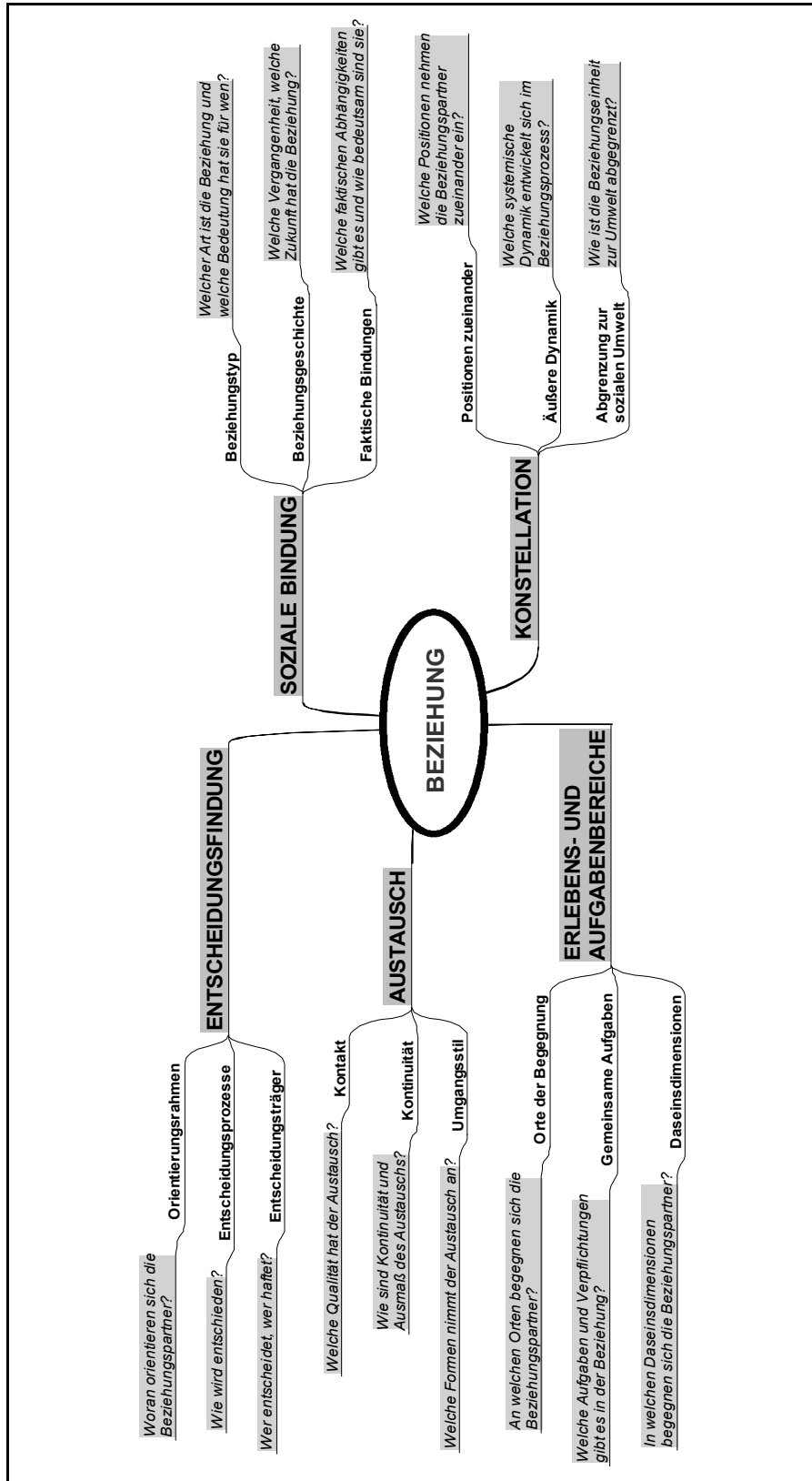


Abbildung 7: Übersicht über das Kategorienmodell für Beziehung

Faktische Bindungen

Faktische Bindungen

Diese Kategorie beschäftigt sich mit der Frage, *welche faktischen Abhängigkeiten und Verpflichtungen es in einer Beziehung gibt und wie groß deren Bedeutung ist*. Je nachdem, welchen Typs die Beziehung ist und welche Rolle die Beziehungsgeschichte spielt, können sehr unterschiedliche Abhängigkeiten und Verpflichtungen aus ihr resultieren. Ein wesentlicher Teil dieser Abhängigkeiten wird dabei vom sozialen Feld definiert, beispielsweise durch Gesetze, vertragliche Regelungen, Traditionen usw.

Konstellation

Auch mit dieser Oberkategorie werden überwiegend die beiden rechten Perspektiven angesprochen, das heißt, es geht in erster Linie um die von außen beobachtbaren Phänomene von Beziehungen. Die zentrale Frage für diese Oberkategorie lautet: *In welcher Konstellation stehen und bewegen sich die Beziehungspartner zueinander?* Dabei spielen die Positionen, die äußere Dynamik dieser Positionen in Relation zueinander und die Abgrenzung der Beziehungseinheit zur sozialen Umwelt eine Rolle.

Positionen zueinander

Bei dieser Unterkategorie steht die Frage im Vordergrund, *welche Positionen die Beziehungspartner zueinander einnehmen?* Solche Positionen können beispielsweise durch die Funktion in einem Betrieb, das Alter, die Erfahrung oder Absprachen und Verträge gegeben sein. Auch persönliche Einstellungen der Beziehungspartner können die Positionen zueinander bestimmen, etwa wenn ein Beziehungspartner zu einem anderen wegen dessen Erfahrungen oder Kompetenzen usw. „aufschaut“.

Äußere Dynamik

Diese Kategorie betrifft die sichtbaren Bewegungen der Beziehungspartner zueinander und die äußere Dynamik, die sich zwischen ihnen entwickelt. Ausgehend von den Positionen geht es hier also darum, *welche Tendenz die Beziehungspartner haben*, die Positionen und damit auch die systemische Dynamik zu verändern. Damit können beispielsweise Beziehungen mit geringer Dynamik von solchen unterschieden werden, in denen sowohl die Positionen als auch die äußere Dynamik stark wechseln. Auch Veränderungen in der Dimension faktischer Nähe und Distanz oder Über- versus Unterlegenheit fallen unter diese Unterkategorie.

Abgrenzung zur sozialen Umwelt

Der dritte Aspekt der Oberkategorie „Konstellationen“ betrifft die Frage, *wie sich eine Beziehungseinheit von der sozialen Umwelt abgrenzt*. Diese Abgrenzungen können scharf oder diffus, konstant oder wechselnd sein. Frisch verliebte Paare sind bei-

spielsweise in der Regel sehr aufeinander bezogen und klar abgegrenzt gegenüber ihrer sozialen Umwelt. Andere Paare können beispielsweise in Gesellschaft dazu neigen, sich ihrer sozialen Umwelt gegenüber so durchlässig zu verhalten, dass gar nicht mehr zu erkennen ist, ob sie eine Partnerbeziehung miteinander haben; beides sind natürlich extreme Ausprägungen von Abgrenzung. Ein anderes Beispiel für stark abgegrenzte Beziehungseinheiten sind Cliquen, wie sie beispielsweise unter Jugendlichen in Schule und Ausbildung aber auch unter Erwachsenen einer Partei oder Organisation entstehen können.

Erlebens- und Aufgabenbereiche

Mit dieser Oberkategorie kommen stärker als bei den beiden vorherigen Perspektiven die linken Quadranten zum Zuge. Die Oberkategorie Erlebens- und Aufgabenbereiche befasst sich damit, wie die Beziehung praktisch realisiert wird. Dabei geht es um *Orte der Begegnung, in denen sich die Beziehungspartner treffen*, es geht um *gemeinsame Aufgaben* sowie um *Daseinsdimensionen, die sie verbinden*.

Orte der Begegnung

Hier geht es darum, *an welchen Orten sich die Beziehungspartner begegnen?* In diesem Zusammenhang ist es beispielsweise von Interesse, ob und in welchen Räumen oder Feldern sich die Beziehungspartner treffen; ob sie sich bei der Arbeit treffen bzw. wie fest diese Orte sind und wo sie ihre Freizeit zusammen verbringen.

Gemeinsame Aufgaben

Mit dieser Unterkategorie sind *gemeinsame Aufgaben und faktische Verpflichtungen der Beziehungspartner* angesprochen. Diese können gemeinsam ausgeführt werden, also mit einem gemeinsamen Betätigungsfeld einher gehen, oder aber auch getrennt verfolgt werden zum Beispiel in Form von Arbeitsteilung bei der Führung eines Betriebs oder der Durchführung eines Projekts; für Eltern liegt die gemeinsame Aufgabe in der Kindererziehung, für erwachsene Geschwister vielleicht in der Betreuung der alten Eltern.

Daseinsdimensionen

Hier geht es darum, *in welchen Daseinsdimensionen sich die Beziehungspartner begegnen*. Es kann sich beispielsweise um organisatorisch-alltägliche, aber auch um geistige, religiöse, intellektuelle, erotisch-sexuelle, künstlerische oder praktisch-handwerkliche Daseinsdimensionen handeln; dabei können sehr verschiedene Tiefendimensionen des Daseins betroffen sein und sich natürlich auch viele Diskrepanzen ergeben.

Austausch

Die Frage des Austauschs berührt nun in noch stärkerem Maße die linken Perspektiven der Wirklichkeit, denn es geht hier zum großen Teil um qualitative Phänomene. Die Kernfrage, die diese Oberkategorie betrifft, lautet: *In welcher Weise, in welchem Ausmaß und in welcher Kontinuität tauschen sich die Beziehungspartner aus?* Diese Frage zielt nicht nur auf das „Was“ und „Wo“, wie es in unterschiedlichen Akzentuierungen bei den ersten drei Kategorien der Fall war, sondern vor allem auch um das „Wie“, also um Qualitäten der Austauschprozesse. Diese habe ich nach der Qualität des Kontakts, der Kontinuität und dem Umgangsstil differenziert.

Kontakt

Bei dieser Unterkategorie geht es darum, *wie die Qualität des Austauschs zwischen den Beziehungspartnern* zu beschreiben ist. Gehen sie vertraut oder distanziert miteinander um, ist der Kontakt intensiv oder flach, emotional oder unterkühlt etc.

Kontinuität

Diese Unterkategorie bezieht sich auf die Frage: *Wie kontinuierlich ist der Austausch und welches Ausmaß nimmt er an?* Damit wird beispielsweise erfasst, ob der Austausch regelmäßig oder selten und mit großen Unterbrechungen geschieht und wie viel sich die Beziehungspartner untereinander austauschen. Dabei spielt natürlich auch eine Rolle, welche Medien des Austauschs sie benutzen, ob sie miteinander reden oder schriftlich verkehren, telefonieren oder über das Internet miteinander kommunizieren.

Umgangsstil

Diese Unterkategorie betrifft die *Form des Austauschs*, also ob die Beziehungspartner vorsichtig, höflich und konventionell miteinander umgehen, ob sie sich eher auf burschikose, raue, spontane und provozierende Weise begegnen, ob sie direkt oder eher diplomatisch miteinander kommunizieren. Dieser Umgangsstil ist natürlich auch aus einer Außenperspektive beobachtbar, aber die Bedeutung eines bestimmten Stil ist damit oft nicht zu erfassen und kann von den Beziehungspartnern nur aus einer Innenperspektive beantwortet werden.

Entscheidungsfindung

Die fünfte Oberkategorie dreht sich um die Frage, wie die Beziehungspartner ihr Zusammenwirken regulieren und wie Entscheidungen zustande kommen. Mit dieser Kategorie wird der Tatsache Rechnung getragen, dass sich in Beziehungen stets mindestens zwei unterschiedliche Welten (inklusive unterschiedlicher Biographien, Werte, Temperamente, Machtansprüche, Ängste, Interessen etc.) treffen. Daher gibt es in einer Beziehung auch unterschiedliche Interessen und Vorstellungen darüber, wie die

Dinge zu regeln sind. Dabei wiederum spielen die Orientierungsrahmen für Entscheidungen, die Entscheidungsprozesse selbst und schließlich die Entscheidungsträger und ihre Positionen zueinander eine Rolle.

Orientierungsrahmen

Diese Unterkategorie geht der Frage nach, *woran sich die Beziehungspartner bei ihren Entscheidungen orientieren*. Solche Orientierungsrahmen sind z.B. Wertsysteme und Werthierarchien, Normen und Regeln, Weltanschauungen, Glaubenssysteme, Ideologien und natürlich auch Traditionen und Automatismen, die mehr oder weniger bewusst sein können.

Entscheidungsprozesse

Die zweite Unterkategorie betrifft die Art und Weise, wie der *Prozess der Entscheidungsfindung* in der Beziehungseinheit vonstatten geht. Werden Entscheidungen zufällig oder gezielt getroffen, untereinander ausgehandelt oder erkämpft, spontan und unmittelbar getroffen oder hinausgeschoben, oder werden sie an Dritte delegiert usw.?

Entscheidungsträger

Bei dieser Unterkategorie geht es um Zuständigkeit und Durchsetzung, also um die Frage: *Wer entscheidet letztlich und wer haftet für die Entscheidung?* Genauer gesagt geht um die Art und Weise, wie Beziehungspartner ihren Einfluss aufeinander bei Entscheidungssituationen geltend machen und wer welche Verantwortung übernimmt. Darüber hinaus geht es auch darum, in welchem Verhältnis diese Art und Weise der Entscheidungsprozesse und Verantwortungsübernahme beispielsweise zur Position oder Funktion steht (vgl. die Kategorie „Positionen zueinander“ der Oberkategorie „Konstellation“). Auch das *Zusammenspiel* von Macht und Verantwortung wird unter dieser Unterkategorie betrachtet, denn Verantwortung wird auch oft von einem Beziehungspartner getragen, der keine Macht hat und umgekehrt.

Diese insgesamt fünfzehn Aspekte von Beziehungen können den Beziehungspartnern mehr oder weniger bewusst sein, ihre Ausprägungen können akzeptiert oder geleugnet werden und sehr unterschiedlich gewichtet sein. Was davon wie zutrifft, kann nur eine intensive Erforschung der jeweiligen Beziehung zu Tage fördern. Die fünf Oberkategorien samt ihren jeweils drei Unterkategorien werde ich im Folgenden für die einzelnen Stufen des Spektrums spezifizieren und konkretisieren.

4.2.2. Entwicklungsstufen von Beziehungen

Mit der nun folgenden Beschreibung einer entwicklungsstufenspezifischen Beziehungstypologie führe ich zwei theoretische Modelle zusammen. Wie bereits zu Be-

ginn dieses Kapitels bei der entwicklungsspezifischen Darstellung der psychologischen (inklusive der existenziellen) Perspektive auf Beziehungen verwende ich auch jetzt wieder das Entwicklungsstufen-Modell, das ich am Ende des dritten Kapitels ausführlicher dargestellt habe. Auf dieses Spektrum der Entwicklung beziehe ich die fünf Oberkategorien mit den jeweils drei Unterkategorien und gelange so zu allgemeinen Beschreibungen von Beziehungen, die für die jeweilige Entwicklungsstufe typisch sind. Natürlich sind diese Stufenbeschreibungen modellhaft gemeint und entsprechen nicht in gleicher Weise der Realität von tatsächlichen Beziehungen.

Darauf wies auch schon Jean Gebser hin:

„Ich möchte hier nicht schematisieren, aber man muß leider sehr klare Grenzen ziehen, die als solche im Lebendigen nicht vorhanden sind, wo alles leise ineinander übergeht. Diese Typisierung ist also nicht als ein Akt der Lebensvergewaltigung anzusehen.“ (Gebser 1995, 14)

Zwecks einer besseren Übersicht werde ich dabei in zwei Schritten vorgehen: Zunächst werde ich aus einer horizontalen Perspektive die für jede Stufe typischen Merkmale der Beziehungsgestaltung aufzeigen und mich dabei an den Beziehungskategorien orientieren. Am Beispiel vor allem von Beziehungstypen wie Familienbeziehungen und Arbeitsbeziehungen versuche ich, solche charakteristische Beziehungsgestaltungen zunächst in generalisierter Weise zu beschreiben.

In einem zweiten Schritt nehme ich dann noch einmal aus der vertikalen Perspektive eine solche Beschreibung vor. Ich zeige also Beziehungsentwicklungen im Hinblick auf die einzelnen Dimensionen meines Orientierungsmodells auf. Auf diese Weise werden sowohl die Ausprägungen von typischen Beziehungsphänomenen jeweils auf einer Stufe deutlich (die mit Hilfe der Beziehungskategorien beschrieben werden), als auch die Verläufe der gefundenen Ausprägungen von Beziehungsphänomenen jeweils durch alle Entwicklungsstufen hindurch.

Stufenspezifische Beziehungsbeschreibung (horizontale Perspektive)

In einem ersten Schritt werde ich nun die Beziehungsgestaltung, die jeweils für den präpersonalen Bereich, den personalen Bereich sowie den integralen Bereich typisch ist, beschreiben. Dabei folgt die Beschreibung einer starken Verallgemeinerung, um das Charakteristische der Beziehungsgestaltung für jede Entwicklungsstufe herauszustellen. Ober- und Unterkategorien werden hierbei nicht systematisch für jede Entwicklungsstufe explizit dargestellt. Dieser Mangel an systematischer Darstellung der jeweiligen Ausprägung der Beziehungskategorie auf den Stufen des Spektrums der Entwicklung wird im zweiten Schritt ausgeglichen, wenn ich dann jede der 15 Unterkategorien in ihrer Entwicklung durch die verschiedenen Stufen hindurch systematisch verfolgen werde.

Bei der folgenden stufenspezifischen Charakterisierung von Beziehungen gehe ich davon aus, dass die jeweiligen Beziehungspartner ihren Magnetpol¹⁰⁰ der Entwick-

¹⁰⁰ Zum Gebrauch des Begriffs „Magnetpol“ (bei Wilber *center of gravity* genannt) vgl. den Abschnitt „Begründung eines Stufenmodells“ (unter 3.4.2. - Modelle der menschlichen Entwicklung).

lung auf der gleichen Entwicklungsstufe haben. Die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die sich durch Stufendifferenzen in Beziehungen ergeben, werden im nächsten Kapitel zur Sprache kommen.

Charakteristika präpersonaler Beziehungsgestaltung¹⁰¹

Die klassischen Beispiele für präpersonale Beziehungsgestaltung sind Familien-Clans oder Sippen sowie Banden (angefangen von Kleinkriminellen bis hin zur Mafia). Solche Verwandtschaftsbeziehungen oder auch Bandenbeziehungen (die oft als Ersatzfamilien dienen) genießen für die Menschen absolute Priorität. Dementsprechend sind diese Beziehungssysteme sehr stark von ihrer Umwelt abgegrenzt. Es ist schwer für Fremde, von ihnen aufgenommen zu werden, und mindestens ebenso schwer ist es, sich von ihnen zu lösen, wenn man dazu gehört. Manchmal können Mitglieder verstoßen werden, aber eine Loslösung im psychologischen Sinne ist damit kaum vollzogen.

Ein weiteres zentrales Charakteristikum für präpersonale Beziehungssysteme ist die auf Macht und (körperlicher) Überlegenheit beruhende absolute Hierarchie. Das lässt nur zwei Möglichkeiten zu: Entweder man ist im Besitz der Macht oder man muss sich unterwerfen. Dadurch kommt es zu großen Abhängigkeiten zwischen den Mächtigen und den Nicht-Mächtigen; letztere sind von den Stimmungen, Launen, Impulsen und Trieben der Mächtigen abhängig, was lediglich durch präkonventionelle, magisch-mythische Rituale in vorhersehbaren Bahnen gehalten werden kann. Solche präkonventionellen Rituale sind moralisch an Prämissen orientiert wie beispielsweise „Der Zweck heiligt die Mittel!“, „Durchsetzung ohne Reue!“, „Schuld sind immer die Anderen!“ usw. So kann es zu Bestrafungs-Ritualen kommen wie dem Abtrennen einer Hand für einen begangenen Diebstahl, die Hinrichtung von Frauen wegen Ehebruchs, öffentlichen Anprangerungen von sozialem Fehlverhalten, dem Anbringen von Malen oder exorzistischen Ritualen sowie Voodoo-Beschwörungen.

Charakteristika personaler Beziehungsgestaltung¹⁰²

Bei der personalen Beziehungsgestaltung müssen wir die dazu gehörenden drei Stufen - anders als im präpersonalen Bereich - deutlicher unterscheiden, weil hier sehr viel stärkere Unterschiede auftreten. Beginnen wir also mit der konventionellen Stufe.

¹⁰¹ Nach der Benennung einzelner Stufen nach Farben handelt es sich beim präpersonalen Bereich um die Farben beige, purpur und rot. Anders als beim personalen Bereich ist es jedoch zur allgemeinen Beschreibung der Beziehungstypologie beim präpersonalen Bereich nicht so wichtig, die drei Stufen dieses Bereiches genauer zu differenzieren, da die erste Stufe der präpersonalen Beziehungsentwicklung noch so unentwickelt ist, dass sie für Erwachsene weitgehend vernachlässigt werden kann. Die zweite und dritte Stufe bei diesen Oberkategorien und ihren Differenzierungen in Unterkategorien zeigen noch wesentliche Übereinstimmungen, so dass sie hier zusammengefasst werden können.

¹⁰² Nach der Benennung einzelner Stufen nach Farben handelt es sich beim personalen Bereich um die Farben blau, orange und grün.

Beziehungsgestaltung der konventionellen Stufe (blau)

Auf der konventionellen Stufe (blau) wirkt noch einiges aus den präpersonalen Stufen nach, wenn auch in deutlich kultivierterer Form. Auf dieser Stufe hat die Familie Priorität mit allen Werten, die damit verbunden sind: Treue, Verbindlichkeit, Tradition, Respekt vor Funktionen und Rollen und „eine einwandfreie moralische Haltung“. Hier gilt jedoch nicht mehr das Recht des Stärkeren, wie auf den präpersonalen Stufen, sondern die Macht ist in der Hand desjenigen, der Gesetz und Ordnung vertritt; dieser orientiert sich an der „heiligen Ordnung“ einer Kirche oder einer anderen Tradition bzw. einem anderen Glaubenssystem wie z.B. dem Sozialismus.

Das Alltagsleben eines solchen Familiensystems ist dementsprechend geregelt: Es gelten klare, auch geschlechtsspezifisch definierte Rollenzuweisungen, wonach etwa der Mann für den materiellen Unterhalt sorgt, die Frau als Hausfrau und Mutter ihre Aufgabe hat, die Kinder gutes Benehmen zeigen und möglichst die Traditionen der Eltern fortsetzen sollen. Es ist wichtig, an Feiertagen als Familie zusammen zu kommen und „unter sich zu bleiben“. Man orientiert sich bei Entscheidungen danach, „was sich gehört“. Dafür gibt es in regelmäßigen Abständen Entlastungsrituale, wo man sich gehen lassen kann, wie Karneval oder Volks- und Familienfeste mit hohem Alkoholkonsum. Ob die einzelnen Familienmitglieder mit dieser Lebensweise innerlich zufrieden oder glücklich werden, diese Frage stellt sich auf dieser Stufe so nicht, denn eine bewusste Innenorientierung ist noch wenig entwickelt bzw. sie hat keine große Bedeutung: Man ist zufrieden, wenn man die äußeren Erwartungen und Normen erfüllt, wenn man ein anständiges, pflichterfülltes Leben führt. Für diejenigen, die sich in ein solches Leben nicht dauerhaft einfügen - sei es aus Trotz oder aus Überzeugung -, beginnt ein Leben mit Schuldgefühlen gegenüber ihrem bisherigen Beziehungssystem, da sie für dieses „irgendwie nicht richtig“ sind. In Ausnahmefällen kann selbst der eigentlich sehr hohe Wert der Loyalität - v.a. auch der Familie bzw. der Geschichte jeder Beziehung gegenüber - nicht davor schützen, ausgegrenzt zu werden. Für den höchsten Wert, dem Erhalt der „heiligen Ordnung“, werden Familienmitglieder im Extremfall auch verstoßen.

Eine solche Wertorientierung, die sich *über* innere Beweggründe stellt, ist - wie wir noch sehen werden - spätestens für die relativistische Stufe (grün) inakzeptabel, denn ein solches Leben erscheint aus der „grünen“ Perspektive hohl und leer, mehr Schein als Sein.

Bei Arbeitsbeziehungen gilt für diese Entwicklungsstufe, dass man der Firma, dem Chef und den Mitarbeitern gegenüber loyal ist, dass man seine Arbeit ordentlich macht und dies auch von allen anderen erwartet, und dass man der Hierarchie vertraut („Die da oben wissen schon, was sie tun!“) und dafür auch entlohnt wird; oder man fügt sich ihr, weil man seine eigene Position der Hierarchie akzeptiert. Ein klassisches Beispiel für solche Arbeitsbeziehungen findet man in patriarchalisch oder matriarchalisch geführten Familienbetrieben. Natürlich gibt es auch die Kehrseite: die Unterhöhlung des Beziehungssystems durch Subversion, Konspiration oder Revolte.

Beziehungsgestaltung auf der zweckrationalen Stufe (orange)

Der Übergang von der konventionellen (blauen) zur zweckrationalen (orangen) Stufe markiert für die Frage nach Beziehungsgestaltungen eine große Veränderung. Wo Familien und konservative Werte auf der blauen Stufe zentral waren, treten auf der orangenen Stufe Zweckbeziehungen und Werte wie Leistung und Erfolg in den Vordergrund und überlagern die „traditionellen“ Beziehungen zumindest teilweise.

Ehen und Familien genießen hier typischerweise nicht mehr den Schutz und die Unantastbarkeit, die sie auf der vorherigen Stufe hatten. Partner werden hier im weitesten Sinne danach gewählt, ob sie einen weiterbringen und das Geben und Nehmen ausgeglichen ist. Das Gleichgewicht kann durch materielle Werte, Status, Kompetenz oder Bedürfnisbefriedigung in verschiedenen Daseinsdimensionen hergestellt werden. Wenn sich der Wert, den der Beziehungspartner für einen hatte, jedoch vermindert (sei es, dass er tatsächlich abnimmt, oder dass sich der eigene Anspruch weiter erhöht, oder dass man bereits wieder „etwas Besseres“ gefunden hat), steht die Beziehung auf wackeligem Boden und wird nicht selten aufgekündigt. Bei Ehen und Familien beispielsweise kann das Scheidung und Trennung von der Familie bedeuten, bei Betrieben die Trennung von einem altgedienten Mitarbeiter oder dessen Kündigung, denn die individuelle Verwirklichung oder die Leistungsfunktion haben auf dieser Stufe Vorrang vor Loyalität und traditioneller Bindung.

Für den Arbeitsbereich heißt das - wiederum in starkem Gegensatz zur vorherigen Stufe - dass die Beziehungen kaum noch langfristig halten. Am extremsten ist diese Auffassung von Arbeitsbeziehungen etwa in den Angeboten für Zeitarbeitnehmer repräsentiert: Menschen werden befristet an Firmen vermietet, wo sie ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen, ohne die Gelegenheit zu haben, mit den Mitarbeitern eine Beziehung mit einer längeren Perspektive einzugehen. Andere Beispiele sind Teams, die im Extremfall täglich mit Hilfe von Computerprogrammen neu zusammen gestellt werden wie Pflegekräfte in großen Krankenhäusern oder Flugbegleiter von Luftlinien. Auf diese Konsequenz für die Beziehungskultur am Arbeitsplatz hat der US-amerikanische Soziologe und Historiker Richard Sennett in seinen Veröffentlichungen (z.B. 2000) immer wieder hingewiesen.

Darüber hinaus sind auf dieser Stufe gerade die Arbeitsbeziehungen - aber nicht nur diese - stark von Konkurrenz geprägt: man will gewinnen und profitieren. Wenn die Kooperation mit jemand anderem erfolgsversprechender ist, wird eine neue Beziehung eingegangen. Man ergänzt sich aber auch, statt miteinander zu konkurrieren, um gegen andere in Wettbewerb treten zu können.

Wo auf der vorherigen Stufe die „heiligen Ordnungen“ (seien es religiöse oder andere) die nötigen Orientierungen liefern, werden nun erstmals eigene Orientierungen mit- und untereinander ausgehandelt; man schafft sich selbst eine Wertordnung und gemeinsame Rechtsgrundlagen und vereinbart sie gegebenenfalls schriftlich (im Rahmen allgemein gültiger Rechtsvorschriften).

Die traditionellen Hierarchien der konventionellen (blauen) Stufe werden auf dieser Stufe zu funktionellen Hierarchien, d.h. die Hierarchien werden nach Arbeitsteilung, Kompetenz, Erfolg, Durchsetzungsfähigkeit oder vereinbarten Regeln festgelegt.

Beziehungsgestaltung auf der relativistischen Stufe (grün)

Der deutlichste Unterschied zu den vorherigen Stufen ist, dass hier die Hierarchien weitgehend negiert bzw. gemieden werden. Es soll kein Oben und Unten in Beziehungen geben. Alle sollen gleich sein, nicht nur in ihren Grundrechten, wie dies schon seit der zweckrationalen (orangenen) Stufe gilt, sondern es sollte überhaupt keine grundlegenden Wert- und Macht-Unterschiede zwischen Menschen geben.

Für Partnerschaft (ich spreche hier bewusst nicht von Ehepaaren) und Familie wirkt sich das beispielsweise so aus: Partnerschaften basieren hauptsächlich auf Gefühlen; das gemeinsame Erleben als Paar und möglichst auch das Gemeinschaftsleben stehen im Vordergrund. Gleichberechtigung wird hier nach Möglichkeit als Norm realisiert; die Aufhebung von Geschlechter-Differenzen wird angestrebt. Kinder sollen möglichst frei und mit früher Selbstverantwortung aufwachsen. Idealerweise lebt man mit ihnen in Hausgemeinschaften mit anderen Familien ähnlicher Orientierung. Die Lebensgestaltung sollte im weitesten Sinne der Ökologie verpflichtet sein; man versucht, die Natur zu schützen, alternative Energien zu nutzen, Gewalt, Krieg und Ungleichheit zu bekämpfen. Was auf der vorherigen Stufe vorrangig ist, nämlich Leistung und Erfolg, tritt auf dieser Stufe in den Hintergrund, ist mitunter sogar verpönt.

In Arbeitsbeziehungen, Interessens- oder Sympathiezusammenschlüssen (wie sie auf dieser Stufe typisch sind) macht sich das Negieren von Hierarchien deutlich bemerkbar. Es wird viel Zeit damit verbracht, in (auch zahlenmäßig großen) Gruppen Konsensentscheidungen herbeizuführen, was nicht selten in ebenso lange wie ergebnislose Diskussionen münden kann. Das heißt auch, dass es in Gruppen keine Leitungen mit Machtbefugnissen (statt dessen Moderatoren oder Koordinatoren), und in Arbeitskontexten möglichst keine Vorgesetzten geben sollte, und wenn, dann zeitlich begrenzt und ohne weitreichende Machtbefugnisse.

Insgesamt liegt neben der Skepsis gegenüber Hierarchien und Macht der Akzent auf dieser Stufe beim Erleben bzw. bei den Gefühlen in Beziehungen und bei gemeinsamen Anliegen. Dies führt zu durchaus lebendigen, mitunter auch chaotischen, sehr bewegten Beziehungen, was für die Kontinuität einer Beziehung eine große Herausforderung darstellt. Authentizität ist ein großer Wert (ganz anders als bei der konventionellen Stufe); dementsprechend hat Selbstverwirklichung als Bedürfnis und Recht jedes einzelnen einen hohen Stellenwert.

Charakteristika integraler Beziehungsgestaltung

Auf allen Stufen werden bestimmte Beziehungsqualitäten und -strukturen neu entfaltet. Auf jeder jeweils folgenden Stufe sind viele dieser Qualitäten und Strukturen im Idealfall als Erfahrungen und Wissen weiterhin vorhanden und werden in die Strukturen der neuen Stufe integriert.¹⁰³ Gleichwohl wird die vorherige Stufe oft be-

¹⁰³ Dies natürlich auch vor dem Hintergrund des bereits bei den existenziellen Beziehungskategorien aus individueller Perspektive nachgewiesenen und dargestellten Wechsel der Betonung von Zugehörigkeits- und Eigenständigkeitsqualitäten, wie er z.B. vom Kegan-schen Entwicklungsmodell vorgegebenen ist.

kämpft oder verleugnet. Denn jede neue Stufe mit ihren spezifischen Herausforderungen und Möglichkeiten wird bis zur relativistischen (grünen) Stufe einschließlich als die Gültige und Beste angenommen. Mit dem integralen Stufenbereich ändert sich dieser Prozess grundlegend, da nun erstmals alle vorherigen Stufen akzeptiert werden und potenziell zur Verfügung stehen. Die neue, integrale Qualität besteht darin, individuell, situativ und dem Kontext angemessene, verantwortliche Entscheidungen zu treffen, je nachdem, welche Einschätzungen, Verhaltensweisen oder sonstige Reaktionen jeweils sinnvoll sind - ganz gleich, welcher Stufe sie zuzuordnen wären. Beispielsweise werden auf dem integralen Stufenbereich durchaus Hierarchien akzeptiert, aber auch Heterarchien. Die Hierarchien können wechseln und partnerschaftliche Konstellationen sind immer möglich, je nach dem, was die Beteiligten in der gegebenen Situation für sinnvoll, möglich und angemessen halten.

Dies ist der Stufenbereich mit der umfassendsten Eigenverantwortung der Beteiligten. Diese Eigenverantwortung erstreckt sich auf alle Dimensionen in allen bisherigen Stufenqualitäten der Entwicklung, in denen die körperliche, emotionale und geistige Entwicklung ihre Grundstrukturen ausgebildet haben. Man fühlt sich letztlich nur noch dem eigenen Gewissen gegenüber verpflichtet im Bewusstsein und in Respekt gegenüber vorherrschenden Normen, Werten und kulturellen Gepflogenheiten.

Anders als bei den vorherigen Stufen gibt es hier für Partnerschaft oder Ehe, für Familien oder Arbeitsbeziehungen keine charakteristischen Ausprägungen, die eindeutig auf den integralen Stufenbereich zutreffen würden.

An die Stelle der Forderung nach größtmöglicher Authentizität wie auf der relativistischen (grünen) Stufe tritt jedoch nun die selektive Authentizität, bei der man selbst entscheiden und verantworten muss, welche Informationen man wem und in welcher Weise geben und was man von sich zeigen will. Dialog wird auf dieser Stufe als intentionaler Dialog verstanden, wie ich ihn bereits im 2. Kapitel im Zusammenhang mit den dialogischen Ansätzen beschrieben habe.

Beziehungsdimensionen im Spektrum der Entwicklung (vertikale Perspektive)

Nachdem ich zuvor die Charakteristika der Beziehungsgestaltung jeweils für den präpersonalen, den personalen und den integralen Bereich in idealtypischer und vereinfachender Weise dargestellt habe, möchte ich nun jede der fünf Oberkategorien und die jeweils drei dazugehörigen Unterkategorien für Beziehung *in ihrem Verlauf durch die Entwicklungsstufen hindurch* (also in vertikaler Richtung) verfolgen. Die Aufmerksamkeitsrichtungen oder Kategorien werden hier also in ihren stufenspezifischen Qualitäten und Bedeutungen ausgewiesen. Dadurch werden sie zu *Dimensionen*, deren Qualitäten sich stufengemäß verändern. Die Beziehungskategorien werden zu Entwicklungsdimensionen für Beziehungen konkretisiert. Je nachdem, wie ich die 15 Kategorien (oder auch die fünf Oberkategorien) also verwende, sind sie

- *Aufmerksamkeitsrichtungen* für eine differenzierte phänomenologische Beschreibung von Beziehungen oder
- *Entwicklungsdimensionen* für die jeweiligen Phänomene, die bei einer bestimmten Aufmerksamkeitsrichtung sichtbar werden, dar. Diese ordne ich dann interpretativ den Entwicklungsstufen zu.

Wenn ich hier die Entwicklung einzelner Dimensionen von Beziehungen darstelle, dann hebe ich sie jeweils nach dem Figur/Grund-Prinzip vor dem Hintergrund der anderen Dimensionen hervor. Die Dimension, die zur Figur wird, hängt natürlich jeweils mit den anderen Dimensionen zusammen, und die Entwicklung in einer Dimension hat Auswirkungen auf andere, auch wenn es immer wieder zu Stufenunterschieden im Hinblick auf die Ausprägungen einzelner Dimensionen kommt.

Soziale Bindung

Dimension „Beziehungstyp“

Für die präpersonalen Stufen und auch noch die erste personale Stufe (also alle Stufen bis einschließlich der konventionellen) definieren sich Beziehungen vor allem durch Familien- bzw. Verwandtschafts- und Clan-Beziehungen, bzw. werden alle Beziehungen überwiegend nach Prinzipien verwandtschaftlicher Beziehungen gestaltet. Auch Arbeits- und Freundschaftsbeziehungen werden zumindest auf der konventionellen Stufe den familiären Prinzipien (z.B. Dauerhaftigkeit, Loyalität) entsprechend betrachtet. Mit der zweckrationalen Stufe (orange) verschiebt sich der Akzent von der klaren Priorität der Familie und Verwandtschaft hin zu Zweckbündnissen (die unter Umständen auch vertraglich festgelegt werden). Damit ist eine Öffnung für neue Pools gegeben, aus denen heraus Beziehungen eingegangen werden können. Das Kriterium für die Auswahl ist nicht mehr primär die Blutsverwandtschaft oder die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe oder zu einer Glaubensgemeinschaft, sondern die Nützlichkeit.

Mit der nächsten, der relativistischen Stufe (grün) wird dieser Beziehungstyp wieder abgelöst durch Beziehungen, die hauptsächlich auf den Kriterien von Sympathie und Antipathie bzw. gemeinsamer Überzeugungen beruhen. Das Kriterium der Nützlichkeit tritt in den Hintergrund, die persönliche Selbstverwirklichung in Beziehungen bekommt neben der Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft, die ökologische, menschenrechtliche und ähnliche Ziele verfolgt, eine große Bedeutung.

Diese Beziehungstypen, angefangen von denen, die auf Familien und Verwandtschaften beruhen, über solche, die Nützlichkeit favorisieren bis zu denjenigen, bei denen Sympathie-/Antipathie oder gemeinsame Zielsetzungen vorherrschen, werden auf dem integralen Bereich (gelb) zu einer Einheit in der Vielheit; es gibt keinen bevorzugten Beziehungstyp mehr: vielmehr wird - je nach persönlichen, situativen und kontextuellen Möglichkeiten und Verantwortlichkeiten - die jeweils angemessene Art von Beziehung konstituiert.

Dimension „Beziehungsgeschichte“

Bis zur konventionellen Stufe (blau) ist die Bedeutung der Beziehungsgeschichte stark mythisch geprägt: Personen orientieren sich an und schmücken sich mit Vorfahren und deren heldenhaften Taten, und es werden Mythen um sie herum gesponnen. Gemeinsame Erfahrungen wie z.B. im Krieg oder die Klassengemeinschaft in der Schule stellen Grundlagen für lebenslange Bindungen dar. Viele etablierten Beziehungen werden als von höheren Mächten (Gott, Fügung, „Zufällen“ etc.) „gestiftet“ betrachtet

Auf der zweckrationalen Stufe (orange) nimmt die Bedeutung der Beziehungsgeschichte insgesamt, insbesondere jedoch ihre mythische Bedeutung stark ab: Mit der Orientierung an Erfolg und Leistung sind die alten Verbindlichkeiten kaum noch gültig; die Werte von Treue und Kontinuität haben nurmehr geringe Priorität. Bestand und Fortdauer der Beziehung hängen von aktuellen und gegenseitigen Interessen und vom Nutzen ab, den die Beziehungspartner aus ihr ziehen. An die Stelle von Treue und Loyalität treten also Tauschwerte, gegenseitige Nützlichkeit und vertragliche Bindungen.

Diese Bedeutungsverschiebung setzt sich auf der relativistischen Stufe (grün) fort, denn nun sollte die Beziehungsgeschichte gar keine große Rolle mehr spielen, da sonst die Forderung, dass es keine Wertunterschiede geben sollte und Traditionen die Beziehungen nicht bestimmen oder belasten sollten, schwer umgesetzt werden kann.

Im integralen Bereich (gelb) wird nun wieder die Integration aller vorherigen Stufen angestrebt, d.h. alle Bedeutungen der Beziehungsgeschichte sind zu berücksichtigen und nicht zuletzt gilt es, die Gegenwart in den Blick zu bekommen - die Beziehungsgeschichte hat also keine absolute, sondern nur eine relative Bedeutung gegenüber den jeweils gegenwärtigen Verhältnissen.

Dimension „Faktische Bindungen“

Für den präpersonalen Bereich (beige bis rot) ist die Bedeutung von faktischen Abhängigkeiten für eine Beziehung existenzieller Natur, denn hier muss man sich um das nackte Überleben kümmern und ist aufeinander sowie auf den Schutz vor feindlichen anderen und Umwelten angewiesen.

Auf der konventionellen Stufe (blau) besteht eine faktische Abhängigkeit des jeweils „schwächeren“ Geschlechts vom „stärkeren“ (wobei kulturell unterschiedlich sein kann, ob das der Mann oder die Frau ist), und es gibt ökonomische Abhängigkeiten. Außerdem wirken sich Abhängigkeiten, die sich aus Traditionen oder auch Erbschaften und Erbschaften ergeben, stark auf die Beziehungen aus.

Die zweckrationale Stufe (orange) weist geringere faktische Bindungen gegenüber Verwandtschaftsbeziehungen und Traditionen auf; sie werden überlagert von ökonomischen, freiwillig eingegangenen (zeitlich begrenzten) Bindungen und solchen durch vertragliche Verpflichtungen.¹⁰⁴

Für die relativistische Stufe (grün) sollen traditionelle und faktische Verpflichtungen eigentlich keine Rolle spielen. Hier ist man statt dessen offen für jede Möglich-

¹⁰⁴ Als Beispiel sei der „Lebensabschnittspartner“ genannt.

keit, die der Selbstverwirklichung und dem übergeordneten Gemeinschaftsinteresse dient - und geht nur aus solchen Interessen überhaupt faktische Bindungen ein. Alle anderen faktischen Bindungen werden eher als einengend erlebt und daher abgelehnt.

Im integralen Bereich (gelb) schließlich können alle bestehenden, faktischen Abhängigkeiten zur Wirkung kommen. Der Umgang damit vollzieht sich jedoch auf Grund einer integralen Wertehierarchie, die flexibel und situationsbezogen ist und mit hoher Eigenverantwortung wahrgenommen wird (siehe auch Tab. 9).

Konstellation

Dimension „Positionen zueinander“

Im präpersonalen Bereich sind die Positionen zueinander vom Kräfteverhältnis zueinander bestimmt und daher sehr statisch. Es herrscht also eine auf Stärke und Dominanz beruhende Hierarchie vor.

Dies ändert sich mit der konventionellen Stufe (blau); die starke Ausrichtung von Beziehungen an Hierarchien werden weiter beibehalten und jetzt von den Rollen und dem gesellschaftlichen Status bestimmt, was durch höhere Ordnungen oder Traditionen festgelegt ist. Daneben gibt es jedoch auch heterarchische Beziehungen unter Personen gleichen Status.

Auch auf der nächsten Stufe kommen hierarchisch angeordnete Positionen noch oft vor, jedoch wiederum unter einem neuen Kriterium: Statt auf Grund höherer Ordnung und Tradition werden Hierarchien auf der zweckrationalen (orangen) Stufe nach Erfolg und Leistung bzw. unter funktionalen Aspekten gebildet. Das heißt, dass die Hierarchien der Kompetenz entsprechen bzw. zuvor vereinbarten (demokratischen) Regeln und ausgehandelten Verträgen. Neben solchen hierarchischen Beziehungsstrukturen gewinnen heterarchische Beziehungen an Bedeutung. Hierarchien werden überdies oft durch horizontale Arbeitsteilung ersetzt.

Während Hierarchien also auf allen Stufen bis zur zweckrationalen (orangen) Stufe unter unterschiedlichen Kriterien ausdifferenziert sind, versucht man, sie auf der relativistischen (grünen) Stufe zu vermeiden: Man verzichtet auf Hierarchien möglichst ganz, bzw. eine herausgehobene Position wird als *primus inter pares* verstanden. Dieses Zurückstellen der Hierarchie schafft erstmals Platz für eine andere Priorität: jetzt kann die horizontale Position von Nähe und Distanz zueinander - die bis hierhin der Hierarchie oft nachgeordnet blieb - in den Vordergrund treten.

Tabelle 9: Soziale Bindung

	<i>Beziehungstyp</i>	<i>Beziehungsge- schichte</i>	<i>Faktische Bindungen</i>
Stufe	Welcher Art ist die Beziehung & welche Bedeutung hat sie für wen?	Welche Bedeutung haben Vergangenheit, & Zukunft für die Beziehung?	Welche faktischen Abhängigkeiten gibt es & wie bedeutsam sind sie?
<i>Präpersonal</i>	Verwandschafts- & Clanbeziehungen haben absolute Priorität	Beziehungsgeschichte wird mythologisiert; gemeinsame Erfahrungen spielen eine große Rolle	Überlebens-Abhängigkeiten (z.B. in Banden); die jeweils schwächere Seite ist abhängig
<i>Konventionell</i>	Verwandschafts- & Clanbeziehungen haben hohe Priorität; Kameradschaft / Freundschaft für das ganze Leben	traditionelle Bindungen & Traditionen haben hohen Wert	schwächere Seite („schwaches Geschlecht“) ist faktisch abhängig von den Stärkeren; Erbfolge & Tradition sind wichtig; ökonomische Abhängigkeiten
<i>Zweckrational</i>	Interessen- & Zweckbündnisse, Geschäfts- / Tauschbeziehungen; Verträge	Bedeutung der Beziehungsgeschichte nimmt ab - statt dessen aktueller Nutzen	ökonomische, freiwillig eingegangene Beziehungen lösen faktische Bindungen an Verwandtschaft & Tradition häufig ab
<i>Relativistisch</i>	Sympathie- / Antipathie wird dominant; „Selbstverwirklichung in Beziehungen“; Mitgliedschaft in „grünen“ Bewegungen	Beziehungsgeschichte soll nur nachrangige Rolle spielen, Vergangenheit ist kaum wichtig	faktische Bindungen sollten nur eine geringe Rolle spielen & flexibel gehandhabt werden
<i>Integral</i>	Beziehungen beruhen auf „Passung“ / Situationsangemessenheit oder persönlichen Prioritäten	Vergangenheit & Perspektive sind ebenso wichtig wie Gegenwart; die Beziehungsgeschichte hat jedoch nur relative Bedeutung	alle bestehenden faktischen Abhängigkeiten haben Wirkung; Umgang damit auf der Basis integraler Werte-Hierarchien & in Eigenverantwortung

Für den integralen Bereich (gelb) gilt wieder das bekannte Prinzip: Über das vorher Entwickelte kann nun erstmals je nach Erfordernis und Angemessenheit entschieden werden, und das heißt hier, dass sowohl hierarchische als auch heterarchische Beziehungspositionen dominieren können, je nach den Erfordernissen der Situation. Die hierarchischen Verhältnisse können darüber hinaus nun auch in ein und derselben Beziehung wechseln.

Dimension „Äußere Dynamik“

Nicht zuletzt wegen des durch Familien und Clans bestimmten Beziehungstyps und der vorgegebenen Hierarchien bis zur konventionellen Stufe (blau) wechseln die Positionen der Beziehungspartner wenig. Beziehungen können sich nur im Rahmen eng von den Positionen und Hierarchien vorgegebener Grenzen entwickeln.

Wenn Veränderungen in den (hierarchischen) Positionen - und damit in der Beziehungsdynamik - auftreten, dann ab der blauen Stufe und am ehesten im Zusammenhang mit neuen Pflichten (wie z.B. Kindererziehung) oder dem Wegfall alter Pflichten (z.B. Erwachsenwerden und Positionsübernahme durch die Kinder).

Diese durch die Positionen der Beziehungspartner noch recht gleichbleibende Dynamik ändert sich mit der nächsten personalen Stufe (zweckrational/orange) grundlegend. Nun ist es möglich, die Positionen aufgrund der funktionalen Hierarchien, die nach Zuständigkeiten, Kompetenzen oder auf Grund vereinbarter Regeln gebildet werden, immer wieder zu wechseln und dadurch die Dynamik zu verändern.

Diese Beweglichkeiten in den Positionen und damit auch in der Dynamik in den Beziehungen setzen sich auf der relativistischen Stufe noch weiter fort, wo die Positionen der Beziehungspartner fluktuieren bzw. sich selbst stark verändern, da Beziehungen von wechselnden Sympathien und sich wandelnden ideologischen Ausrichtungen abhängig sind und die Dynamiken sich daher ständig verändern.

Für den integralen Bereich (gelb) ist es bezeichnend, dass die Positionen der Beziehungspartner je nach Situation flexibel sind und immer wieder neu bestimmt werden und sich dadurch sowohl recht gleichbleibende als auch verändernde Dynamiken ergeben können.

Dimension „Abgrenzung zur sozialen Umwelt“

Im präpersonalen Bereich herrscht eine sehr starke Abgrenzung des Familien-, Clan- oder Bandensystems gegenüber der sozialen Umwelt vor; die soziale Umwelt wird als (zumindest potentiell) feindlich betrachtet.

Auf der konventionellen Stufe (blau) umfasst die Abgrenzung größere Beziehungseinheiten: Man grenzt sich beispielsweise von anderen Ethnien ab und hat ein ausgeprägtes Zugehörigkeitsgefühl zur Gemeinde, Ethnie und zum eigenen Land und zur eigenen Religionsgemeinschaft.

Diese Abgrenzung verändert sich auf der zweckrationalen Stufe (orange), wo die Grenze eher zwischen Gewinnern und Verlierern oder zwischen konkurrierenden sozialen Einheiten, Fachrichtungen und Funktionen gezogen wird.

Tabelle 10: Konstellationen

	<i>Positionen zueinander</i>	<i>Äußere Dynamik</i>	<i>Abgrenzung zur sozialen Umwelt</i>
Stufe	Welche Positionen nehmen die Bezie- hungspartner zuein- ander ein?	Welche systemische Dynamik entwickelt sich im Beziehungspro- zess?	Wie ist die Beziehungseinheit zur Umwelt abgegrenzt?
<i>Präpersonal</i>	statische Hierarchien auf Grund von Stärke & Dominanz	Positionen der Bezie- hungspartner sind sta- tisch bzw. ändern sich mit den Stärke-Verhält- nissen; wenig Dynamik	starke Abgrenzung des Bezie- hungssystems gegenüber der Umwelt
<i>Konventionell</i>	durch Rollen & Tra- dition festgelegte Po- sitionen & Hierarchi- en	Positionen der Bezie- hungspartner & Bezie- hungs-Dynamik verän- dern sich mit den Pflich- ten, dem Alter & den Rollen	soziozentrisch bedingte, starke Abgrenzung nach Ethnie, Ge- meinschaft, Nationalität, Religi- on etc.
<i>Zweckrational</i>	funktionale Hierarchi- en nach Arbeitstei- lung oder Kompetenz oder aufgrund verein- barter Regeln neben Heterarchien	Positionen der Bezie- hungspartner wechseln mit den übernommenen Aufgaben, Zuständigkei- ten & Interessen	Erfolgsgemeinschaften grenzen sich gegenüber Erfolglosen ab; Funktionseinheiten, die sich nach (fachlichen) Zugehörigkei- ten voneinander abgrenzen oder miteinander konkurrieren
<i>Relativistisch</i>	horizontale Bezie- hungspositionen tre- ten in den Vorder- grund; Nähe & Di- stanz nach Sympathie / Antipathie	Positionen der Bezie- hungspartner fluktuie- ren, starke Dynamik	möglichst geringe Abgrenzung; wenn dann aufgrund von Ideo- logien, Überzeugungen („Sze- nen-Zugehörigkeiten“) & Aus- richtungen
<i>Integral</i>	Hierarchie & Heterar- chie je nach Situation	Positionen der Bezie- hungspartner sind flexi- bel, je nach Situation, häufig wechselnde Dy- namik	flexible Abgrenzungen

Mit der relativistischen Stufe (grün) kommt es zur Negation von Abgrenzung. Ähnlich wie bei der Dimension „Positionen zueinander“ und der Hierarchie-Bildung, ist man auf dieser Stufe bestrebt, ohne Abgrenzung oder - realistischer formuliert - mit möglichst wenigen Abgrenzungen der Beziehungseinheit gegenüber sozialen Umwelten auszukommen. Allerdings findet auf dieser Stufe die Abgrenzung einer Beziehungseinheit dann doch auf Grund von gemeinsamen Überzeugungen, Ideologien und Projekten statt.

Der integrale Bereich (gelb) wiederum zeichnet sich durch flexible Grenzen aus - die Notwendigkeit von Grenzen an sich wird akzeptiert, jedoch werden sie flexibel

gehandhabt, so dass sie den jeweiligen Bedingungen, Notwendigkeiten und Potentialen angepasst werden können (siehe auch Tab. 10).

Erlebens- und Aufgabenbereiche

Dimension „Orte der Begegnung“

Die Orte der Begegnung für Beziehungen werden im präpersonalen Bereich stark nach Triebregungen und Impulsen aufgesucht. Sie ergeben sich oft im Zusammenhang mit pubertären, bandenmäßigen Unternehmungen. Danach stehen die Orte der Begegnung mehr im Zusammenhang mit dem Fortbestehen (oder Überleben) von Familien und Clans bzw. von größeren sozialen Zusammenschlüssen.

Auf der konventionellen Stufe (blau) sind die Orte der Begegnung zum großen Teil verknüpft mit der nächsten Unterkategorie, den stufenspezifischen gemeinsamen Aufgaben und Verpflichtungen, also mit dem Unterhalt, der Kindererziehung und der traditionellen Gemeinschaftspflege. Man trifft sich auf dieser Stufe außerhalb der Familie noch in Vereinen, Kirchengemeinden, sozialen oder kulturellen Gruppen und Schutzgemeinschaften (z.B. freiwillige Feuerwehr etc.).

Auf der anschließenden, der zweckrationalen Stufe (orange) befinden sich die Orte der Begegnung für Beziehungen am Arbeitsplatz, an Orten der Freizeitgestaltung, in konventionellen Weiterbildungseinrichtungen oder an religiösen Versammlungsorten.

Auf der relativistischen Stufe (grün) trifft man sich beispielsweise bei Zusammenkünften von Bürgerinitiativen, Interessengruppen und bei weltanschaulichen Gruppen sowie bei Gemeinschaftsaktivitäten und -projekten.

Im integralen Bereich (gelb) gibt es keine typischen Orte der Begegnung. Das Entscheidende ist hier eher, dass die jeweiligen Orte der Begegnung bewusst und selektiv gewählt werden und möglichst zu individuellen oder kollektiven Sinn-Projekten passen sollten.

Dimension „Gemeinsame Aufgaben“

Für den präpersonalen Bereich besteht die primäre Aufgabe einer Beziehung darin, das Überleben zu sichern, Überlegenheit zu gewährleisten sowie für die Familien bzw. für diejenigen, die zur Gemeinschaft dazu gehören, zu sorgen.

Auf der konventionellen Stufe (blau) füllen die familiären, kommunalen bis hin zu nationalen Aufgaben (einschließlich Wehrdienst), aber auch die Pflichterfüllung im Beruf die Beziehung aus. Eltern stellen sich primär der Aufgabe, die Familie zu ernähren, Kinder zu erziehen und die Familie zusammenzuhalten. Darüber hinaus beteiligen sich die Beziehungspartner an Gemeinschaftsaktionen in der Freizeit. Viele Beziehungen entstehen auch in Bildungszusammenhängen.

Die zweckrationale Stufe (orange) zeichnet sich auch in dieser Unterkategorie zusätzlich durch Funktionalität aus: Man vereinbart gemeinsame Projekte oder Aufgaben oder wird durch Aufgaben zusammengeführt (z.B. Teambildung oder berufliche Weiterbildungen).

Die relativistische Stufe (grün) findet Erfüllung in sozialen und humanitären Aufgaben: man will dazu beitragen, die Welt zu verändern, vor allem aber möchte man auch ein möglichst lebendiges Gemeinschaftsleben führen. Statt Wehrdienst wird von den jungen Männern auf dieser Stufe Ersatzdienst, von Frauen soziale Dienste geleistet.

Für den integralen Bereich schließlich lassen sich die Verpflichtungen in Beziehungen am ehesten durch das Motto ausdrücken, ein „gutes Leben“ zu leben,¹⁰⁵ was umfassende Verantwortung - auch für die Gemeinschaft - beinhaltet.

Dimension „Daseinsdimensionen“

Für die präpersonale Stufe gilt, dass sich Beziehungspartner vor allem auf der Ebene (über-)lebensnotwendiger Aktivitäten begegnen. Sexualität wird hier - ggf. im Rahmen strenger traditioneller Regeln - als Bedürfnis-Befriedigung und als triebhaftes Ausleben bzw. zu Fortpflanzungszwecken praktiziert. Eine weitere Daseinsdimension kann sich aus einem kollektiven Gefühl der Stärke und der Überlegenheit gegenüber anderen ergeben. Schließlich stellen gemeinsame Rituale und religiöse Aktivitäten wichtige Daseinsdimensionen für Beziehungen dar. Hier spielen „mythische Gemeinschaften“ eine große Rolle.

Auch auf der konventionellen Stufe (blau) sind Gemeinschaftsleben und Loyalität zentrale Daseinsdimensionen für Beziehungen. Auch bei gemeinsamen Bildungserfahrungen und auf schöngestiger Ebenen findet man oft Gemeinsames. Eine weitere Quelle für gemeinsame Erfahrungen liegen im Erleben „großer“ Gefühle, die auch religiöser Natur („mythische Gemeinschaften“) sein können.

Auf der zweckrationalen Stufe (orange) ist die Daseinsdimension weitgehend an individuellen Interessen orientiert und wird eher durch äußere Anreize gefüllt. Auch das gemeinsame Streben nach Erfolg (wie etwa in sportlichen Mannschaftswettkämpfen) ist eine wichtige Quelle für gemeinsame Erlebnisse. Es kommt häufiger zu gemeinsamen Projekten, Abenteuern und leistungsorientierten Aktivitäten, aber auch zu Ablenkungen und Vergnügungen.

Für die relativistische Stufe (grün) wendet sich das Blatt wieder, denn nun sind Gefühle vor allem bei privaten Beziehungen wichtig. In jedem Fall aber sollten persönliche Dimensionen in der Beziehung eine Rolle spielen. Auch das Leben in größeren freiwilligen Gemeinschaften (statt Kleinfamilien) ermöglicht auf dieser Stufe eine spezielle Erlebnisqualität.

Auf dem integralen Bereich (gelb) stehen idealer Weise alle Daseinsdimensionen zur Verfügung und können zum Tragen kommen und situations- und kontextbezogen realisiert werden (siehe auch Tab. 11).

¹⁰⁵ Der Philosoph Herbert Marcuse sprach vom „guten Leben“, wenn es darum geht, die Sublimierung (d.h. die Verfeinerung, Deutung und normativ-moralische Bewertung unserer biologischen Natur) in Beziehung zu setzen mit dem Anspruch auf Bedürfnisbefriedigung, und die Spannungen auszuhalten, die sich daraus ergeben (vgl. Jung 2003, 30f.)

Tabelle 11: Erlebens- und Aufgabenbereiche

	<i>Orte der Begegnung</i>	<i>Gemeinsame Aufgaben</i>	<i>Daseinsdimensionen</i>
Stufe	Wo begegnen sich die Beziehungspartner?	Welche Aufgaben & Verpflichtungen gibt es in der Beziehung?	Auf welchen Daseinsdimensionen begegnen sich die Beziehungspartner?
<i>Präpersonal</i>	Orte zur Überlebenssicherung und an okkupierten Plätzen	Überleben & Überlegenheit sichern sowie familiäre Aufgaben	Kampf; Sexualität; überlebensorientierte Erlebnisse; gemeinsame Rituale
<i>Konventionell</i>	bei familiären Zusammenkünften oder anderen sozialen Treffpunkten wie Vereinen, religiösen Versammlungsorten oder am Arbeitsplatz & in konventionellen Bildungseinrichtungen	Familie ernähren, Kinder erziehen, Arbeit in Vereinen, Kirche, sozialen Einrichtungen; berufliche & nationale Pflichten, Bildungsaufgaben	Loyalität; Gemeinschaftserlebnisse; schöngeistige Ebenen, gemeinsame Bildungserfahrungen; „große“ Gefühle; religiöse Gemeinschaftserfahrungen („mythische Gemeinschaften“)
<i>Zweckrational</i>	Orte der Freizeitgestaltung oder der Aus- & Weiterbildung, am Arbeitsplatz sowie in kulturellen Einrichtungen	berufliche Aufgaben; angemessene Einkünfte sichern; Projekte; Qualifizierungen	Daseinsdimensionen sind an individuellen Interessen orientiert; gemeinsame Projekte, Abenteuer & leistungsorientierte Aktivitäten, Wettkämpfe
<i>Relativistisch</i>	bei Zusammenkünften von Bürgerinitiativen, Interessengruppen & bei weltanschaulichen Gruppen sowie Gemeinschaftsaktivitäten	soziale, humanitäre & ökologische Aufgaben, (möglichst autarkes) Gemeinschaftsleben	Beziehungen, vor allem intime Beziehungen, beruhen stark auf Gefühlen; Gemeinschaftsaktionen als Erlebnis
<i>Integral</i>	Orte der Begegnung werden selbstbestimmt und situativ gewählt	ein „gutes Leben“ führen in Mitverantwortung für die Lebensgemeinschaft	gesamtes Spektrum der Daseinsdimensionen wird selektiv realisiert

Austausch

Dimension „Kontakt“

Für den präpersonalen Bereich gilt, dass der Austausch zwischen Beziehungspartnern stark von Stimmungen und Launen und den Lebensnotwendigkeiten abhängig ist, also je nach dem freundlich oder aggressiv sein kann. Darüber hinaus sind grenzüberschreitende oder symbiotische Kontaktqualitäten hier üblich.

Auf der konventionellen Stufe (blau) kann man als typische Qualität des Austauschs am ehesten „große“, oft auch pathetische Gefühle nennen. Es ist wichtig, Treue, Kameradschaft und Liebe auch immer wieder einmal in ritualisierter Form zu

bestätigen. Die Kontakte zwischen den Beziehungspartnern sind oft stark formalisiert.

Auf der zweckrationalen Stufe verläuft der Austausch entsprechend der vorherrschenden Leistungs- und Erfolgsorientierung entweder konkurrierend oder komplementär und richtet sich nach den Zwecken, denen der Kontakt dient.

Auf der relativistischen Stufe kommt es zu einer Austauschqualität zwischen den Beziehungspartnern, die eher von Sensibilität und emotionalem Berührtsein geprägt ist. Die Kommunikationsqualität ist oft von der Art, wie ich sie im 2. Kapitel als „normativ dialogisch“ beschrieben habe: man bemüht sich, empathisch, zugewandt und tolerant zu sein.

Die Haltung des intentional Dialogischen schließlich kennzeichnet am ehesten die Qualität des Austausches zwischen Beziehungspartnern auf dem integralen Bereich (gelb), das heißt dass die Qualität je nach Situation und Gelegenheit eher konventionell, sachlich, sensibel oder dialogisch-intensiv sein kann.

Dimension „Kontinuität“

Im präpersonalen Bereich verlaufen die Austauschprozesse zunächst unvorhersehbar, ohne Konstanz, später sind sie stark ritualisiert und eindeutig vorhersehbar.

Ganz anders verhält es sich auf der konventionellen Stufe (blau): Nun zeichnet sich der Austausch der jeweiligen Beziehungspartner durch hohe Kontinuität aus, da sie stark an Traditionen, Rollen und den Status der Personen gebunden sind. Wenn man die grundlegenden Regeln des Austauschs auf dieser Stufe verletzt, kann die Konstanz brüchig werden und in Turbulenz oder Feindschaft umschlagen.

Auf der zweckrationalen Stufe (orange) besteht die hohe Konstanz nicht mehr automatisch fort, da der Austausch stark abhängig von wechselnden Betätigungsfeldern und Aufgaben ist und vor allem von den Funktionen der Kommunikation und des Kontakts bestimmt wird.

Sehr viel bewegter und umfangreicher sind die Austauschprozesse auf der relativistischen Stufe. Man legt Wert darauf, alle anstehenden Fragen zu verhandeln und sich viel auszutauschen. In persönlichen Beziehungen, bei denen Sympathie und Antipathie eine wesentliche Rolle spielen, können Kontinuität und Ausmaß des Austauschs allerdings auch wieder stark schwanken.

An die Stelle äußerer Kontinuität tritt im integralen Bereich (gelb) noch stärker die innere Bewegung und Intensität im Austausch. Ansonsten gilt auch hier das schon mehrfach erläuterte Kennzeichen der integralen Stufe, dass die Austauschprozesse situationsbedingt gestaltet werden, also sowohl langfristig und kontinuierlich als auch episodisch sein können.

Dimension „Umgangsstil“

Nach der Qualität des Austauschs geht es hierbei um die *Form*, die der Austausch zwischen Beziehungspartnern hat (Dimension „Kontakt“). Diese Form ist auf der präpersonalen Ebene impulsiv, wenig differenziert und/oder stark ritualisiert.

Auf der konventionellen Stufe (blau) herrschen normengerechte und rollentypische Umgangsformen vor. Darüber hinaus zeichnet sich die konventionelle Stufe im Umgangsstil durch ein Verhalten aus, das der „guten Erziehung“ oder den „bürgerlichen Tugenden“ entspricht; er ist durch „passende“ Verhaltensweisen und Formeln geprägt.

Mit der zweckrationalen Stufe (orange) wird der Umgangsstil stark nach dem Beziehungstyp differenziert, und dann ist er eher sachlich, burschikos, familiär, vertraulich oder taktisch. Außerdem variiert er stark nach den Subkulturen und Sachgebieten sowie nach sozialen Status-Zugehörigkeiten.

Die relativistische Stufe (grün) zeichnet sich in ihrem Umgangsstil vor allem dadurch aus, dass sie möglichst authentisch oder szenentypisch ausgeprägt ist.

Im integralen Bereich (gelb) weicht der Anspruch, immer authentisch zu sein, dem Selektiv-Authentischen und Situationsangemessenen (siehe auch Tab. 12).

Tabelle 12: Austausch

	<i>Kontakt</i>	<i>Kontinuität</i>	<i>Umgangsstil</i>
Stufe	Welche Qualität hat der Austausch?	Wie sind Kontinuität und Ausmaß des Austauschs?	Welche Formen nimmt der Austausch an?
<i>Präpersonal</i>	von Stimmungen, Launen & Lebensnotwendigkeiten abhängig; kann grenzüberschreitend oder symbiotisch sein	unvorhersehbar oder schicksalsbedingt dauerhaft	impulsiv oder stark ritualisiert
<i>Konventionell</i>	„große“ Gefühle: Treue, Kameradschaft & Liebe oft in ritualisierter Form	sehr kontinuierlich & konstant; bei gravierenden Störungen erfolgt Unterbrechung oder Abbruch	rollentypisch, „gute Erziehung“, „bürgerliche Tugenden“, „passend“, formelhaft
<i>Zweckrational</i>	konkurrierend oder komplementär, eher funktional & zweckbedingt	abhängig von Orten der Begegnung & Aufgaben sowie den Funktionen	stark differenziert nach Beziehungstyp & Fachgebiet; sachlich, burschikos, familiär, vertraulich oder taktisch
<i>Relativistisch</i>	hohe Sensibilität & emotionales Berührtsein; normativ dialogisch	bewegt & ausgiebig, auf persönlicher Ebene gefühl-sabhängig schwankend	möglichst authentisch, szenentypisch, spontan
<i>Integral</i>	intentional dialogisch, situationsangemessen	innere Kontinuität oft wichtiger als äußere, situationsgemäß veränderlich	selektiv-authentisch, situationsangemessen

Entscheidungsfindung

Dimension „Orientierungsrahmen“

Im präpersonalen Bereich besteht der Orientierungsrahmen für Entscheidungen in der Polarität von Macht und Ohnmacht bzw. in Machtstrukturen.

Auf der konventionellen Stufe (blau) wird dieser Orientierungsrahmen durch vorgegebene Ordnungen und Regeln ergänzt, wobei die Machtstrukturen die vorgegebenen Ordnungen weitgehend widerspiegeln. Bestimmend für Entscheidungen in Beziehungen ist die Tradition und vorgegebene Moral bzw. auch der bewusste Verstoß gegen die Moral (mit entsprechenden Schuldgefühlen).

Mit der zweckrationalen Stufe (orange) ändern sich die Orientierungsrahmen vor allem dahingehend, dass sie nicht mehr fraglos als vorgegeben betrachtet, sondern vielfach ausgehandelt werden (nach Rechtsgrundsätzen, vertraglichen Vereinbarungen und demokratischen Prinzipien). Dabei sind die jeweiligen individuellen Interessen eine wichtige Orientierung bzw. gelten Kriterien wie Funktionalität und Effektivität.

Mit der nächsten Stufe (relativistisch/grün) wird die Perspektive für die Orientierung bei Entscheidungen mehr nach innen verschoben: Selbstverwirklichung ist ebenso wichtig wie die eigenen idealistischen Überzeugungen, aber auch Gefühle, Empfindungen und „Intuition“ werden hier zur Orientierung herangezogen. Verstand und rationale Überlegungen treten als Orientierungsrahmen eher in den Hintergrund. Auch eine Aufhebung oder Angleichung der Geschlechter-Differenz als Orientierungshilfe für Entscheidungen wird hier angestrebt.

Den entscheidenden Orientierungsrahmen auf dem integralen Stufenbereich bildet letztlich das eigene Gewissen, eine gut geschulte Intuition und die gemeinsame Verantwortung für das größere Ganze. Die Erfordernisse der Situation können gesehen werden und geben ebenfalls Orientierung. Es gibt auf dieser Stufe keinen übergeordneten Orientierungsrahmen für Entscheidungen mehr außer universellen und speziellen Prinzipien.¹⁰⁶

Dimension „Entscheidungsprozesse“

Im präpersonalen Bereich liegen die Entscheidungen jeweils im Belieben der Mächtigeren ohne Rückfrage und Verhandlung, also meist willkürlich. Es kann auch auf rituelle Entscheidungsformen zurückgegriffen werden, wie z.B. die Befragung von Orakeln, Horoskopen oder die Deutung von Omen oder Vorzeichen.

Auf der konventionellen Stufe (blau) wird so entschieden, „wie es sich gehört“ oder danach, was „man“ tut, also nach konventionellen moralischen Werten und Verfahren.

Zu mehr Individualität kommt es auf der zweckrationalen Stufe (orange). Dort können Verhandlungen geführt und Kompromisse ausgehandelt werden. Sollte das nicht möglich oder erfolglos sein, wird auf rechtliche Klärungsmöglichkeiten zurückgegriffen.

Die relativistische Stufe (grün) setzt an die Stelle von Verhandlungen Diskussionen: Man redet so lange miteinander, bis man einen Konsens erzielt hat. Das führt nicht selten zu langen Diskussionen, bis irgendwann doch eine Entscheidung getroffen wird.

Auf der integralen Stufe verlaufen die Entscheidungsprozesse nach den für die Situation jeweils angemessenen und ggf. ausgehandelten Verfahrensweisen.

Dimension „Entscheidungsträger“

Auf den präpersonalen Stufen entscheidet der jeweils Mächtigere allein - hier gibt es nur Dominanz oder Unterwerfung, von Mitsprache-Recht kann noch nicht die Rede sein. Die Entscheidungsprozesse werden also von der Machtverteilung vorherbestimmt. Das ändert sich mit der konventionellen Stufe (blau) insofern, als nun der jeweils hierarchisch Höhere (beispielsweise nach Status, Alter oder Position) zwar entscheidet und dafür auch die Verantwortung übernimmt, aber die Untergeordneten durchaus vor einer Entscheidung angehört werden können. Außerdem handelt der

¹⁰⁶ Ein universelles Prinzip ist beispielsweise: Möglichst viel Gutes für möglichst viele Menschen auf allen Stufen der Entwicklung.

4. Kapitel: Orientierungsmodell

hierarchisch Höhere im vermeintlichen oder tatsächlichen Interesse einer höheren Ordnung bzw. der sozialen Einheit als Ganzes. Die Entscheidungsträgerschaft (und damit auch die Verantwortung) wird also oft an die höhere Macht delegiert.

Auf der zweckrationalen Stufe (orange) konkurriert man darum, wer entscheidet. Außerdem kämpft man um die Gleichberechtigung bei der Verteilung von Macht und Verantwortung. Primär geht es hier jedoch mehr um Leistung und Erfolg als um

Tabelle 13: Entscheidungsfindung

	<i>Orientierungs- rahmen</i>	<i>Entscheidungs- prozesse</i>	<i>Entscheidungsträger</i>
Stufe	Woran orientieren sich die Beziehungspartner?	Wie wird entschieden?	Wer entscheidet & wer haftet für Entscheidungen?
<i>Präpersonal</i>	Nach Macht- & Ohnmacht bzw. nach vorhandenen Machtstrukturen	der Mächtige entscheidet ohne Rückfrage; Willkür; auch rituelle Entscheidungen nach Vorzeichen, Orakeln etc.	der Mächtige entscheidet, wie & wann er will, es gibt nur Dominanz oder Unterwerfung
<i>Konventionell</i>	„heilige Ordnungen“, vorgegebene Moral & entsprechenden Machtstrukturen	konventionelle Moral; „was sich gehört“, „was man tut“ bzw. was die Tradition oder das Glaubenssystem vorschreiben	die hierarchisch Höheren entscheiden, ggf. nach Anhörung, & sie tragen die Verantwortung (teilweise delegiert an übergeordnete, religiöse Mächte & Vorgaben)
<i>Zweckrational</i>	Vereinbarungen; Rechtsnormen; Funktionalität u. Effektivität; individuelle Interessen & demokratische Prinzipien	individualisiert; Verhandlungen um Lösungen oder Kompromisse, ggf. rechtliche Klärung	funktionale Entscheidungsträger & Verantwortliche; vereinbarte Entscheidungsverfahren; Delegation von Entscheidungsbefugnissen & Verantwortung möglich
<i>Relativistisch</i>	Selbstverwirklichung, eigene idealistische Überzeugungen; Empfindungen, Gefühle, „Intuition“; Aufhebung/Nivellierung der Geschlechter-Differenz wird angestrebt	lange Diskussionen, um Konsens zu erzielen; spontan, je nach Gestimmtheit	das Kollektiv entscheidet & verantwortet; nur zeitlich befristete & eingegrenzte Entscheidungsbefugnisse, Vollmachten & personelle Verantwortlichkeiten
<i>Integral</i>	nach eigenem Gewissen und Prinzipien (Innenorientierung) & der Intuition im Wissen um die jeweiligen Orientierungssysteme	situationsbezogen & prozesshaft - alle vorherigen Möglichkeiten im Repertoire; vereinbarte Verfahrensweisen	jeder ist prinzipiell entscheidungsmächtig & mitverantwortlich; Entscheidungsprozesse richten sich nach dem Anlass

Macht an sich. Die Entscheidungsprozesse verlaufen häufig gemäß fest vereinbarter Strukturen und Verfahrensweisen.

Auf der relativistischen Stufe (grün) entscheidet und verantwortet man vorrangig im Kollektiv, denn es gibt hier keine vorgegebene Entscheidungshierarchie. Die oft nach langen Diskussionen getroffenen demokratischen Entscheidungen sind in der Regel zeitlich befristet wie auch die entsprechenden Verantwortlichkeiten.

Im integralen Bereich (gelb) ist prinzipiell jeder entscheidungsmächtig und damit auch mitverantwortlich (siehe auch Tab. 13).

Alle Hauptkategorien und Kategorien in ihren entwicklungsspezifischen Ausprägungen sind in einer Übersichtstabelle zusammengestellt (Tab. 14).

4. Kapitel: Orientierungsmodell

Tabelle 14: Übersicht über die Stufen und Beziehungskategorien

Soziale Bindung			Konstellationen			Erlebens- und Aufgabenbereiche			Austausch			Entscheidungsfindung		
Beziehungstyp	Beziehungsgeschichte	Faktische Bindungen	Positionen zueinander	Äußere Dynamik	Abgrenzung zur sozialen Umwelt	Orte der Begegnung	Gemeinsame Aufgaben	Daseinsdimensionen	Kontakt	Kontinuität	Umgangsstil	Orientierungsrahmen	Entscheidungsprozesse	Entscheidungsträger
Welcher Art ist die Beziehung & welche Bedeutung hat sie für wen?	Welche Bedeutung haben Vergangenheit & Zukunft für die Beziehung?	Welche faktischen Abhängigkeiten gibt es & wie bedeutsam sind sie?	Welche Positionen nehmen die Beziehungspartner zueinander ein?	Welche systemische Dynamik entwickelt sich im Beziehungsprozess?	Wie ist die Beziehungseinheit zur Umwelt abgegrenzt?	Wo begegnen sich die Beziehungspartner?	Welche Aufgaben & Verpflichtungen gibt es in der Beziehung?	Auf welchen Daseinsdimensionen begegnen sich die Beziehungspartner?	Welche Qualität hat der Austausch?	Wie sind Kontinuität & Ausmaß des Austauschs?	Welche Formen nimmt der Austausch an?	Woran orientieren sich die Beziehungspartner?	Wie wird entschieden & wer hat das Recht für Entscheidungen?	Wer entscheidet & wer haftet für Entscheidungen?
Präkonventionell (beige bis rot)														
Verwandtschafts- & Clanbeziehungen haben absolute Priorität	Beziehungsgeschichte wird mythologisiert; gemeinsame Erfahrungen spielen eine große Rolle	Überlebens- & Abhängigkeiten (z.B. in Banden); die jeweils schwächere Seite ist abhängig	Statische Hierarchien auf Grund von Stärke & Dominanz	Positionen der Beziehungspartner sind statisch bzw. ändern sich mit den Stärke-Verhältnissen; wenig Dynamik	starke Abgrenzung des Beziehungssystems gegenüber der Umwelt	Orte zur Überlebenssicherung und an okkupierten Plätzen	Überleben & Überlegenheit gegenüber sowie familiäre Aufgaben	Kampf; Sexualität; Überlebensorientierte Erlebnisse; gemeinsame Rituale	von Stimmungen, Launen & Lebensnotwendigkeiten abhängig; kann grenzüberschreitend oder symbolisch sein	unvorhersehbar oder schicksalsbedingt dauerhaft	impulsiv oder stark ritualisiert	Macht & Ohnmacht bzw. vorgegebene Machtstrukturen	der Mächtige entscheidet ohne Rücksicht; er will, es gibt nur Dominanz oder Unterwerfung	der Mächtige entscheidet wie & wann er will, es gibt auch rituelle Entscheidungen nach Vorzeichen, Orakeln etc.
Konventionell (blau)														
Verwandtschafts- & Clanbeziehungen haben hohe Priorität	Traditionelle Bindungen & Traditionen haben hohen Wert	schwächere Seite („schwaches Geschlecht“) ist faktisch abhängig von den Stärkeren; Erfolge & Tradition sind wichtig; ökonomische Abhängigkeiten	durch Rollen & Tradition festgelegte Positionen & Hierarchien	Positionen der Beziehungspartner & Beziehungsdynamik verändern sich mit den Pflichten, dem Alter & den Rollen	soziozentrisch bedingte, starke Abgrenzung nach Ethnie, Gemeinschaft, Nationalität, Religion etc.	bei familiären Zusammenkünften oder anderen sozialen Treffpunkten wie Vereinen, religiösen Versammlungen oder am Arbeitsplatz	Familie ernähren, Kinder erziehen, Arbeit in Vereinen, Kirche, sozialen Einrichtungen; berufliche & nationale Pflichten, Bildungsaufgaben	Loyalität; Gemeinshaftserfahrungen; „große“ Gefühle; religiöse Gemeinshaftserfahrungen („mythen“)	„große“ Gefühle; Treue, Kameradschaft & Liebe oft in ritualisierter Form	sehr kontinuierlich & konstant; bei gravierenden Störungen erfolgt Abbruch	„gute Erziehung“, „bürgerliche Tugenden“, formelhaft	„heilige Ordnungen“; vorgegebene Moral & entscheidende Machtstrukturen	konventionelle Moral; „was sich gehört“, „was man tun darf“, „was das Glaubenssystem vorschreibt (teilweise delegiert an übergeordnete, religiöse Mächte & Vorgaben)“	die hierarchisch hohen entscheiden, ggf. nach Anhörung, & sie tragen die Verantwortung (teilweise delegiert an übergeordnete, religiöse Mächte & Vorgaben)

4. Kapitel: Orientierungsmodell

Zweckrational (orange)														
Interessen- & Zweckbündnisse, Ge-schäfts- / Tauschbezie-hungen; Ver-träge	Bedeutung der Beziehungsgeschichte nimmt ab - stat dessen aktueller Nutzen	ökonomische, freiwillig eingegangene Beziehungen lösen faktische Bindungen an Verwandtschaft & Tradition häufig ab	funktionale Hierarchien nach Arbeitsteilung oder Kompetenz oder aufgrund vereinbarter Regeln neben Heterarchien	Positionen der Beziehungspartner wechseln mit den übernommenen Aufgaben, Zuständigkeiten & Interessen	Erfolgseigenschaften grenzen sich gegenüber Erfolgen ab; Funktionen erfüllen, die sich nach (fachlichen) Zugehörigkeiten voneinander abgrenzen oder miteinander konkurrieren	Orte der Freizeitgestaltung, in Bildungseinrichtungen und am Arbeitsplatz sowie bei kulturellen Ereignissen	berufliche Aufgaben, Projekte, erfolgsorientierte Aufgaben	Daseinsdimensionen sind an individuellen Interessen orientiert; gemeinsame Projekte, Abenteuer & leistungsorientierte Aktivitäten, Wettkämpfe	konkurrierend oder kompetitär, eher funktional & zweckbedingt	abhängig von Betätigungsfeldern & Aufgaben sowie den Funktionen	stark differenziert nach Beziehungstyp & Fachgebiet; bürokratisch, bürokratisch, familiär, vertraulich oder faktisch etc.	Verhaltensnormen; Funktionalität u. Effektivität; Individuelle Interessen & demokratische Prinzipien	individuiert, Verhandelungen um Lösungen oder Kompromisse, ggf. rechtliche Klärung	funktionale Entscheidungsträger & Verantwortliche; ggf. Entscheidungsvorfahren; Delegation von Entscheidungsbefugnissen & Verantwortung möglich
Relativistisch (grün)														
Sympathie- / Antipathie wird dominant; Selbstverwirklichung in spielen, Verbeziehungen"; gangenheit ist Mitgliedschaft in „grünen" Bewegungen	Beziehungs-geschichte soll nur nachrangige Rolle spielen	faktische Bindungen sollen nur eine geringe Rolle spielen	horizontale Beziehungspositionen treten in den Vordergrund; Nähe & Distanz nach Sympathie / Antipathie	Positionen der Beziehungspartner fluktuieren, starke Dynamik	möglichst geringe Abgrenzung; wenn dann aufgrund von Überzeugungen („Szenen-Zugehörigkeiten“) & ähnlichen Ausrichtungen	bei Zusammenkünften von Bürgerinitiativen, Interessensgruppen & bei weltanschaulichen Gruppen sowie Gemeinschaftsaktivitäten	soziale, humanitäre & ökologische Aufgaben, (möglichst) autarkes Gemeinschaftsleben	Beziehungen v.a. intime, beruhen auf Gefühlen; Gemeinschaftsaktivitäten als Erlebnis	hohe Sensibilität & emotionales Bedürfnis; dialogisch	bewegt & ausgiebig, auf persönlicher Ebene gefühlssabhängig schwankend	möglichst authentisch, szenen- / persönlich, spontan	Selbstverwirklichung, idealistische Überzeugungen; Empfindungen, Gefühle, „Intuition“; Aufhebung der Geschlechter-Differenz angestrebt	lange Diskussionen, um Konsens zu erzielen; spontan, je nach Gestimmtheit	Kollektiv entscheidet & verantwortet; nur zeitlich befristete Entscheidungsbefugnisse, Vollmachten & personelle Verantwortlichkeiten
Integral (gelb)														
beruhen auf „Pasung“ / Situationsan-gemessenheit oder persönlichen Prioritäten	Vergangenheit & Perspektive sind ebenso wichtig wie Gegenwart; die Beziehungsschichte hat jedoch nur relative Bedeutung	alle bestehenden faktischen Abhängigkeiten haben Wirkung; Umgang damit auf der Basis der integralen Werte-Hierarchie & in Eigenverantwortung	Hierarchie je nach Situation	Positionen der Beziehungspartner sind flexibel, je nach Situation, häufig wechselnde Dynamik	flexible Abgrenzungen	Orte der Begegnung werden selektiv und situativ gewählt	ein „gutes Leben“ führen in Mitverantwortung	gesamtes Daseinsdimensionen wird selektiv realisiert	intentional dialogisch, situationsangemessen	innere Konflikte als äußere, situations-gemäß veränderlich	selektiv-authentisch, situationsbedingt	nach eigenem Gewissen (Innenorientierung) & der Intuition im Wissen um die jeweiligen Orientierungssysteme	situationsbezogen - alle vorherigen Möglichkeiten im Repertoire; vereinbarte Verfahrensweisen	jeder ist prinzipiell entscheidungsmächtig & mitverantwortlich; Entscheidungsprozesse richten sich nach dem Anlass

Der Beitrag der psychologischen Beziehungsverständnisse zu den Beziehungskategorien (individuelle und kollektive Perspektive)

Im 2. Kapitel dieser Arbeit habe ich ausgewählte psychologische (inklusive einiger systemischer und existenzieller) Ansätze im Hinblick auf ihre Aussagen zu Beziehungen dargestellt. Nachdem ich nun unter einer kollektiven Perspektive ein Modell für die Beschreibung und stufengemäße Charakterisierung von Beziehungen erarbeitet habe, möchte ich die psychologischen Theorien, Konzepte und Ansätze nun noch einmal unter der Frage betrachten, inwieweit sie Beiträge zu einzelnen Beziehungskategorien liefern und diese in ihrer inhaltlichen und qualitativen Ausprägung auffüllen können.

Die meisten Theorien, Ansätze oder Konzepte machen auch im Zusammenhang mit Beziehungen - wie bereits erwähnt - im wesentlichen Aussagen über innerpsychische Phänomene. In dieser Arbeit geht es jedoch in erster Linie darum, wie Beziehungen *zwischen* Menschen beschrieben und verstanden werden können. Sofern sich die Ansätze ausschließlich auf das Innerpsychische beschränken, waren sie für die Kategorienentwicklung zur Beziehungsbeschreibung vorrangig unter kollektiver Perspektive nicht direkt verwertbar, gaben aber Anregungen für die Suche nach kollektiven Kategorien.

Unter individueller Perspektive sind unter meiner Aufgabenstellung vor allem diejenigen Ansätze interessant, die eine *existenzielle* Perspektive einnehmen. Denn diese existenziellen Ansätze konnte ich für die Bestimmung von entwicklungsspezifischen Ausprägungen von Grundbedürfnissen und Grundängsten in Beziehungen nutzen. Diese Grundängste und Grundbedürfnisse wiederum können das „Zwischen“ von Beziehungen stark beeinflussen; sie stellen Herausforderungen aber auch mögliche Blockierungen für die jeweilige Form und Qualität von Beziehungen dar.

Bei der Betrachtung der Tabelle 3 vom Ende des zweiten Kapitels fällt auf, dass die dort zusammengestellten psychologischen Dimensionen im wesentlichen zwei Kategorien zugeordnet werden können: Daseinsdimensionen und Kontakt.

Nehmen wir beispielsweise die „Grundelemente der Liebe“, wie sie Erich Fromm mit den Begriffen Liebe, Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung und Erkenntnis belegte. Bis auf Verantwortungsgefühl lassen sich alle dieser Grundelemente der Kategorie „Kontakt“ oder „Daseinsdimensionen“ zuordnen; für Verantwortungsgefühl dagegen wäre als entsprechende Kategorie eher „Entscheidungsträger“ passend, wenn ich darunter kein „Gefühl“ verstehe, sondern die Grundhaltung „Verantwortlichkeit“.

Bei Josselsons Dimensionen handelt es sich ebenfalls häufig um Ausprägungen der Kategorie „Kontakt“ wie beispielsweise „Auge-zu-Auge-Bestätigung“, „Vertrautheit und Resonanz“, „Eingebettet-Sein“ oder auch „Fürsorglichkeit“. Mit ihrer Dimension „Leidenschaften“ dagegen macht sie ebenfalls Aussagen zur Kategorie „Daseinsdimensionen“. Zu dieser Kategorie können wir auch Rollo Mays Konzept von „Eros“ zählen. „Sorge“ wiederum zähle ich zu „Kontakt“.

Wie passen Riemanns Grundformen der Angst, also die Polaritäten Eigenständigkeit und Zugehörigkeit, sowie Dauer und Wandel, zu meinem Orientierungsmodell? Wie schon bei der Beschreibung von existenziellen Beziehungskategorien aus indivi-

dueller Perspektive wechseln auch in meinem Orientierungsmodell die Grundpolaritäten Zugehörigkeit und Eigenständigkeit insofern ab, als sie auf jeder Entwicklungsstufe wechselweise einmal in den Vordergrund und einmal in den Hintergrund treten.

Die andere Polarität, Dauer und Wandel dagegen zieht sich als Querdimension durch alle Kategorien, speziell diejenigen, die sich direkt mit Bewegung, Flexibilität und Veränderung beschäftigen, wie „äußere Dynamik“ oder „Kontinuität“.

4.3. Entwicklungstendenzen von Beziehungen im Spektrum

Zum Abschluss der Darstellung der Beziehungsdimensionen möchte ich die Entwicklungstendenzen der fünf Oberkategorien oder Haupt-Dimensionen in ihrer Entwicklungsdynamik zusammenfassend darstellen.

Soziale Bindung

Die starke, fast ausschließliche Bindung an traditionelle soziale Systeme wie Familie und Clan oder „mythische Gemeinschaften“ lockert sich mit zunehmender Entwicklung auf und verliert schließlich ihre vorherrschende Bindungskraft. An ihre Stelle treten individuelle Interessen und Überzeugungen, Zweckbündnisse sowie Sympathie und Antipathie als Grundlage für wechselnde Beziehungsgestalten. Mit zunehmender Entwicklung verliert auch die Geschichte einer Beziehung an Bedeutung für die gegenwärtige Qualität einer Beziehung, man kann sich von faktischen Notwendigkeiten und kulturellen Zwängen lösen und sich zunehmend auf freie Vereinbarungen und Interessen bei der Beziehungsgestaltung stützen.

Konstellation

Die ursprünglichen festgelegten Hierarchien, die auf reinen Macht- und Unterlegenheitspositionen basieren, gehen über in kulturell akzeptierte und schließlich frei vereinbarte hierarchische Konstellationen. Heterarchische Beziehungen gewinnen zunehmend an Bedeutung. Ausgehend von zunächst gleichbleibenden, eher starren Zuständen und festgelegten Positionen nimmt die äußere Dynamik immer mehr zu und beruht gleichzeitig immer stärker auf freien Vereinbarungen. Die Abgrenzungen der Beziehungseinheiten von ihrer jeweiligen sozialen Umwelt ist zunächst sehr stark. Im Laufe der vertikalen Entwicklung werden die Grenzen immer weiter gesteckt und gleichzeitig werden sie durchlässiger. Schließlich werden die Grenzen zur sozialen Umwelt flexibel je nach Situation und Interesse der Beteiligten gestaltet und variieren dann auch stark in ihrer Durchlässigkeit.

Aufgaben- und Erlebensbereiche

Die Orte der Begegnung von Beziehungspartnern sind zunächst an (Überlebens-) Notwendigkeiten gebunden, oder sie sind an Sitten und Gebräuchen in der jeweiligen Kultur geknüpft. Im Laufe der Entwicklung werden die Orte der Begegnung immer vielfältiger und können schließlich immer freier vereinbart und umgestaltet werden. Im gleichen Maß verändern sich auch die gemeinsamen Aufgaben von Beziehungspartnern, die zunächst stark arbeitsteilig geregelt und dann immer flexibler gehandhabt werden können. Die Wahl der gemeinsamen Aufgaben wird dabei zunehmend an selbstbestimmten Sinn-Kriterien orientiert. Die Daseinsdimensionen der Beziehungspartner verlagern sich im Lauf der vertikalen Entwicklung von vorgegebenen und alltäglich-organisatorischen sowie rituellen Bereichen immer stärker hin zu personalen Begegnungsmöglichkeiten bei der Verfolgung gemeinsamer Interessen geistiger, künstlerischer, freizeithlicher Art; schließlich gewinnen auch stark existenzielle, religiöse oder spirituelle Dimensionen an Bedeutung im gemeinsamen Erleben.

Austausch

Der aktuelle Kontakt ist zunächst impulsiv, danach eher zweckgebunden und konventionell, orientiert sich dann stärker an sachlichen Herausforderungen und Funktionen und erweitert sich in Richtung größerer Gefühlsqualitäten und Sensibilitäten. Der Umgangsstil wandelt sich von impulsiven und unkontrollierten hin zu ritualisierten, formalisierten und rollen- bzw. situationsgerechten Umgangsformen. Authentizität des Umgangs miteinander nimmt im Laufe der Entwicklung zu und wird schließlich sehr bewusst und selektiv eingesetzt. Die Kontinuität des Austauschs ist erst einmal sehr instabil, wird dann immer stabiler und verlässlicher und wird mit zunehmender Entwicklung im Sinne des Spektrums zunehmend flexibel gehandhabt.

Entscheidungsfindung

Der Orientierungsrahmen für Entscheidungen verlagert sich von reinen Macht-/Ohnmachtsverhältnissen, die auf Stärke und Überlegenheit beruhen, hin zu formal festgelegten und regelkontrollierten Macht- und Verantwortungsstrukturen in Beziehungen. Schließlich werden die Machtverhältnisse und Verantwortlichkeiten in Beziehungen immer stärker ausgehandelt und situationsangemessen praktiziert oder auch ganz von einzelnen Personen in Beziehungen auf die gesamte Beziehungseinheit verlagert. Die Entscheidungsprozesse in Beziehungen laufen zunächst rein nach Durchsetzungsmöglichkeiten, dann richten sie sich nach vorgegebenen Regeln und vereinbarten Zuständigkeiten und schließlich werden sie selbstreflexiv und situativ gestaltet; dabei folgen sie in zunehmendem Maß selbstverantworteten und übergreifenden ethischen Prinzipien. Die Träger von Entscheidungen in Beziehungen sind zunächst isolierte Einzelpersonen. Mit zunehmender Entwicklung bekommen immer mehr Personen einer Beziehungseinheit Entscheidungsmacht. Zunächst erfolgt die Verteilung der Entscheidungsträgerschaft nach traditionell festgelegten Regeln,

schließlich nach freien Vereinbarungen auf dem Hintergrund von Kompetenzen, Rollen und situativen Erfordernissen.

4.4. Der Beziehungskompass

Nachdem ich für zwischenmenschliche Beziehungen fünf Oberkategorien mit je drei Unterkategorien entwickelt und Beziehungen auf den verschiedenen Stufen des Spektrums in ihrer typischen Phänomenologie in horizontaler und vertikaler Weise beschrieben habe, ist es an der Zeit, die Komplexität wieder zu reduzieren; denn für die Arbeit mit Beziehungen in der Praxis von Beratung, Therapie und Pädagogik benötigen wir ein übersichtliches Orientierungsinstrument, das die Aufmerksamkeit lenken kann, ohne sie festzulegen. In diesem Instrument, das ich „Beziehungskompass“ nenne (Abb. 8), ordne ich die Kategorien kreisförmig an, um anzudeuten, dass es sich bei Beziehungen um lebendige Ganzheiten handelt, die zwar unter den verschiedensten Perspektiven und Aspekten betrachtet werden können, letztlich aber einen lebendigen Organismus bilden. Die Stufen des Spektrums deute ich lediglich mit den Farben an. Für die einzelnen Felder ist es dann leicht möglich, auf die Tabelle 14 und die ausführliche Darstellung der einzelnen Kategorien, Stufen und Entwicklungstendenzen in diesem Kapitel zurückzugreifen.

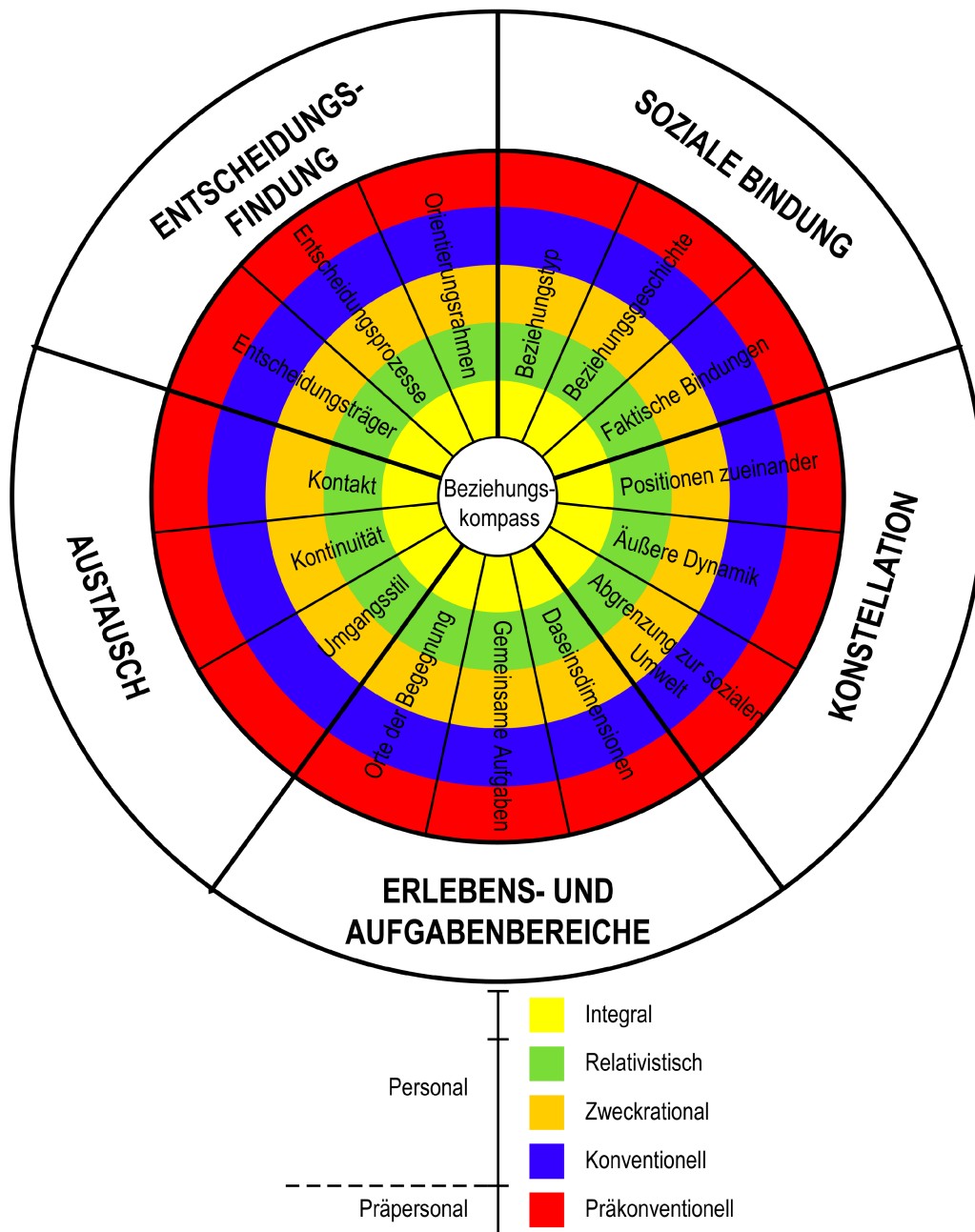


Abbildung 8: Der Beziehungskompass

5. Kapitel: Der Beziehungskompass in der Praxis

5.1. Die Arbeit mit dem Beziehungskompass

5.1.1. Settings der Anwendung

Der Beziehungskompass wurde in den unterschiedlichsten professionellen Settings erprobt, so in der Partner- und Familienberatung/-therapie, in der Einzelberatung/-therapie sowie in der Einzel-, Team- und Gruppen-Supervision.

Partner- oder Familienberatung/-therapie

Wenn man von einem Instrument zur Beschreibung von und Orientierung in Beziehungen und ihrer Entwicklung spricht, kommt einem der Anwendungskontext einer Partner- und Familientherapie wahrscheinlich zuerst in den Sinn, da es hier am ehesten Beziehungsanliegen sind, wegen derer die Klienten die Beratung oder Therapie aufsuchen. Der Beziehungskompass wurde hier explizit mit Klienten eingesetzt, um eine Bestandsaufnahme durchzuführen und mögliche Entwicklungsperspektiven aufzuzeigen. Er wurde aber auch implizit benutzt, das heißt zur Orientierung für die Bestandsaufnahme und für Entwicklungsperspektiven. Das Besondere an diesem Setting gegenüber den nachfolgend beschriebenen Kontexten ist, dass die Beteiligten an dem Beziehungsproblem oder -thema bei Partner-/Familientherapien meist anwesend sind, so dass man als Berater oder Therapeut direkt mit allen Beteiligten arbeiten kann. Beispiele hierfür werde ich in diesem Kapitel beschreiben.

Einzelberatung/-therapie¹⁰⁷

Die Anwendung des Beziehungskompass im Rahmen von Einzelarbeit wurde in zweierlei Hinsicht erprobt: Zum Einen wurde auch in Einzeltherapien eine Beziehung des Klienten zu anderen Personen zum Thema. Gerade in Therapien geht es häufig um unerledigte Geschichten mit lang andauernden vergangenen oder noch gegenwärtigen Beziehungen, sei es zu den Eltern, Geschwistern, ehemaligen Partnern, Freunden, Vorgesetzten und Kollegen etc. Dass die betreffenden Beziehungspartner, die für den Klienten zum Thema werden, in der Beratungs- oder Therapiesituation nicht persönlich präsent waren, machte die professionelle Arbeit an diesen Themen

¹⁰⁷ In diesem Zusammenhang gehe ich nicht von einer formalen oder objektiven Unterscheidung von Beratung und Psychotherapie aus, sondern eher davon, dass man sich in der Praxis auf einem Kontinuum zwischen den Polen Beratung und Psychotherapie bewegt.

deshalb nicht unmöglich. Der Gestalt-Ansatz beispielsweise verfügt mit seiner Methode des leeren-Stuhls oder anderen Anleihen aus dem Psychodrama über kreative Instrumente, die abwesenden Personen aus der Sicht des Protagonisten in den Raum zu holen. Auf diese Weise wurden Beziehungsgeflechte aus der Innen- und Außenperspektive des Klienten abgebildet, die dann nach dem Beziehungskompass beschrieben und nach ihren Entwicklungsmöglichkeiten untersucht wurden.

Eine zweite Möglichkeit, in diesem Kontext den Beziehungskompass anzuwenden, bestand darin, dass ich ihn direkt auf die Beziehung zwischen mir und dem Klient anwendete: Welche Formen des Austauschs sind möglich, wer übernimmt in der professionellen Beziehung welche Verantwortung, wer trifft die Entscheidungen über die Vorgehensweise? Dabei bin ich davon ausgegangen, dass sich viele Beziehungsmuster, die dem Klienten zum Problem werden, und die auch beim Therapeuten oder Berater eine gewisse Resonanz finden, auch in der Beratungsbeziehung durchzusetzen versuchen.¹⁰⁸

Einzel- Team- oder Gruppen-Supervision

Meiner Erfahrung als Supervisorin nach sind sind die Anliegen, wegen denen Supervision angefordert oder aufgesucht wird, sehr häufig mit Störungen in den Kollegen-, Vorgesetzten- oder Auftraggeber-Beziehungen verknüpft, selbst wenn sie zunächst ganz anders formuliert werden. Für diese Fälle galten die gleichen Anwendungsmöglichkeiten, wie ich sie für die beiden ersten Settings beschrieben habe; sie unterscheiden sich jedoch, je nach dem, ob die Beziehungspartner anwesend waren oder nicht. Der Beziehungskompass ließ sich, wie ich in der Beschreibung eines längerfristigen Supervisionsprozesses zeigen werde, jedoch auch zur Reflexion und Planung der einzelnen Schritte innerhalb eines solchen Prozesses nutzen.

Aus diesen verschiedenen Settings, in denen ich mit dem Beziehungskompass gearbeitet habe, um ihn zu erproben und weiter zu entwickeln, wähle ich im Folgenden typische Beispiele aus. Zunächst aber soll der Stellenwert der Arbeit mit dem Beziehungskompass in therapeutischen/beraterischen Prozessen kurz dargestellt werden. Dazu ist es erforderlich, zunächst kurz mein Beratungsverständnis zu skizzieren.

5.1.2. Vorgehensweise in allen Settings

Beratungsverständnis

Wenn ich beschreiben möchte, wie ich Beziehungsentwicklung zu unterstützen versuche, muss ich zunächst Aussagen dazu machen, welches Beratungs-/Therapieverständnis ich habe. Zu dieser Frage habe ich mich als Co-Autorin des Buches *Dia-*

¹⁰⁸ Eine exemplarische Darstellung der Phänomenologie der Beraterbeziehung folgt den Anwendungsbeispielen aus den verschiedenen Settings am Ende dieses Kapitels.

logische Beratung zum ersten Mal ausführlich geäußert (Fuhr & Gremmler-Fuhr 1991). Dort haben wir einen Beratungsansatz beschrieben, der auf folgenden Prinzipien, Annahmen und Konzepten beruht.

Der Ansatz

- folgt dem verstehensorientierten Verständnis von Beratung und Therapie;
- folgt dem Prinzip der Vielperspektivität;
- basiert auf der Theorie der Gestalttherapie (Kontaktzyklus und Modi des Bewusstseins);
- betont die dialogische Grundhaltung, wie sie von Martin Buber formuliert wurde und in der Gestalttherapie integriert wurde;
- gründet analog zum theoretischen Konzept des Kontaktzyklus der Gestalttherapie auf einem Zyklus der Beratung, der den Beratungsprozess in vier Phasen unterteilt.

Diesen Beratungsansatz habe ich seither (zusammen mit R. Fuhr) weiterentwickelt. Die grundlegenden Merkmale sollen im Folgenden kurz erläutert werden.

Verstehensorientiertes Verständnis von Beratung

In einem Lehrbuch für pädagogische Beratung hat Reinhard Fuhr eine Unterscheidung von Beratungsansätzen nach den vier Perspektiven der Wirklichkeit vorgenommen, wobei er zwischen schwerpunktmäßig *verstehensorientierten* und *lösungsorientierten* Beratungsansätzen unterscheidet (vgl. Krause et.al. 2003, 87-117; siehe auch Fuhr & Dauber 2002¹⁰⁹). Die lösungsorientierten Beratungsansätze berücksichtigen vor allem die individuelle und kollektive *Außenperspektive* und beruhen auf behavioralen Lerntheorien und (kognitiven) Verhaltenstheorien bzw. auf systemischen Theorieansätzen. Das von mir favorisierte Beratungsverständnis entspricht dagegen schwerpunktmäßig der individuellen und kollektiven *Innenperspektive*, da ich in meinem Beratungsverständnis ein Verfahren aus dem humanistisch-psychologischen Bereich zu Grunde lege.

Es mag zunächst verwundern, dass ich mit meinem Beziehungskompass (bzw. mit dem stufenspezifisch ausformulierten Orientierungsmodell) auf eine Weise in der Praxis verfare, die nicht in erster Linie lösungsorientiert, sondern verstehensorientiert ist. Die Verführung, ein stufenspezifisch ausformuliertes Orientierungsmodell als Modell zu nutzen, das nach einer Analyse einer Beziehung vorgibt, welche Schritte zur Entwicklung unternommen werden sollten, mag groß sein und damit auch die häufig anzutreffenden Vorbehalte gegen holarchische Modelle bestätigen. Eine solche Anwendung des Beziehungskompass bzw. des stufenspezifischen Orientierungs-

¹⁰⁹ Hier haben Reinhard Fuhr und Heinrich Dauber das Quadrantenmodell besonders auf die Praxisentwicklung als Forschungsmethode bezogen, wobei Dauber (1999; 2002) dies in der Anwendung für das Playbacktheater dargestellt hat und Fuhr & Gremmler-Fuhr dies am Beispiel von Kommunikation und Persönlichkeitsentwicklung konkretisiert haben (vgl. a.a.O., 22, 35 und 317).

modells halte ich jedoch nicht nur für ethisch fragwürdig, da sie die Autonomie der Einzelnen ebenso wie der Beziehungssysteme missachten könnte; ich halte sie auch nicht für besonders sinnvoll, da dem Beziehungssystem eine Entwicklung dann nur von außen „verordnet“ würde; im Grunde würde dies nur eine Translation (eine Verhaltensvariante auf der gleichen Entwicklungsstufe), nicht jedoch eine Entwicklung im Sinne einer Transformation (bzw. eines Paradigmenwechsels) darstellen. Da ich aber in meinem Ansatz zur Beziehungsentwicklung auch die Möglichkeit zur Transformation offen halten will, darf ich den Beziehungskompass nicht mit einem Beratungsansatz verknüpfen, der vor allem lösungsorientiert ist. Das am Spektrum der Entwicklung orientierte Beziehungs-Stufenmodell stellt lediglich das gesamte *Spektrum der Möglichkeiten für Beziehungsentwicklung* dar.

Vielperspektivität

Obwohl ich die von mir favorisierte verstehensorientierte Ausrichtung von Beratungsansätzen vor allem den linken Perspektiven zugeordnet habe, entspricht sie doch dem Anspruch der Vielperspektivität. Denn die grundlegende Unterscheidung der Ausrichtung eines Beratungsansatzes in vorrangig lösungsorientiert oder verstehensorientiert bedeutet ja nicht, dass die jeweils anderen Perspektiven ignoriert werden. Ich stelle also auch Überlegungen zu Problemlösungen und Verhaltensänderungen mit dem Klienten an, diese stehen jedoch nicht im Mittelpunkt der Arbeit. Ebenso messe ich den Erfolg oder Misserfolg einer Beratung nicht in erster Linie daran, ob und welche Lösungen gefunden wurden, sondern ob es gelungen ist, Anstöße dazu zu geben, dass Beziehungsmuster in Bewegung kommen. Denn schwerwiegende Probleme tauchen in Beziehungen vor allem dann auf, wenn sich bestimmte Beziehungsmuster (betrachtet unter den verschiedenen Kategorien des Beziehungskompass) verfestigt haben.

Theorie der Gestalttherapie

Der Beratungszyklus, an dem ich mich bei meiner Arbeit mit dem Beziehungskompass orientiert habe, basiert ganz wesentlich auf einem Grundmodell der Theorie zur Gestalttherapie (im folgenden werde ich vom *Gestalt-Ansatz* sprechen),¹¹⁰ dem *Kontaktzyklus*: Der Kontaktzyklus ist ein theoretisches Konstrukt, das den Prozess des Kontakts mit den Phasen „Vorkontakt“, „Kontaktnehmen“, „voller Kontakt“ und „Nachkontakt“ in idealtypischer Weise abbildet. Dabei bewegen sich Kurven von Energie und Bewusstsein in spezifischer Weise durch diese Phasen hindurch. Ebenso wie die energetische Erregung steigt auch die Konzentration des Bewusstseins in den ersten beiden Phasen an und gipfelt im „vollen Kontakt“, bis beide im „Nachkontakt“ wieder abebben. Dieser Verlauf entspricht dem Figur-Grund-Prozess, der nach der

¹¹⁰ Mit *Gestalt-Ansatz* vereine ich die Grundlagen der Theorie und Praxis der Gestalttherapie vor einer Differenzierung in charakteristische Konzepte und Modelle für Psychotherapie oder praktische Ausprägungen von Psychotherapie, Supervision, Beratung etc. (siehe Fuhr & Gremmler-Fuhr 1995).

Gestaltpsychologie „Gestalt“ genannt wurde. Diesem Kontaktzyklus entspricht das Phasenmodell, das meiner Arbeit zugrunde liegt.

Eine weitere wesentliche Grundlage des Gestalt-Ansatzes ist die phänomenologische Vorgehensweise, also das möglichst nicht-deutende Wahrnehmen der Wirklichkeit aus verschiedenen Perspektiven, wobei die Introspektion und die sinnliche Wahrnehmung Vorrang vor anderen Erkenntnisweisen hat. Diese Erkenntnisweise realisiert sich im Dialog.

Dialogische Grundhaltung

Bereits im Abschnitt zu den verstehensorientierten Beratungsansätzen habe ich darauf hingewiesen, wie unabdingbar es ist, von den Betroffenen selbst Aussagen über ihr Innenleben und ihre Wahrnehmungen zu bekommen. Mit einer dialogischen Grundhaltung, wie ich sie in dem Buch *Dialogische Beratung* (1991) ausführlich beschrieben und im *Handbuch der Gestalttherapie* (2001) weiter ausdifferenziert habe, kann dies auf eine Weise gelingen, die sowohl die Autonomie des Klientensystems respektiert, als auch anregend auf dieses einwirkt und eine angemessene Form für die Nutzung der Expertenkompetenz darstellt. Denn die dialogische Grundhaltung zeichnet sich dadurch aus, dass sie verschiedene Polaritäten berücksichtigt und eine Integration der jeweiligen Pole anstrebt. Ich habe folgende vier Dimensionen dialogischer Beziehung als Polaritäten herausgearbeitet:

„Realität des Du - Realität des Ich“: Hier geht es um die Herausforderung, sowohl die Weltansicht und Befindlichkeit des Klienten als auch die eigenen Wahrnehmungen und Einstellungen des Beraters zur Kenntnis nehmen zu können und anzuerkennen.

„Autonomie - Interdependenz“: Diese Polarität benennt die grundlegende Dimension menschlicher Bedürfnisse „Eigenständigkeit und Zugehörigkeit“, wie ich sie bereits im 3. Kapitel ausführlich dargestellt habe. Hier meine ich damit auf der einen Seite die Bedeutung der Eigenverantwortung und auf der anderen Seite soziale Verantwortung sowie die Verantwortung für das größere Ganze.

„Wissen - Leer-Sein“: Mit dieser Polarität versuche ich eine weitere Herausforderung zu benennen, die darin besteht, sowohl sein Wissen und seine Kompetenzen verfügbar zu haben, als auch offen, neugierig oder eben scheinbar „leer“ das aufnehmen zu können, was das Gegenüber mit seiner ganz individuellen Sicht darstellt und äußert.

„Eros - Sorge“: Diese Polarität beschreibt die Motivation, wie sie für alle vorherigen Polaritäten gelten soll. Einerseits muss der Experte einen Drang haben, bei seinem Gegenüber etwas bewirken und verändern zu wollen, andererseits soll die Haltung von Respekt für das Wohlergehen des Gegenübers geprägt sein (auch wenn dies aktuell nicht immer so aussehen mag - wenn er dem Klienten beispielsweise geliebte, aber schädliche Gewohnheiten bewusst macht; vgl. Gremmler-Fuhr 2001, 406-411).

Für die Anwendung des Beziehungskompass ist die dialogische Grundhaltung also eine wichtige Bedingung. Auf irgend eine Weise muss ja so etwas wie eine *Diagnose eines Beziehungssystems* stattfinden, eine Art Standortbestimmung oder Formulierung des Ist-Zustandes. Wenn man sich einer dialogischen Grundhaltung verschrie-

ben hat, hat das zur Konsequenz, dass eine solche Standortbestimmung nicht nur gemeinsam mit dem Klientensystem stattfinden muss, sondern dass das Klientensystem letztlich die Autorität für die Wahrhaftigkeit der Aussagen (oder „Daten“) hat. Auf diese Weise kann auch einem Missbrauch des Beziehungskompasses bzw. des stufenspezifischen Orientierungsmodells als objektivierendes, zuschreibendes Diagnoseinstrument entgegen gewirkt werden.

Beratungszyklus

Zusammen mit Reinhard Fuhr habe ich 1991 zum ersten Mal ein Phasenmodell für Dialogische (Gestalt-)Beratung vorgestellt, das wir seitdem vielfach erprobt und weiter angepasst haben.¹¹¹ Diese Darstellung eines idealtypischen Verlaufs besteht - analog zum Kontaktzyklus des Gestalt-Ansatzes - aus den vier Phasen *Orientierung*, *Bestandsaufnahme*, *Bedeutung* und *Perspektive*. Da es sich um einen schwerpunktmäßig *verstehensorientierten* Beratungsansatz handeln soll, ergibt sich daraus, dass diese vier Phasen nicht gleichmäßig gewichtet sind. Vielmehr wird die meiste Zeit für das Verstehen des Anliegens und der problematischen Situation aufgewendet.

Orientierung

Diese Phase dient der Kontaktaufnahme zwischen Berater und Klientensystem und ist damit das, was im Kontaktzyklus als „Vorkontakt“ bezeichnet wird. Dabei werden die Beziehungen untereinander definiert und Vereinbarungen getroffen (wie Zeitraum, Honorare und Absprachen sonstiger Art).

Bestandsaufnahme

In dieser zweiten Phase geht es um die phänomenologische Erforschung der problematischen Situation, des Anliegens, des Themas oder der Herausforderung. Ganz entscheidend ist es hier festzustellen, *was ist*, was das Erleben der Beteiligten in der betreffenden Situation einschließt (unter Berücksichtigung der Impulse, Empfindungen, Gefühle, Phantasien und Gedanken).

Diese Orientierung vor allem an der Innenwelt des Klientensystems (der subjektiven Darstellung und dem subjektiven Erleben der problematischen Situation oder des subjektiven Anliegens) bedeutet natürlich auch, dass es die „objektiv richtige“ Problemformulierung nicht geben kann. Vielmehr bedarf es vieler gemeinsamer Entscheidungen des Beraters mit dem Klientensystem, die zu diesem Zeitpunkt treffendste Problemformulierung auf verschiedenen möglichen Problem- oder Kontextebenen auszuwählen.¹¹² Im Zusammenhang mit Beziehungsthematiken geht es hier

¹¹¹ Vgl. Fuhr & Gremmler-Fuhr 1991; s.a. Fuhr & Gremmler-Fuhr 2004; Fuhr 2001, 1014ff.; Fuhr 2003, 104-117)

¹¹² Die Problemdefinition selbst kann sich darüber hinaus natürlich nicht nur auf der individuellen Ebene vollziehen, sondern könnte ebenso gut auf der zwischenmenschlichen Ebene, der institutionellen, gesellschaftlichen oder universellen Ebene angesiedelt werden (vgl. Fuhr 2002, 1012f. in Fuhr et.al. 2002).

also darum, die charakteristischen Beziehungsmuster herauszuarbeiten und möglichst klar zu formulieren.

Bedeutung

In dieser dritten Beratungsphase soll der Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung(en) das Problem oder Anliegen, wiederum auf verschiedenen Kontext-Ebenen (persönlich, zwischenmenschlich, beruflich oder sozial) hat. Hier geht es also darum, ein tiefergehendes Verständnis von der Bedeutung des Anliegens oder der Problematik des Klientensystems zu gewinnen. Das Erforschen dieser Fragen führt nicht selten zu einer Gratwanderung zwischen therapeutischer und beraterischer Arbeit. Daher sind in dieser Arbeitsphase mitunter auch neue Vereinbarungen darüber nötig, was in der professionellen Situation sinnvoll und möglich ist.

Perspektive

Nachdem in den letzten beiden Beratungsphasen das Problem oder Anliegen möglichst treffend für das Klientensystem formuliert, das Beziehungsmuster herausgearbeitet und die Bedeutung der Schwierigkeiten und Herausforderungen in unterschiedlicher existenzieller Tiefung aufgedeckt werden konnte, geht es in dieser letzten Arbeitsphase nun um mögliche Lösungen. Jetzt sind die Handlungsmöglichkeiten des Klientensystems zu klären, Alternativen abzuwägen oder auch schon Entscheidungen für mögliche Vorgehensweisen zu treffen und erste Schritte dahingehend zu planen.

Auch geht es in dieser Phase darum, den Beratungsprozess und die Beratungsbeziehung (immer wieder) zu klären und abzuschließen, so dass alles getan wird, um zwischenzeitlich entstandene Fragen oder Unstimmigkeiten, aber auch Wertschätzungen füreinander äußern zu können und so Reste zu vermeiden.

Dieser Beratungszyklus ist - analog zu seinem Vorbild Kontaktzyklus - jedoch auch nur wieder ein idealtypisches Konstrukt. Dementsprechend wird wohl auch kaum ein Berater streng nach diesem Phasenmodell vorgehen. Als Orientierung für Übungssituationen einerseits, aber auch zur Reflexion eigener professioneller Beratungsprozesse andererseits kann dieses Modell jedoch sehr nützlich sein. Entsprechend möchte ich dieses Beratungsmodell als Grundstruktur heranziehen, wenn ich im folgenden den Beziehungskompass in seiner Anwendung darstelle.

5.1.3. Funktion des Beziehungskompass¹¹³ innerhalb des Beratungszyklus

Zunächst einmal lenkt der Beziehungskompass die Aufmerksamkeit bei der Phase der *Bestandsaufnahme* auf die verschiedenen Phänomene einer Beziehung. Er unterstützt dabei, das Zwischen der Beziehung in den Blick zu bekommen, nicht nur die Verhaltensweisen, Gefühle, Urteile und Vorurteile sowie Schuldzuschreibungen von einzelnen Beziehungspartnern. Des weiteren ist er eine Anleitung dazu, Phänomene zunächst zu betrachten und zu beschreiben, bevor man sie interpretiert, denn der Beziehungskompass ist phänomenologisch konzipiert. Dabei können sehr unterschiedliche Wahrnehmungen der Beziehungspartner deutlich werden, die Anlass zu Schwierigkeiten etc. geben. Schließlich liefert der Beziehungskompass - insbesondere in der stufenmäßigen Ausprägung - reiche Grundlagen für das Erschließen von Beziehungsmustern.

In der Phase der Bedeutung oder Sinngebung kann der Beziehungskompass vielfältige Hinweise dazu geben, um die Problemsituationen in einer Beziehung und die Muster, die sich zwischen den Beziehungspartnern etabliert haben, besser zu erklären, zu verstehen und zu akzeptieren. Dabei können zwischen den Bedürfnissen, Erwartungen und Gewohnheiten im Hinblick auf einzelne Dimensionen des Beziehungskompass Diskrepanzen und Konflikte auftreten, die grundlegende Orientierung der Beziehungspartner, ihre Normen und Werte und Sinnhorizonte können sich stufenmäßig unterscheiden, oder die Beziehungspartner berücksichtigen einzelne Dimensionen vielleicht gar nicht oder zu wenig in ihrer Kooperation bzw. in ihrem Zusammenhang, dagegen werden andere Dimensionen möglicherweise in einer Beziehung überbetont usw.

Schließlich können aus der Arbeit mit dem Beziehungskompass auch Anregungen für alternative Einstellungen und Handlungsweisen in der Beziehung ergeben.

¹¹³ Wenn ich im Folgenden von „Beziehungskompass“ spreche, meine ich das gesamte Orientierungsmodell, also die fünf Kategorien zur phänomenologischen Beschreibung von Beziehungen samt ihren jeweils drei Unterkategorien, sowie die stufenmäßige Ausprägung dieser Kategorien, die dann als Entwicklungsdimensionen einer Beziehung verstanden werden.

5.2. Fallstudien zur Anwendung des Orientierungsmodells

5.2.1. Systematische Beziehungsanalyse mit Hilfe des Beziehungskompasses

Wenn ich im Folgenden den Beziehungskompass (und damit meine ich das gesamte Orientierungsmodell mit allen Kategorien und Stufen) auf systematische Weise erprobe und anwende, so verfolge ich damit zwei Intentionen:

Zum einen möchte ich jede Kategorie des Beziehungskompasses einmal an einem realen Beispiel versuchen zu veranschaulichen. Zum zweiten möchte ich überprüfen, ob eine systematische Anwendungsweise des Beziehungskompasses auch in bestimmten Phasen eines Beratungs-, Supervisions- oder Therapieprozesses sinnvoll ist - beispielsweise dann, wenn es wichtig ist, sich einen Überblick über das Ausmaß und die Qualität des Beziehungsnetzes zu verschaffen. Erst nach einer systematischen Anwendung des Beziehungskompasses ist zu erwarten, dass dieser auch wieder in den Hintergrund treten kann und in integrierter Weise zur Wirkung kommen, d.h. nicht so explizit und systematisch, sondern „organisch“ in den Beratungs-/Therapie- oder Supervisionsprozess integriert werden kann. Dies werde ich in diesem Kapitel ebenfalls zu veranschaulichen versuchen.

Zunächst möchte ich die Beziehungsgeflechte einer Frau namens Valerie¹¹⁴ anhand der Kategorien des Beziehungskompass auf systematische Weise analysieren. Vor zwei Jahren begann Valerie mit einer Gestaltpsychotherapie, deren Akzent auf der Unterstützung ihrer Persönlichkeitsentwicklung lag. In deren Verlauf bot es sich an, eine systematische Analyse ihres Beziehungsnetzes nach dem Beziehungskompass vorzunehmen. Dabei bezog ich mich also nicht auf eine bestimmte Beziehung von Valerie (zu ihren Eltern, ihrem Mann oder ihren Kindern), sondern ich habe versucht, alle ihr wichtigen Beziehungen mit einzubeziehen.

Durch die relativ lange professionelle Beziehung zu Valerie habe ich einen tiefen Einblick in ihre Lebensumstände und ihre Lebensgeschichte bekommen. Indem ich diese in diesem Fallbeispiel sehr ausführlich darstelle, möchte ich überprüfen, inwieweit sich der Beziehungskompass bei einer solchen Fülle von Informationen und ohne dass eine konkrete Fragestellung bei der Klientin im Vordergrund steht, sinnvoll einsetzen lässt.

¹¹⁴ Sämtliche Beispiele in diesem Kapitel stammen aus meiner Praxis als Gestalttherapeutin und Supervisorin, wobei ich die Daten der Personen und Kontexte so weit verfremdet habe, dass die persönliche Identität der Klienten geschützt bleibt.

Das Beziehungsnetz von Valerie

Zunächst schildere ich also ausführlicher die Lebenszusammenhänge und die Lebensgeschichte von Valerie, bevor ich diese dann als Hintergrund für eine systematische Anwendung des Beziehungskompass nutze.

Valerie ist 48 Jahre alt und seit 25 Jahren mit einem Professor für Informatik verheiratet, mit dem sie vier Kinder hat: zwei Töchter im Alter von 25 und 21 Jahren, zwei Zwillingssöhne im Alter von 14.

Valerie wuchs als älteste von zwei Kindern in einem Geschäftshaushalt auf. Die Eltern bauten mit großem Erfolg einen Betrieb für anspruchsvolle Einrichtungen für Praxen, Apotheken und Labore auf. Der Vater hatte den kreativen und experimentierfreudigen Part, die Mutter kümmerte sich um die Buchhaltung und sorgte für korrekte Abläufe. Im Laufe der Zeit wuchs der Betrieb auf eine Größe von 30 Mitarbeitern. Da die Eltern von Valerie den Betrieb allein leiteten, blieb wenig Zeit für die zwei Kinder. Das führte bei Valerie dazu, dass sie nach den vier Jahren Grundschule auf ein katholisches Kloster-Internat kam, von wo sie an den Wochenenden in die Familie zurückkehrte. In dieser Klosterschule erfuhr ihr in der Grundschule sehr gefördertes Selbstbewusstsein nun durch die rigiden Erziehungs- und Bestrafungsmethoden massive Einbrüche. Beispielsweise gab es dort noch Beschämungsrituale wie „in der Ecke stehen“, und auch die kreativen Fächer Kunst und Musik wurden ausschließlich dafür benutzt, ordentliche Ausführung und Disziplin zu lernen. Diese sehr kritisch-perfektionistische Haltung hat sich in ihr als erwachsene Frau sehr stark verankert, womit wohl auch ihre Neigung zu Selbstabwertungen bzw. zu Schwierigkeiten bei realistischen Selbsteinschätzungen zusammenhängen.

Valeries Rolle bei ihren Eltern zu Hause (die Eltern leben zwei Autostunden entfernt) besteht nach wie vor darin, ihre Mutter zu entlasten - sowohl mit der Übernahme häuslicher Pflichten als auch als Zuhörerin für die Sorgen der Mutter (seit sie ca. 12 Jahre alt war, ist sie vor allem die emotionale Stütze ihrer Mutter). Alles in allem beschreibt Valerie ihre Rolle im familiären System vor allem als ausgleichend bzw. harmonisierend. Mit ca. 18 Jahren schließlich lernt sie ihren späteren Mann Klaus kennen. Nach dem Abitur studieren beide, allerdings in verschiedenen Städten und auch in sehr verschiedenen Bereichen - Klaus studiert Informatik und wird es in diesem Fach bis zur Habilitation bringen. Valerie studiert das Lehramt für die Grundschule und schafft es gerade vor der ersten Schwangerschaft noch, ihr Referendariat zu beenden. Vor der Geburt des ersten Kindes heiraten die beiden, und während Klaus seine Karriere als Wissenschaftler vorantreibt, widmet sich Valerie ihren Aufgaben als Mutter und Hausfrau. Vier Jahre später wird die zweite Tochter geboren und sie nehmen die Möglichkeit wahr, für zwei Jahre nach Boston zu gehen, wo Klaus eine Gastdozentur an einer Universität bekommen hat. Als sie von dort zurückkehren, bekommt Klaus an einer deutschen Universität eine Stelle, wo sie sich dann auch niederlassen, obwohl die räumliche Entfernung zu den Eltern viel größer ist als vor dem Auslandsaufenthalt. Diese räumliche Entfernung wird jedoch sowohl durch die häufigen Telefonate als auch Besuche zu Geburtstagen und mitunter gemeinsame Urlaube versucht zu überbrücken.

In diese Zeit fällt auch eine große Umstellung bei Valeries Eltern, die sich schweren Herzens von ihrem Betrieb trennen: ihre große Hoffnung, dass der Sohn die Firma übernehmen würde, hat sich nicht erfüllt - eine Enttäuschung, die sie nicht wirklich

verbergen können. Der Sohn studierte Philosophie und ist von seinem Naturell her alles andere als ein Geschäftsmann. Da es für die Eltern (und auch für Valerie) überhaupt nicht naheliegend ist, dass die Tochter den Betrieb weiterführen würde, wird die Firma schließlich verkauft. Das bringt so viel Vermögen ein, dass nicht nur die Eltern, sondern auch die ebenfalls schon bedachten beiden Kinder nicht nur sorgenfrei, sondern fast luxuriös leben können. Für die Mutter von Valerie ist diese Entwicklung allerdings sehr schwierig; schon in der Vergangenheit kosteten Valerie die depressiven Neigungen ihrer Mutter viel Zeit und Geduld, da sich diese damit immer an sie wandte; nun hadert die Mutter schon über Jahre hinweg mit der Entscheidung, die Firma verkauft zu haben: sie ist plötzlich nicht mehr Chefin eines Betriebs mit Macht und Einfluss, sondern ist zur reinen Privatperson ohne Aufgabe geworden. Valerie telefoniert in diesen Zeiten nahezu täglich mit ihrer Mutter und versucht, diese mit der Entscheidung zu versöhnen. Da Valerie sehr einfühlsam ist, hat sie oft Schwierigkeiten, sich auch wieder abzugrenzen, was in Beziehung zu ihrer Mutter beispielsweise dazu führt, dass sie deren Stimmungen erlebt, als wären es die eigenen. Zwar leidet sie auch darunter, es fällt ihr jedoch schwer, ihre Mutter mit deren Eigenverantwortung zu konfrontieren - die darin liegende Klarheit empfindet sie nur als „Härte“ und „Ablehnung“, die sie ihrer Mutter nicht antun möchte.

Valerie hat in ihrer eigenen Familie ebenfalls die Rolle der emotional-versorgenden, harmonisierenden Hausfrau und Mutter, wie sie bei ihren Eltern und auch für ihren Bruder die vernünftige, zuverlässige und bei Sorgen und Nöten zuständige Tochter und Schwester ist, auf die man jederzeit zurückgreift. Mit diesem Aufgabenbereich ist Valerie lange Zeit zufrieden, doch als ihre älteste Tochter 20 Jahre alt wird, beginnt Valerie, genauer über ihre Zukunft nachzudenken. Ihr ist klar, dass die Jahre gezählt sind, in denen sie als Mutter gebraucht wird. Also sucht sie nach Möglichkeiten, an ihre alte Ausbildung anzuknüpfen, ohne dass sie ihre gegenwärtigen Aufgaben als Mutter (da ist noch die sechzehnjährige Tochter und die beiden neunjährigen Zwillinge) zu stark beeinträchtigen. In den Lehrerberuf, den sie - abgesehen vom Referendariat - noch nicht ausgeübt hatte, möchte sie nicht einfach zurückkehren. Sie reizt eine pädagogische Arbeit, bei der sie Einzelne stärker fördern kann. Deshalb fasst sie ein Zusatz-Studium in Sozialpädagogik ins Auge, besorgt sich Informationen und beginnt dieses Studium schließlich mit 46 Jahren. Zeitlich kann sie das so organisieren, dass sie während des Semesters nur eineinhalb bis zwei Tage Veranstaltungen besuchen muss, so dass ihr genügend Zeit für die Familie bleibt. Es fällt ihr jedoch sehr schwer, zu Hause etwas für ihr Studium zu tun - in ihrem Alltag ist sie immer noch völlig absorbiert in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter. Es kostet sie stets Anstrengung, sich für Studien-Aufgaben und auch für Hausarbeiten und Prüfungsvorbereitungen die nötigen Freiräume zu schaffen. Ihre Familie zieht sie stets in den Bann, dort fühlt sie sich für ein reibungsloses Familienleben zuständig - und dabei hat sie durchaus ihre Ansprüche: Geburtstage in der großen Familie wie auch Feiertage überhaupt bedürfen der ausgiebigen Vorbereitung, damit alles nicht nur reibungslos, sondern auch stilvoll und in schöner Atmosphäre abläuft.

Valeries Einschätzung dieser Muster ist ambivalent: Einerseits braucht sie die gelebten Beziehungen in ihrer Familie, andererseits will sie mehr zu sich kommen und ihre eigenen Interessen kennenlernen und ausleben. Sie empfindet ihren starken Einsatz für die Familie auch als Unzulänglichkeit und hat Schwierigkeiten, sich nur als Hausfrau und Mutter zu sehen, die das Studium nur als Hobby oder Alibi betreibt. Inwieweit sie sich nicht erlaubt, mit einem solchen Leben glücklich zu sein, oder ob ihr ein

solches Leben tatsächlich zu unbefriedigend wäre, ist eine Frage, die sie trotz längerer Beschäftigung damit nicht eindeutig beantworten kann. Neben ihrer Befriedigung, die sie in ihrem Familienleben erlebt (hat), hat sie zunehmend Schwierigkeiten, sich damit selbstbewusst darzustellen. So besteht eine starke Motivation für ihr Studium durchaus darin, etwas für ihr „Image“ zu tun: Sie weiß nicht wirklich, ob sie selbst aus ihrem Inneren heraus überhaupt studieren will und einen Beruf außerhalb ihrer vier Wände ausüben will. Es gibt aber auf jeden Fall starke Introjekte, die die Zufriedenheit mit einer Identität als Hausfrau und Mutter erschweren.

Aus ihrer Familiengeschichte bzw. dem erfolgreichen Berufsleben ihrer Eltern resultieren folgende Grundüberzeugungen (die sie zum Teil kognitiv nicht bejaht, die emotional aber stark wirken):

- Wer keinen beruflichen Erfolg hat, ist ein Versager - danach sind Valerie und ihr Bruder Versager.
- Es ist nicht erlaubt, sich wichtig zu nehmen (das macht es sehr schwer, Interessen zu entwickeln).
- Es gehört zu ihren Verpflichtungen, für das Wohlergehen ihrer Eltern zu sorgen.
- Das von den Eltern bereits geerbte Vermögen darf nicht für Vorhaben genutzt werden, die den Vorstellungen der Eltern nicht entsprechen - eine Hausaufgabenbetreuung für Schüler oder ein Förderungsinstitut für Lernbehinderte wäre in Ordnung, wenn sie ökonomisch erfolgreich geführt würden. Eine Investition in ein Projekt, das persönlich befriedigend aber finanziell oder den Status betreffend kein großer Erfolg ist, würde die Eltern nicht überzeugen.

Im Folgenden werde ich jede Beziehungskategorie danach überprüfen, inwieweit sie im Leben von Valerie Bedeutung hat.

Systematische Anwendung des Beziehungskompasses

Soziale Bindung

Valerie ist sowohl mit ihrer Herkunftsfamilie als auch mit ihrer gegenwärtigen Familie eng verbunden: familiäre *Beziehungstypen* wie ihre Beziehung zu Eltern, Ehemann, Kindern und ihrem Bruder haben hohe Priorität. Entsprechend wird das eigene Leben zu einem hohen Maß um die Erwartungen der Familienangehörigen herum organisiert (beispielsweise das Studium von Valerie, aber auch die häufigen Familienfeiern und gelegentlichen gemeinsamen Urlaube).

Die Bedeutung der *Beziehungsgeschichte* bei Valerie zu ihren Eltern ist sehr groß: sowohl für Valeries Vergangenheit als auch für ihre Zukunft sind ihre eigene Familie und ihre Herkunftsfamilie sehr bestimmend, denn sie richtet sich bei ihren Entscheidungen in hohem Maße nach deren Vorgaben und Bedürfnissen. Die Eltern (vor allem die Mutter) brauchen ihre emotionale Unterstützung, und für die Kinder (auch für die inzwischen schon großen Töchter) muss sie weiterhin zur Verfügung stehen.

Die *faktischen Bindungen* von Valerie sind durch ihre günstige ökonomische Situation (das teilweise bereits aufgeteilte Vermögen der Eltern, das allerdings eine starke moralische und emotionale Abhängigkeit zu diesen erzeugt) sehr gering. Da

Valerie also durch ihre Eltern eigenes Vermögen in die Ehe eingebracht hat, ist sie nicht vom Gehalt ihres Mannes abhängig.

Zusammengefasst muss man die Art und Weise, in der sich die soziale Bindung bei Valerie darstellt, schwerpunktmäßig der konventionellen Stufe (blau) zuordnen, denn in dieser wird der Familie sehr hohe Priorität gegeben und Traditionen spielen eine große Rolle. Allerdings wird dieses Bild durch die erfolgreiche Geschäftskarriere der Eltern und der daraus resultierenden Erwartungen der Eltern an die Lebens- und Beziehungsgestaltung der Kinder durchbrochen. Daraus ergibt sich für Valerie eine schwierige Spannung.

Konstellation

Valerie nimmt nicht erst seit ihrer frühen Mutterschaft die Rolle der Ausgleichen- den, für emotionale Harmonie und Sicherheit Sorgenden ein. Damit erfüllt sie die Rolle der Tochter, die die Mutter psychisch, aber auch tatkräftig im Haushalt unterstützt; aber sie fügt sich auch lange Zeit ohne Schwierigkeiten in die eigene Rolle als Mutter und Hausfrau, in der sie sehr aufgeht. Ihre *Position* zu ihren Eltern und innerhalb ihrer eigenen Familie ist dementsprechend die typisch traditionelle: als Tochter und Ehefrau befindet sie sich letztlich in einer zwar sehr wichtigen, aber trotz allem unterlegenden Position, da die traditionellen Werte für sie als Frau (und das heißt hier „nur“ Hausfrau und Mutter) keine höhere Position zulassen. Weder aus ihrer täglichen Arbeit zu Hause noch aus ihrem schließlich aufgenommenen Studium leitet sowohl ihr Umfeld als auch sie selbst ein gewisses Recht ab, aus den traditionell die- nenden und sich unterordnenden Positionen auszusteigen.

Daraus resultiert eine *äußere Dynamik* in den Beziehungsprozessen von Valerie zu ihrem Umfeld, die nicht sehr beweglich ist. Die Ausprägung dieser Beziehungskategorie ist also auch auf der konventionellen Ebene (blau) anzusiedeln, und sie entspricht wegen der Rigidität der Rollenkonstellationen teilweise sogar präkonventionellen Kriterien.

Die *Abgrenzung zur sozialen Umwelt* erfüllt ebenfalls die Kriterien für die konventionelle Ebene, nach der es eine starke Abgrenzung der gesamten Familie gegenüber Nicht-Familienmitgliedern gibt.

In der Oberkategorie „Konstellation“ haben wir es also bei Valeries Beziehungs- geflechten ebenfalls mit einem Magnetpol auf der konventionellen (blauen) Ebene zu tun, der jedoch bei der Kategorie „äußere Dynamik“ mit präpersonalen bzw. präkon- ventionellen „Einsprengeln“ durchsetzt ist. Dies setzt jeder transformativen Bezie- hungsentwicklung starke Widerstände entgegen.

Erlebens- und Aufgabenbereiche

Die *Orte der Begegnung* für Valerie und ihre Beziehungspartner liegen ganz klar bei familiären Zusammenkünften und gemeinsamen Freizeitaktivitäten mit der Fami- lie - andererseits auch in der Fachhochschule, wo Valerie ihr Zusatzstudium ableistet und Kontakt zu Lehrenden und Kommilitonen aufnimmt. Dies entspricht wiederum der konventionellen Ebene (blau) mit gelegentlichen „Ausflügen“ in den zweckratio-

nen Bereich (orange), wenn Valerie eigenständig Beziehungen außerhalb der Familie aufnimmt (wie intensiv und kontinuierlich auch immer).

Bei der Kategorie der *gemeinsamen Aufgaben* ist zu erwarten, dass in der Beziehung von Valerie zu ihrem Mann ihre gemeinsame Elternschaft das wichtigste Band darstellen. Auch hier finden wir wieder eine für die konventionelle Ebene typische Ausprägung dieser Kategorie: Der Vater geht einer angesehenen Beschäftigung nach und erfüllt seine Aufgabe, die Familie zu ernähren (auch wenn dies in der tatsächlichen ökonomischen Situation eher für Klaus' Selbstverständnis wichtig ist, als dass es einer realen Notwendigkeit entspräche), und die Mutter widmet sich umfassend der Kindererziehung. Aus dem Versuch von Valeries beruflicher Neuorientierung in Richtung Sozialpädagogik ist nicht anzunehmen, dass sich gemeinsame Aufgaben und Verpflichtungen mit ihrem Mann ergeben, der seine ganz eigene Karriere verfolgt.

Was die *Daseinsdimensionen* betrifft, so begegnet Valerie ihren Familienmitgliedern bei den regelmäßigen gemeinsamen Mahlzeiten (nur die älteste Tochter lebt nicht mehr im Haushalt der Eltern). Die gesamte Familie plus Eltern begegnen sich regelmäßig bei Familienfeiern, die von allen bisher als sehr wichtig und befriedigend erlebt werden. Also haben wir es auch hier wieder schwerpunktmäßig mit einer der konventionellen Ebene entsprechenden Ausprägung zu tun, wie auch die gesamte Oberkategorie *Aufgaben- und Erlebensbereiche* ihren Schwerpunkt im konventionellen (blauen) Bereich hat - mitunter aufgelockert durch Anflüge zur nächsten Ebene, dem zweckrationalen Bereich.

Austausch

Was den *Kontakt* betrifft, entsprechen Valeries (vor allem familiäre) Beziehungen stark der konventionellen Art und Weise, denn ritualisierte Formen (z.B. von Treue und Verbindlichkeit) sind seine hervorstechenden Eigenschaften.

Über die *Kontinuität* lässt sich ebenfalls sagen, dass ihr Schwerpunkt im konventionellen Bereich liegt, denn der Austausch ist von vornherein festgelegt und orientiert sich an Traditionen.

Diese Einordnung gilt auch für die letzte Unterkategorie, den *Umgangsstil*, denn für Valerie und ihre Familie sind gutes Benehmen und die angemessene Erfüllung rollentypischer Erwartungen in Beziehungen eine berechtigte Erwartung.

Demzufolge ist auch hier die konventionelle Ebene stark repräsentiert, wie überhaupt die gesamte Oberkategorie sehr eindeutig von dem konventionellen Bereich dominiert wird.

Entscheidungsfindung

Im Zusammenhang mit der Kategorie *Orientierungsrahmen* ist deutlich, dass Valerie sich in ihren Entscheidungen sehr von den Bedürfnissen ihres Umfeldes leiten lässt und eher Schwierigkeiten hat, eine innenorientierte Perspektive einzunehmen: Sie richtet sich bei ihrer weiteren professionellen Zukunftsplanung sehr stark nach

dem, was äußerlich passend und naheliegend ist. Damit bleibt sie ihrer konventionellen Rolle gerecht.

Also gilt auch für die Kategorie *Entscheidungsprozesse* ein Magnetpol im konventionellen Bereich, wenn Valerie - selbst mit ihrem Zusatzstudium - innerhalb der Grenzen dessen bleibt, was man von einer studierten Grundschullehrerin nach langer Kinderpause erwartet.

Die letzte der Beziehungskategorien, die des *Entscheidungsträgers*, ist so zu beantworten, dass es sich jedenfalls nicht um eine individuelle und personale Entscheidungsidentität handelt. Valerie lässt primär die Umstände entscheiden, dass heißt, sie delegiert letztlich die Entscheidung an das Umfeld - eine charakteristische Entscheidungsträgerschaft der konventionellen Ebene.

Auch für die gesamte Oberkategorie *Entscheidungsträger* ergibt die Beziehungsanalyse von Valerie demnach eine eindeutige Dominanz im konventionellen Bereich.

Fazit

Valeries Beziehungsgeflecht ist sehr stark auf ihr Familiensystem beschränkt, das sich in fast jeder Hinsicht im konventionellen Paradigma bewegt. Nur in drei Kategorien gibt es eine „Abweichung“ von dieser Grundtendenz in den zweckrationalen Bereich (*faktische Bindungen*), eine in den präkonventionellen Bereich (*äußere Dynamik*) und eine uneindeutige Zuordnung zwischen dem konventionellen und dem zweckrationalen Bereich (*Orte der Begegnung*). Die Probleme ergeben sich daraus, dass Valerie unzufrieden mit ihrer Rolle ist und nach stärkerer äußerer Anerkennung sowie nach Selbstverwirklichung strebt, sie sich also individuell weiter entwickeln möchte, sich aber aus eigener Kraft nicht aus den alten Strukturen lösen kann. Mit anderen Worten: Valerie strebt eine Transformation an, für die sie in ihrem Familiensystem (ihrem wichtigsten Unterstützungsfaktor) keinerlei Rückhalt hat, da die Mitglieder an einer Veränderung von Valeries Rolle in dem Beziehungssystem (was eine zwangsläufige Folge wäre) nicht wirklich interessiert sind. Trotz ihrer recht klaren Intention ist daher die Realisierung ihres Wunsches nach Entwicklung bis jetzt immer wieder zum Scheitern verurteilt bzw. bleibt auf einer das Beziehungssystem nicht störenden Konkretisierungsebene.

Zusammenhänge zur individuellen Perspektive

Die Beziehungsanalyse aus der kollektiven Perspektive hat bereits eine starke Ausprägung auf der konventionellen Ebene ergeben, so dass ich nun mit der Hypothese gehe, dass auch Valeries individuelle Bedürfnisse und Ängste in Beziehungen damit zu tun haben könnten. Beim konventionellen Bereich steht ja die *Zugehörigkeit* im Vordergrund, während die Eigenständigkeit in den Hintergrund tritt. Als Grundbedürfnisse hatte ich *Nähe, Sicherheit, Dauer und Sorge* herausgearbeitet, als Grundängste dieses Bereichs formulierte ich die *Angst vor sozialer Isolation*.

Nach dem, was wir von Valerie erfahren haben, können wir gewisse „blaue“ Grundbedürfnisse annehmen: Im Zusammenhang mit der Kategorie *faktische Bin-*

dungen aus der kollektiven Perspektive habe ich bereits angedeutet, dass aus dem finanziellen Erbe von den Eltern schon zu deren Lebzeiten eine innere Verpflichtung in Valerie erwächst, diese nicht zu enttäuschen und sich dieses Erbes wert zu erweisen. Das macht sie in ihren inneren Entscheidungen sehr unfrei, denn sie fühlt sich absolut verpflichtet, die Beziehung zu den Eltern so zu erhalten, wie sie ist. Deshalb pflegt sie ihre Familienbeziehungen sehr; sie sorgt sich um ihre Angehörigen, steht gern mit Rat und Tat zur Seite und genießt familiäre Treffen und Aktivitäten. Aus all dem zieht sie ein hohes Maß an Befriedigung und auch Sicherheit. Aber sie spürt auch zunehmend die Unfreiheit, die sich aus ihrem Empfinden einer selbstverständlichen Verpflichtung ergibt, für die Familie da zu sein. Besonders die zunehmenden Altersgebrechen der Eltern beginnen sie zu ängstigen und zu belasten, da sie nicht weiß, inwieweit sie sich davon abgrenzen kann und will.

Dass Valerie - trotz dieser Zufriedenheit in ihrem Familiensystem - auch große Anstrengungen unternimmt, neue Voraussetzungen für eine Berufstätigkeit zu schaffen, könnte auch mit einer *Angst vor sozialer Isolation* zu tun haben: Valerie spürt, dass ihre aktive Funktion als Mutter zeitlich begrenzt sein wird und will sich darauf einstellen und Voraussetzungen für eine neue Funktion schaffen, wenn sie als Mutter nicht mehr gebraucht wird. Damit versucht sie in der Sprache meines Entwicklungsmodells, einen Übergang vom konventionellen zum zweckrationalen Bereich zu schaffen: sie will (und kann) sich nicht bis hohe Alter allein als Mutter (und eventuell Großmutter) und Tochter definieren - auch wenn das andererseits die einfachste Lösung wäre.

Wenn ich zuvor versucht habe, einen Zusammenhang zur Grundangst der konventionellen Ebene herzustellen, kann ich aber auch einen (fast noch deutlicheren) Zusammenhang zur Grundangst auf der zweckrationalen Ebene erkennen: der *Angst vor Versagen bei Leistungskonkurrenz*. So lange Valerie Kinder zu erziehen hatte, hatte sie sozusagen „Schonzeit“, was diese Angst betrifft. Valeries Eltern, die bis heute einen äußerlich wie innerlich einen sehr großen Einfluss auf Valerie haben, repräsentieren als ehemals erfolgreiche „Selfmade-Geschäftsleute“ ein Gemisch aus konventionellen (blauen) und zweckrationalen (orangenen) Werten und Lebensstilen. Da für Valerie bis heute die Anerkennung ihrer Eltern sehr wichtig ist, bzw. sie viel von deren Erwartungen und Ansprüchen introjiziert hat, kommt sie in Schwierigkeiten, je älter ihre Kinder werden. Denn damit verliert sie ihre Funktion und muss sich anderweitig Akzeptanz und Anerkennung verdienen. Das ist ein sehr entscheidender Antrieb gewesen, sich um ihre zukünftige professionelle Perspektive zu kümmern. Anders ausgedrückt, die *Angst vor Versagen bei Leistungskonkurrenz*, die typische Angst des zweckrationalen Bereichs, tritt um so stärker in den Vordergrund, je weniger Valeries Wert von ihrer Funktion als Mutter gewährleistet ist.

Auswertung

Die Beziehungsanalyse - sowohl aus der kollektiven wie auch aus der individuellen Perspektive - hat bei Valerie eine starke Dominanz auf der konventionellen Ebene ergeben. Gleichzeitig deutet sich ein Entwicklungsschritt in Richtung der zweckrationalen Ebene (im Sinne einer Transformation) an, der vor allem durch Valeries berufliche Pläne bestimmt wird. Problematisch könnte es jedoch werden, dass die Motivation für diesen Schritt erstens ihr bisheriges Beziehungssystem verstören würde, und sie sich zweitens nicht nur aus einem eigenen inneren Drang dafür entschieden hat, sondern auch aus dem Druck heraus, der Familie zu beweisen, dass sie etwas leisten kann. Eine unabhängigere Entscheidung würde beinhalten, dass sie sich darüber klar wäre, inwieweit ein solcher Schritt bisherige „blaue“ Werte und Lebensgestaltungen durcheinander bringen kann (indem sie beispielsweise nicht im gleichen Maß wie erwartet für die Pflege der alt werdenden Eltern da ist, weil sie beruflichen Verpflichtungen nachgeht). Diese Werte müssen „transformiert“ werden, sie können nicht einfach hinüber gerettet werden. Bisher befindet sich Valerie häufig in einer inneren Zerreißprobe und fühlt sich oft gelähmt.

Eine professionelle Begleitung bei diesem Entwicklungsschritt würde folgendes bedeuten: Zunächst braucht Valerie Unterstützung dabei, ihre Innenorientierung zu entwickeln: Zulassen, was sie *will*, ihre Interessen kennen lernen und dann schauen, was deren Realisierung bedeuten würde. Wenn Valerie in dieser Richtung erste Fortschritte macht, kann man mit ihr zusammen schauen, wie sie ihre Beziehungs-Ist-Situation einschätzt: Ist sie damit zufrieden, was will sie vielleicht ändern? Ganz wichtig wäre es, sie darauf hinzuweisen, welche Herausforderungen diese Entwicklungsschritte beinhalten: Ein Übergang zum zweckrationalen Bereich ist ganz entscheidend damit verbunden, dass man sich als Person nicht mehr so stark unterordnet oder verleugnet. Das würde heißen, dass Valerie sich mit ihren Bedürfnissen und Interessen in Beziehungen ernster nehmen würde und damit in Konflikt mit ihren bisherigen „Aufgaben und Funktionen“ innerhalb des großen Familiensystems käme.

Der Beziehungskompass hat sich für meine therapeutische/beraterische Arbeit mit Valerie insofern als hilfreich erwiesen, als er mir gemeinsam mit der Klientin deutlich machte, in wie vielerlei Hinsicht sie in das konventionelle Paradigma eingebunden ist. Dies hat mich und sie vermutlich davor bewahrt, nur ihr Bestreben zur Eigenständigkeit und Selbstverwirklichung im Beruf zu fokussieren und die Schwierigkeiten einer Loslösung aus dem konventionellen Beziehungsnetz sehr zu unterschätzen. Da eigene Interessen in einem solchen intakten konventionellen Beziehungsgeflecht - besonders als Frau - schwer und nicht ohne schwerwiegende Schuldgefühle zu erkennen und zu realisieren sind, wären mit der „Verordnung“ von Eigeninteressen und stärkerer Individualisierung durch mich als Therapeutin nur der innere Konflikt und die Versagensängste verstärkt worden.

Die einzigen (schwachen) transformativen Entwicklungsimpulse gehen in diesem Fall von der Klientin aus. Die anderen Beziehungspartner in diesem System haben offensichtlich keine Bedürfnisse, etwas an der Situation zu ändern. Es dürfte dabei

außerordentlich schwer für Valerie sein, sich in vertikaler Weise aus dem System zu entwickeln.

Heikes alte Schulfreundin

Im Folgenden möchte ich eine weitere, auch eher systematische Analyse mit Hilfe des Beziehungskompasses vornehmen, dieses Mal jedoch nicht vor dem Hintergrund der gesamten Lebensgeschichte, sondern aus Anlass einer aktuellen Konfliktsituation.

Heike, eine 32-jährige Sozialarbeiterin, bekam vor Monaten eine Einladung von einer alten Schulkollegin zu deren Hochzeit. Als Schülerinnen lebten sie zusammen mit den anderen Klassenkameraden in einer engen Klassengemeinschaft, in der die Freundin eine Position hatte, die Heike als „Anführerin“ oder auch „von oben herab“ beschreibt. Seit dem Abitur vor vierzehn Jahren haben sie jedoch kaum mehr miteinander zu tun gehabt. Auch zu dem zehnjährigen Jubiläum des Abiturs hatten sie keinen Kontakt, da sich Heike entschieden hatte, nicht daran teilzunehmen. Heike, die damals eine zentrale Position in der Gemeinschaft eingenommen hatte, hat sich inzwischen persönlich stark verändert und sieht eigentlich keine Verbindung zu ihren alten Schulfreunden mehr. Daher hat sie auch erleichtert festgestellt, dass sie zu dem Termin der Hochzeit der Schulfreundin einen Weiterbildungstermin vorschützen konnte, um ihr Fernbleiben zu begründen. Allerdings empfindet sie die ganze Situation als unerledigt und belastend - auch weil sie wieder einmal ihr altes Zuhause besuchen will (in dem jeder jeden kennt), und nun überlegt, ob sie noch irgendetwas wegen der Hochzeit ihrer Schulfreundin unternehmen sollte. Eine ihrer Ideen ist, die Schulfreundin kurz zu besuchen und ein kleines Geschenk vorbeizubringen. Aber gleichzeitig meint sie, dass damit die Problematik nur vertagt wäre, denn sie würde dann weiter mit der Verpflichtung leben, bei ihrer eigenen Hochzeit irgendwann einmal diese alte Schulfreundin einladen zu müssen - was für sie aber keinesfalls mehr stimmen würde.

Systematische Anwendung des Beziehungskompasses

Soziale Bindung: Es handelt sich um den *Beziehungstyp* einer Freundschaft aus Schulzeiten, die für die Schulfreundin auch gegenwärtig noch große Bedeutung hat, für Heike jedoch nicht. Dieser Unterschied kann mit Hilfe der Entwicklungsperspektive in dieser Kategorie abgebildet werden: Während die Schulfreundin die Beziehung zu Heike als eine Freundschaft für das ganze Leben betrachtet (was der konventionellen Stufe entspricht), fühlt Heike weder ausreichend Sympathie noch Interesse an jener (womit sie sich in dieser Hinsicht auf der relativistischen Stufe befindet). Sie haben zwar eine *gemeinsame Geschichte*, die jedoch weit zurück liegt und aus der es auch keine *faktischen Bindungen* bis in die heutige Zeit gibt. Es können also weder aus der gemeinsamen Geschichte noch aus faktischen Bindungen Unterstützungen gewonnen werden, um die Diskrepanz in der Bedeutung der Beziehung für die beiden abzumildern.

Konstellation: Die Schulfreundin nahm eine *Position* über Heike ein, über die *Dynamik* zwischen beiden erfahren wir nichts, können jedoch vermuten, dass sie eher

starr war. Die *Abgrenzung zur sozialen Umwelt* ist bei einer Schulfreundschaft wie dieser als stark anzunehmen, da sie Teil einer engen Klassengemeinschaft waren.

Erlebens- und Aufgabenbereiche: Was diese Kategorie betrifft, so haben die beiden seit dem Abitur weder *gemeinsame Aufgaben*, noch sind sie sich äußerlich oder auch innerlich irgendwie begegnet (*Orte der Begegnung* und *Daseinsdimensionen*). Diese Oberkategorie wird also seit Beendigung der Schulzeit nicht mehr gefüllt.

Austausch: Was den *Kontakt* betrifft, so finden wir hier bei der Schulfreundin wieder die konventionelle Variante mit ihrer Vorliebe für ritualisierte Formen. Heike reicht dagegen diese ritualisierte Form nicht mehr, sie will im Kontakt als Person „gemeint“ sein und befindet sich damit in ihrem Anspruch an die Qualität von Kontakt eher auf der relativistischen Stufe. *Kontinuität* ist in der Beziehung nicht mehr vorhanden. Eine große Problematik allerdings liegt für Heike in dem *Umgangsstil* in der Beziehung zu ihrer ehemaligen Schulfreundin. Heike weiß nicht, wie sie sich gegenüber ihrer Schulfreundin verhalten soll, zu der sie eigentlich keinen Kontakt mehr möchte, die aber Teil des heimatlichen Umfeldes ist: Erstens gibt es da keine Gemeinsamkeiten mehr (vgl. die Hauptkategorie Erlebens- und Aufgabenbereiche); zweitens fühlt sie sich von ihr nicht gemeint oder gesehen; und drittens interessiert sie die „alte“ Welt ihrer Herkunft gegenwärtig nicht nur nicht, sondern sie tut sich auch schwer im Kontakt mit ihr.

Entscheidungsfindung: In der gegenwärtigen Situation wird diese Oberkategorie in der realen Beziehung zwischen Heike und ihrer ehemaligen Schulfreundin nicht mehr gelebt. Diese Oberkategorie kann für Heike allein jedoch eine Anregung für ihre Handlungsmöglichkeiten sein. Da Heike auch was ihren *Orientierungsrahmen* betrifft nicht mehr konventionell denkt (bei ihr also seit ihrer gemeinsamen Schulzeit mit der Freundin eine Entwicklung im Sinne einer umfassenderen Transformation stattgefunden hat), hat sie relative Entscheidungsfreiheit, wie sie auf ihre ehemalige Schulfreundin reagieren will. Sie kann sich entscheiden, der konventionellen Verhaltenserwartung zu entsprechen und beispielsweise einen Höflichkeitsbesuch machen; sie kann aber auch einen Versuch machen, ihrer ehemaligen Schulfreundin ihre Einschätzung von der Beziehung mitzuteilen und zu schauen, ob es eine neue gemeinsame Perspektive geben kann; und drittens kann sie alles weiter auf sich beruhen lassen, indem sie sich entscheidet, nicht zu reagieren.

Fazit: Heike sieht ihr hauptsächliches Problem mit ihrer ehemaligen Schulfreundin in dem, was wir mit der Kategorie *Umgangsstil* als „Formen des Austauschs“ beschrieben haben. Sie steht vor der Entscheidung, welche Form des Austauschs sie gegenwärtig und zukünftig wählen will oder ob sie überhaupt noch irgendeinen Austausch möchte. Dabei ist es Heike auch wichtig, keine unnötigen Turbulenzen im heimatlichen Umfeld auszulösen.

Die systematische Anwendung des Beziehungskompasses führte in diesem Beispiel dazu, dass die Klientin Heike das für sie zunächst recht belastende Problem stark eingrenzen und letztlich als relativ banal entlarven konnte. Damit hat sie durch die Analyse nach dem Beziehungskompass recht schnell eine Handlungsperspektive für ihr weiteres Vorgehen in der Situation erhalten.

5.2.2. Beziehungsprobleme innerhalb eines Paradigmas

Jens und Claudia: Loyalitätskonflikte in der Familie

Vorbemerkung: Die Motivation zur Beziehungsklärung ist fast immer eine Unzufriedenheit, Krise oder Entscheidungsnotwendigkeit. Diese kann, wie in den vorherigen Beispielen, mit unterschiedlichen Entwicklungen der Beziehungspartner bzw. mit Entwicklungsunterschieden zu tun haben. In den folgenden Beispielen geht es jedoch zunächst einmal um solche Beziehungen, die *nicht* in erster Linie auf paradigmatischen Unterschieden beruhen.

Jens, Bankkaufmann (34) und Claudia (32), gelernte Zahnarzthelferin, z.Zt. Hausfrau und Mutter der gemeinsamen Kinder Marco (5) und Nina (2), sind seit neun Jahren verheiratet. Sie leben im gleichen Ort wie die Eltern von Jens, und auch Claudias Eltern leben in der Nähe. Zu ihren Geschwistern (Jens hat noch einen 32-jährigen Bruder, Claudia hat einen drei Jahre älteren Bruder und eine vier Jahre jüngere Schwester, die ebenfalls verheiratet sind und Kinder haben) besteht ein enges Verhältnis - man hilft sich aus bei Reparaturen, feiert die Familienfeste mit viel Engagement und verbringt auch teilweise die Urlaube miteinander. Nicht zuletzt dieser Zusammenhalt ermöglichte es Jens und Claudia, sich ein Eigenheim zu bauen - die Geschwister und Eltern halfen tatkräftig mit, letztere unterstützten Jens und Claudia auch finanziell. Besonders Claudias Vater, der aufgrund akuter Herzprobleme nicht mit anpacken konnte, zeigte sich sehr großzügig. Selbstverständlich erhält auch er zur Zeit Unterstützung von der ganzen Familie: Seine Kinder fahren ihn zu seinen Untersuchungen ins Krankenhaus und unterstützen seine Frau bei der Betreuung ihres Mannes (denn sie pflegt außerdem schon seit Jahren ihre an Alzheimer erkrankte Mutter). Neben diesem innerfamiliären Engagement sind Jens und Claudia seit langem im örtlichen Sportverein aktiv, und Claudia engagiert sich darüber hinaus bei Elternaktionen im Kindergarten und bei Wohltätigkeitsveranstaltungen im Ort. Aus diesen Zusammenhängen stammen auch ihre Freundschaften zu anderen gleichgesinnten Paaren. Diese Kontakte bestehen schon lange und sind sehr zuverlässig. Bei den runden Geburtstagen kommen dann alle zusammen, Freunde und Familie, und es gibt reichlich und gut zu essen und zu trinken. Feste wie Weihnachten allerdings sind der Familie vorbehalten, man besucht sich und feiert traditionell mit Weihnachtsbaum, gutem Essen, und auch ein Besuch in der Kirche gehört zum Programm - auch wenn sie sonst nicht in die Kirche gehen. Ebenso wie an Silvester ist es wichtig, die Eltern zu berücksichtigen, was mitunter zu Unstimmigkeiten unter den Geschwistern führt, denn es gibt bestimmte implizite, aber keine eindeutigen Regeln, nach denen das organisiert werden muss: Letzte Weihnachten beispielsweise haben Jens und Claudia beide Eltern an Heiligabend und zum feierlichen Mittagessen am ersten Weihnachtsfeiertag zu sich eingeladen, auch weil sie sich verpflichtet fühlten, sich für deren Hilfe beim Hausbau erkenntlich zu zeigen. Das weckte jedoch bei der Schwester von Claudia Animositäten, denn sie wollte bei dem ersten Weihnachten mit eigenem Kind gern Oma und Opa dabei haben. Das Ganze wuchs sich zu einer wochenlangen Krise zwischen den Schwestern und den Eltern aus, vor allem, weil sich die Schwestern gegenüber den Eltern nur gegenseitig negative Motive unterstellten, statt direkt miteinander

über die eigenen Absichten zu sprechen. Diese Unstimmigkeiten waren erst wieder beendet, als Claudia mit ihrer Familie sowie den Eltern die Schwester mit ihrer Familie anlässlich des ersten Geburtstages deren Kindes besuchten.

Anwendung des Beziehungskompasses

Wir haben es hier mit einer typischen Form des Familienlebens zu tun, wie es sich in allen Beziehungskategorien auf der konventionellen Ebene realisieren kann: die Familie hat absolute Priorität, es gibt eine starke Abgrenzung der gesamten Sippe gegenüber Nicht-Verwandten, und es werden traditionelle Positionen und Rollen eingehalten, die Aufgaben und Unternehmungen beziehen sich auf familiäre oder Vereins-Aktivitäten, und der Umgang miteinander ist rollentypisch. Was schließlich die Grundüberzeugungen und ethischen Orientierungen angeht, so bewegt sich auch hier die Familie um Jens und Claudia auf dem Boden der konventionellen Moral.

Der Konflikt, der in diesem Beispiel zwischen Claudia und ihrer Schwester entsteht, kann nun mit Hilfe der Beziehungskategorie des „Orientierungsrahmens“ (Oberkategorie „Entscheidungsfindung“) dargestellt werden: Zwischen beiden Schwestern kommt es zu einer Art Konkurrenzsituation zwischen zwei konventionell motivierten Erwartungen an die Eltern. Da ist zum einen Claudia, die sich moralisch verpflichtet fühlt, ihren Eltern mit einem schönen Weihnachtsfest für ihre Hilfe zu danken; zum anderen möchte Claudias Schwester ihr erstes Weihnachten als Mutter mit den neuen Großeltern verbringen. Interessant an diesem Beispiel ist auch, wie im Beziehungssystem eine Lösung des Problems gefunden wurde: Die Schwestern sprachen nicht direkt miteinander, sie suchten also keinerlei direkten *Austausch*; eine Lösung lag erst beim nächsten Familienfest in der Familie von Claudias Schwester, dem ersten Geburtstag ihres Kindes, an dem nun nicht nur die Großeltern teilnahmen, sondern auch Claudia selbst - die damit die Bedürfnisse und Rechte ihrer Schwester an den Großeltern anerkannt und bestätigt hat.

Nachdem sie wieder aufeinander trafen, haben sie versucht, ihre gegenseitigen Verletzungen zu klären, wobei sie sich in einer Supervisionssitzung Unterstützung dazu suchten.¹¹⁵ Als es ihnen dabei gelang, sich in die Bedürfnislage der Schwester zu versetzen, war es nicht mehr schwer, diese Perspektive anzuerkennen und zu verstehen. Das weitete ihre Perspektive wieder (sie hatte sich auf ihre eigenen Bedürfnisse verengt) und ermöglichte es, wieder aufeinander zuzugehen und eine langfristige Beziehungsstörung zu vermeiden.

Auswertung

Bei diesem Beispiel für Beziehungssysteme auf der konventionellen Ebene werden Konflikte deutlich, die für diese Entwicklungsstufe typisch sind. Da ist zum

¹¹⁵ Eine Freundin von Claudia, die aus ihrer Tätigkeit als Sozialarbeiterin aus eigener Erfahrung wusste, wie hilfreich eine Supervision sein kann, hatte ihr eine solche Unterstützung bei mir empfohlen. Für ein derart im konventionellen Bereich verwurzeltes Beziehungssystem ist ansonsten eher ungewöhnlich, bei Familienproblemen professionelle psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen.

einen eine Kultur zu nennen, nach der die Mitglieder der jeweiligen Beziehungssysteme hohe Ansprüche aneinander stellen, wie es in Claudias Familie der Fall ist: man ist nicht nur in Notzeiten füreinander da, es besteht auch eine Erwartung, bevorzugt behandelt und berücksichtigt zu werden. So lange alle Mitglieder des Beziehungssystems diese Werterhaltung grundsätzlich teilen, sind die Konfliktpotentiale so weit begrenzt, dass keine Konkurrenz mit Menschen außerhalb der Beziehungssysteme vorprogrammiert sind (wenn man beispielsweise lieber mit Freunden als mit den Geschwistern in Urlaub fährt). Aber wie wir gesehen haben, kann es auch innerhalb des großfamiliären Beziehungssystems zu Konkurrenzsituationen kommen, wenn beide Schwestern Anspruch auf den Besuch der Eltern zu Weihnachten erheben und dies nicht miteinander klären können. Nicht selten sind solche Konflikte auch Ausgangspunkte für langfristige und gravierende Unstimmigkeiten, die sich bis zu langandauernden Familienfehden auswachsen können.

Ein weiterer Konfliktherd in Beziehungssystemen, die sich schwerpunktmäßig auf der konventionellen Ebene befinden, besteht in den relativ starren Vorstellungen darüber, wie Rollen ausgefüllt werden sollen. Jedes Verhalten, dass sich über diese Rollenerwartungen hinwegsetzt, kann Auslöser sein für moralisierende Zurechtweisungen und auch Bestrafungen (beispielsweise Übergangen-Werden bei sozialen Ereignissen). Beispiele für solche Verstöße gegen Rollenkonformität sind bereits darin zu sehen, wenn man sich für Geschenke oder Aufmerksamkeiten nicht gebührend bedankt, dass man sich für Einladungen nicht (im Aufwand angemessen) revanchiert, wenn man seine alten Eltern nicht um jeden Preis selbst versorgt, wenn man situativ „nein“ zu Anliegen von Menschen sagt, die einem nahe stehen. Transformative Veränderungen der Beziehungssysteme sind in diesem Kontext nahezu unmöglich. Nur Einzelne könnten ausscheren, müssten dann aber auch die konflikthaftern Konsequenzen tragen.

Dieter und Gabi: Leben auf Hochtouren

Dieter (48) und Gabi (44) sind beide in zweiter Ehe seit acht Jahren verheiratet. Dieter hat vor zwanzig Jahren den väterlichen Betrieb, eine Tischlerei, übernommen. Er hat erst bei seinem Vater gelernt, dann ein Fachhochschulstudium und die Meisterklasse besucht und früh Interesse am Reisen und vor allem am Motorradfahren gefunden. Mit 28 Jahren wurde er Chef des Betriebs und machte daraus innerhalb der nächsten zehn Jahre einen der führenden Betriebe in der Region für Fenster, Haustüren und Wintergärten. Dieser große ökonomische Erfolg hatte jedoch seinen Preis: Seine erste Ehe scheiterte, und Dieter selbst bekam mit 37 Jahren ernste Herzprobleme. Er lief nur noch auf Hochtouren, Entspannung gab es nicht - selbst im Urlaub musste „Action“ sein: Ferne Reisen - er kannte die Malediven, Australien und natürlich auch die USA, und dort wurde getaucht, gesurft, Rafting gemacht, geklettert usw. Bei seinem liebsten Hobby, dem Fahren auf seinem Motorrad, lernte er seine zweite Frau Gabi kennen, die dieses Hobby teilt. Als Verwaltungsangestellte fiel es ihr nicht schwer, sich im Betrieb von Dieter nützlich zu machen. Sie war ebenso erfolgsorientiert wie Dieter und brachte das Büro des Betriebes in Schwung: Die Abläufe wurden optimiert, die Personal-, Material- und Maschinenkosten einer strengen Prüfung unter-

zogen, wobei es in erster Linie um die Profitabilität ging. Auch die Darstellung des Betriebes in der Öffentlichkeit wie die Werbung wurde von Gabi vorangetrieben und entsprach nun einem modernen, erfolgreichen Unternehmen.

Als Ausgleich für ihren fordernden Geschäftsalltag gönnen sich die beiden regelmäßig Urlaube mit ihren Motorrädern. Da sie sich finanziell gut stehen, machen sie solche Trips auch gern in die USA, wohin sie ihre eigenen Maschinen mitnehmen. Dort treffen sie Gleichgesinnte, die mit ihnen das Abenteuer der Freiheit suchen.

Anwendung des Beziehungskompasses

Dieter und Gabi repräsentieren einen Lebensstil, der alle klassischen Charakteristika des zweckrationalen Bereiches (orange) zeigt: Ihre *sozialen Bindungen* sind von ihren Interessen, Hobbys und von Zweckhaftigkeit bestimmt, die *Konstellationen* richten sich danach, was funktional ist, und sie können auch wechseln; die *Erlebens- und Aufgabenbereiche* sind an individuellen Interessen, beruflichen Aufgaben und persönlichen Neigungen orientiert; der *Austausch* hängt stark an den gemeinsamen Aufgaben und Interessen, die untereinander ein wichtiges Thema darstellen, und es ist anzunehmen, dass auch die *Entscheidungsfindung* demokratischen Prinzipien entspricht.

Gegenwärtig scheint es keine Probleme oder Unzufriedenheiten in ihrer Beziehung zu geben. Einen Unsicherheitsfaktor und untergründigen Angstfaktor stellt jedoch nach wie vor Dieters Gesundheit dar, die sich bereits schon einmal als Symptom für seine Schwierigkeiten, sich zu entspannen, warnend meldete. Da Dieters Beziehung zu Gabi gegenwärtig sehr wesentlich darauf beruht, dass er aktiv und beruflich erfolgreich ist, würde eine Einschränkung seiner Aktivitäten und Energie aus gesundheitlichen Gründen eine massive Veränderung für seine Beziehung bedeuten bzw. eine über das durchschnittliche Maß hinausgehende Krise darstellen. Wegen der dahinter lauenden, noch recht diffusen existenziellen Ängste¹¹⁶ sucht Dieter Beratung auf, die er aber nach wenigen Sitzungen, bevor die Ängste wirklich zur Sprache kommen könnten, beendet. Daher kam es in der Beratung lediglich zu einer Bestandsaufnahme der Beziehungssituation.

Auswertung

An diesem Beispiel wird deutlich, dass auch eine kundige Analyse der Beziehungssituation, durch die die Probleme mit Hilfe des Beziehungskompasses deutlich benannt werden könnten, keine Entwicklung in Gang setzen kann, wenn die Klienten sich nicht auf einen tiefergehenden Lernprozess einlassen können oder wollen. Dabei wird oft deutlich, dass die Merkmale des vorherrschenden Paradigmas selbst die Hindernisse liefern, die eine Entwicklung erschweren. Auf der konventionellen Ebene sind es die starken Normen und Kontrollmechanismen (vor allem durch Schuld) wie im Beispiel von Valerie oder Jens und Claudia; auf der zweckrationalen Ebene, wie

¹¹⁶ Auch hatten ihm damals seine Ärzte empfohlen, sich psychotherapeutische Unterstützung zu holen.

in diesem Beispiel, sind es die Ängste vor Versagen und Verzicht, da die Selbstdefinitionen - auch von Beziehungen - sehr stark an die Werte von Erfolg, Aktion und Statussymbole geknüpft sind. Daher kann die existenzielle Bedrohung durch Dieters Herzprobleme nicht für transformative Prozesse nutzbar gemacht werden.

5.2.3. Beispiele für Beziehungsprobleme bei Paradigmen-Unterschieden

Peter und Silke: Eltern in der Ehekrise

Peter und Silke waren gerade zwanzig, als sie Eltern wurden und heirateten. Inzwischen haben sie zwei Kinder im Grundschulalter und befinden sich beide noch in der Ausbildung: Peter in einem akademischen Studium und Silke in einer Ausbildung zur medizinisch-technischen Assistentin. Sie sind in vielerlei Hinsicht auf Eltern und Schwiegereltern angewiesen, sowohl in finanzieller Hinsicht als auch zur Unterstützung bei der Betreuung der Kinder. Alles läuft äußerlich relativ reibungslos, wenn nicht Peter zunehmend unzufrieden wäre. Er möchte gern mehr anregende und intensive Gespräche mit seiner Frau führen, aber bis jetzt scheitern seine Versuche an mangelnder Verständigung. Es irritiert ihn besonders, dass es beispielsweise im Studium durchaus Menschen, vor allem Frauen, gibt, mit denen er sich intensiver austauschen kann. Dieser geistige Austausch vollzieht sich für Peter auch immer wieder einmal in einer dialogischen Weise, zu der Silke keinen Zugang findet und die sie auch nicht interessiert. Das macht es für Peter noch schwerer, in seiner Partnerschaft darauf zu verzichten. Schließlich wird ihm klar, dass ihm diese Qualität zunehmend wichtiger wird und er seine Ehe nicht einfach so weiter führen will.

An dieser Stelle holt Peter sich professionelle Unterstützung zur weiteren Klärung seiner Situation. Er stellt fest, dass das einzige, was seine Ehe zur Zeit aufrechterhält, die gemeinsame Sorge für die Kinder ist. Im Anschluss an diese Erkenntnis versucht er, diese Realität zu akzeptieren und überlegt schließlich auf dieser Grundlage mit seiner Beraterin, welche Möglichkeiten er hat. Zunächst geht es um die Frage, ob er weiter im Haushalt mit den Kindern und seiner Frau leben kann, was beispielsweise auf der Grundlage einer Art Wohngemeinschaft denkbar wäre. Dann müsste klar sein, dass die Partnerschaft nicht weitergeführt wird, aber gleichzeitig könnten beide Elternteile ihre gemeinsame Aufgabe der Kindererziehung optimal weiter erfüllen. Diese Alternative hat jedoch ihre Schwierigkeiten, da sie nur funktioniert, wenn sich Peter und Silke relativ schnell und unproblematisch auf ihre Elternrolle beschränken können - und sich nicht in ihren Verletzungen als ehemalige Ehepartner verstricken würden. Die andere Möglichkeit besteht darin, eine räumliche Trennung von der Partnerin zu realisieren und auf dieser Basis weiter darüber zu verhandeln, wie die gemeinsame Sorge für die Kinder wahrgenommen werden kann.

Auswertung

Peter ist bewusst geworden, dass seine Beziehung zu Silke nur noch auf der gemeinsamen *Aufgabe* der Kindererziehung beruht und es kaum noch etwas anderes

gibt, was die Beziehung trägt. Denn in zwei anderen wichtigen Bereichen, dem *Kontakt* und den *Daseinsdimensionen*, haben Peter und Silke unterschiedliche Erwartungen (d.h. sie befinden sich in dieser Hinsicht deutlich auf unterschiedlichen Ebenen). Die angedeuteten Handlungsalternativen (funktionale oder räumliche Trennung) tragen einerseits der aktuellen Realität Rechnung, bieten andererseits immer noch Möglichkeiten der erneuten Annäherung, falls sich die unterschiedlichen Ansprüche im Kontakt und in den gemeinsamen Daseinsdimensionen aneinander annähern.

In diesem Fall hat die Bestandsaufnahme mit Hilfe des Beziehungskompasses dabei geholfen, dass Peter mit therapeutischer Unterstützung die Ehesituation vorbehaltlos klären konnte, auch wenn das Ergebnis für ihn sehr erschütternd war. Die Handlungsmöglichkeiten, die sich daraus ergaben, haben jedoch wesentlich zu einer Klärung beigetragen, die es später ermöglichten, dass Peter und Silke nach mehreren Monaten Trennung wieder einen neuen Anfang wagen konnten.

Ulla und Axel: Konkurrenz zwischen Paar- und Familienbeziehung

Ulla und Axel nehmen eine Paarberatung in Anspruch, da sie bei der Planung ihrer Silberhochzeit auf einen Konflikt gestoßen sind, den sie gern einvernehmlich lösen möchten.

Ulla ist in einer Familie mit vielen Geschwistern, Cousins und Cousinen groß geworden, und es war immer üblich, solche Feste mit allen Angehörigen zu begehen. Freunde und Nachbarn wurden zu den Feiern nicht eingeladen, sie wurden entweder gar nicht bedacht oder gesondert und mit deutlich weniger Aufwand bedient. Axel dagegen kommt aus einer Familie, in der es kaum Angehörige gab und sich nie ein solcher Zusammenhalt in der Sippe eingestellt hat. Als er Ulla kennen lernte, konnte er deren große Verwandtschaft und deren Zusammenhalt kennen und schätzen lernen. Nun jedoch, da es um die Organisation der Silberhochzeit geht, kommt es zu einer Konfliktsituation zwischen Ulla und Axel: Axel möchte gern mit Ulla einen ganz besonderen Urlaub verbringen (beide wollten schon immer mal nach Florida) und als Feier nur eine kleine Party mit den eigenen Kindern und den besten Freunden. Dies ist für Ulla zwar eigentlich auch ganz reizvoll, aber sie traut sich nicht, Axels Plänen zuzustimmen, da sie überzeugt ist, ihren Geschwistern und Eltern sowie der weiteren Verwandtschaft dies nicht antun zu können. Entsprechend der Tradition in der Familie erwartet man von ihnen ein rauschendes Fest inklusive einer kirchlichen Feier für die beiden, gemietetem Lokal, Essen und Trinken im Überfluss und für den Abend Musik und Tanz. Auf Freunde dagegen sollte bei dieser Feier verzichtet werden, da man ganz unter sich bleiben will. Ulla und Axel befinden sich in einer Konfliktsituation, da sie aus finanziellen Gründen nicht beide Varianten realisieren können.

Anwendung des Beziehungskompasses

Es handelt sich hier um eine Konkurrenzsituation von zwei *Beziehungstypen*: der Paarbeziehung von Axel und Ulla auf der einen Seite und Ullas Beziehung zu ihrer Herkunftsfamilie auf der anderen Seite. Ulla traut sich nicht, die Bedeutung ihrer Herkunftsfamilie ihrer Paarbeziehung *unterzuordnen*, indem sie sich über die Erwartungen ersterer hinweg setzt. Dies wird am Beispiel der Silberhochzeit sehr deutlich,

ist aber ein genereller Konfliktherd zwischen beiden Beziehungseinheiten und steckt, wie sich in der weiteren Arbeit herausstellt, hinter vielen kleinen Unstimmigkeiten in der Partnerbeziehung.

Zieht man die Entwicklungsperspektive hinzu, so wird deutlich, dass sich Ulla einem Beziehungsverständnis verpflichtet fühlt, das sich in seiner Prioritätensetzung von Beziehungstypen im konventionellen Bereich (blau) befindet. Axels Vorstellungen darüber, wie er seine Ehe führen möchte, stellen sie dagegen als Paar und mit ihren individuellen Vorlieben in den Vordergrund und erfüllen damit Charakteristiken der zweckrationalen oder der relativistischen Stufen.

Nimmt man allein die widerstreitenden Interessen in den Blick, so lässt sich der Konflikt auch als Diskrepanz in den gewünschten *Daseinsdimensionen* beschreiben: Ullas Familie erwartet aus Anlass des Ehejubiläums der beiden ein Gemeinschaftserlebnis (konventionelle Ebene), was bei Ulla einerseits Widerhall findet, sich andererseits jedoch im Konflikt mit ihrem individuellen Interesse nach einer interessanten und einmaligen Reise und gemeinsamen Erlebnissen mit ihrem Mann (zweckrationale Ebene) befindet.

Entwicklungsherausforderungen

Bei der Suche nach einer Lösung ist zunächst klarzustellen, dass es zwar zwei Varianten gibt, die jedoch beide auch ihren Preis haben, und die sich am konkreten Konflikt durchspielen lassen: Wenn sie die Feier entsprechend den Erwartungen feiern, die Ullas Familie an sie stellt, müssen sie akzeptieren, dass sie sich gegen ihre persönlichen Interessen entscheiden und der Familie mehr Macht geben als sich als Paar. Eventuell finden sie dann einen Weg innerhalb ihrer Paarbeziehung zu einer „Wiedergutmachung“ für diesen Verzicht zu kommen (beispielsweise, indem sie beschließen, dass dies das letzte Zugeständnis dieser Art ist). Für die Beziehung jedenfalls ist es wichtig, dass sich Axel und Ulla vergegenwärtigen, was es für ihre Beziehung heißt, wenn sie sich bei der Art der Feier nur an der Tradition von Ullas Familie orientieren - und ihre eigenen Interessen dabei verleugnen. Bei der anderen Variante, bei der sie sich abgrenzen von den Erwartungen der Familie und neue gemeinsame *Daseinsdimensionen* entdecken wollen, müssen sie in Kauf nehmen, dass sie Konflikte mit Ullas Angehörigen bekommen und Ulla nicht ganz unbelastet auf Reisen geht (für diejenigen, die aus solchen Familiensystemen kommen, reist das schlechte Gewissen noch lange mit, auch wenn sie zu ihrer Entscheidung stehen). Auch für den Partner ist das eine Belastung, da es ihm nicht gleichgültig sein kann, wie es dem anderen Partner geht.

Letztlich geht es darum, dass sich Axel und Ulla gemeinsam entscheiden, welchen Preis sie eher zu zahlen bereit sind: Wollen sie die Unterordnung ihrer eigenen Werte und Interessen in Kauf nehmen und sich dafür ihr schlechtes Gewissen gegenüber Ullas Herkunftsfamilie und Konflikte ersparen? Oder umgekehrt: Wollen sie ihr schlechtes Gewissen und Konflikte mit der Familie in Kauf nehmen und dafür ihre Interessen als Paar in den Vordergrund stellen.

Die Entscheidung für die eine oder die andere Variante und die Umsetzung hängt entscheidend davon ab, wie stark sich Ulla der Zugehörigkeit zu ihrer Herkunftsfamilie verpflichtet fühlt (bzw. der Demonstration dieser Zugehörigkeit) oder wie deutlich sie es wagt, ihrer Familie gegenüber ihre Eigenständigkeit mit ihrem Partner zusammen zu entwickeln.

Auswertung

In diesem Beispiel wird durch die Analyse mit Hilfe des Beziehungskompasses der grundlegende Konflikt deutlich, der das Paar seit längerem belastet. Es geht um die Rangfolge der sozialen Bindungen und darum, ob die Partnerbeziehung dabei den ersten Platz einnehmen darf. Solche Konkurrenzsituationen sind recht häufig anzutreffen, und sie müssen nicht immer aus einer starken Verwurzelung im konventionellen Bereich herrühren. Der innere Konflikt, der sich als Widerspiegelung des Beziehungskonflikts im einzelnen abspielt, ist beispielsweise vielen berufstätigen Müttern vertraut, die sich hin und her gerissen fühlen zwischen der Beziehung zu ihren Kindern und den daraus resultierenden Verantwortlichkeiten, der Beziehung zum Partner sowie der Beziehung zu Kollegen, Arbeitgebern oder Auftraggebern, denen sie ebenfalls gerecht werden wollen. Nicht selten resultiert daraus ein chronisch schlechtes Gewissen, da Investitionen auf der einen Seite stets zu Lasten der anderen Seite zu gehen scheinen. Eine andere Konkretisierung der Grundproblematik um konkurrierende Beziehungstypen kann der häufig von Ehefrauen oder Partnerinnen geäußerten Beschwerde gegenüber ihren Ehemännern oder Partnern zu Grunde liegen, dass diese zu wenig Zeit und Interesse an der Beziehung zeigen und sich in ihrer Arbeit vergraben.

Wann immer die Bestandsaufnahmen einer Beziehungssituation zu einer solchen Konkurrenz der sozialen Bindungen führt, kann geprüft werden, inwieweit diese Unterschiede *auf verschiedenen Magnetpolen der Entwicklung* bei den Beziehungspartnern beruhen. Wenn dies der Fall ist, geht es im nächsten Schritt stets um eine Entscheidung, wie sie im obigen Beispiel beschrieben ist. Das heißt, es geht um die Frage, welches die Konsequenzen für die Beziehungseinheit(en) der einen oder anderen Alternative sind und welche dieser Konsequenzen man bereit ist zu tragen und zu verantworten. Wenn die Bindung zur Herkunftsfamilie beispielsweise prinzipiell Vorrang vor einer Partnerschaft hat, kann sich letztere kaum in einem transformativen Sinn weiter entwickeln und wird zunehmend Zerreißproben ausgesetzt.

Lisa: Ausstieg aus alten Rollen

Lisa lebt seit fast dreißig Jahren in einer Ehe, aus der zwei inzwischen erwachsene Söhne hervorgegangen sind. Vor mehr als zehn Jahren gab es bereits eine große Ehekrise, die zu einer Trennung auf Zeit führte. Damals ging die Unzufriedenheit mit der Beziehung stark von Lisa aus, die sich nicht länger damit abfinden wollte, dass ihre Ehe nur noch „familiäre“ Qualitäten hatte (wobei ihr der Part der *kleinen* Schwester mit einem großem Bruder, oder der des kleinen Mädchens mit einem Papi zukam). Nach ein paar Monaten, in denen sie sich nicht nur einsam, sondern auch überfordert

damit fühlte, ein eigenständiges Leben zu führen, kehrte sie - zur großen Beruhigung ihres Mannes - wieder in die alten Strukturen zurück. Seitdem überkommen sie regelmäßig Wellen der Unzufriedenheit darüber, als Frau von ihrem Mann überhaupt nicht (mehr) wahrgenommen und begehrt zu werden. Sie werden von ebensolchen Wellen der Resignation abgelöst. Vor nahezu zwei Jahren lernte sie jedoch einen Mann kennen, der einige Zeit später ihr Liebhaber wurde, und mit dem sie begann, sich nicht länger als ein kleines Mädchen zu fühlen, sondern in ihren erwachsenen und fraulichen Seiten angesprochen fühlte. So reifte erneut die alte und bereits einmal vergeblich versuchte Absicht, aus der Ehe auszusteigen. Gerade der in der Vergangenheit bereits einmal gescheiterte Versuch machte sie nun aber auch vorsichtiger, da sie sich keinen zweiten Fehlversuch leisten konnte und wollte. Nach mehr als einem Jahr der außerehelichen Liebesbeziehung führte Lisa schließlich das erste offene Gespräch mit ihrem Mann darüber, dass sie die Ehe langfristig nicht fortsetzen wollte. Sie bestand nicht auf einer sofortigen Trennung, weil sie ihrem Mann nicht zumuten wollte, in der Öffentlichkeit erklären zu müssen, was mit seinem Privatleben los ist (Lisas Mann steht kurz vor dem Ruhestand in einer öffentlichen Position und wollte dann ohnehin wieder in eine andere Gegend umziehen). Auch Lisa will Zeit haben, sich auf ein Leben als eigenständige Frau einzurichten (sie möchte nicht gleich mit ihrem Freund zusammen ziehen), und daher kommt es ihr entgegen, vorerst alles äußerlich beim Alten zu lassen. Dabei kommt es allerdings immer wieder zu problematischen Situationen zwischen den Noch-Eheleuten, wenn Lisa sich auf die großbrüderliche oder auch väterliche Sorge ihres Mannes verlässt oder diese zumindest gern annimmt, und dieser auch immer wieder ungefragt über Lisa verfügt. So hat er beispielsweise im Sommer eine Reise für sich und Lisa gebucht, ohne dies zuvor mit ihr zu besprechen. Lisa war darüber nicht einmal verärgert, sondern empfand es als nette Geste, dass ihr Mann gesehen hat, wie erschöpft sie war und ihr deshalb diesen Urlaub arrangiert hat. Dass es sich dabei um einen gemeinsamen Urlaub handelte, schien ihr auch nicht problematisch, da es ja ohnehin nur „platonisch“ bliebe und auch klar wäre, dass es bei der Trennungsabsicht bleiben würde.

In der Beratung wird deutlich, dass sich Lisa sehr inkonsequent verhält: Einerseits will sie lernen, eigenständig zu sein und sich von ihrem Mann trennen; andererseits verhält sie sich wie ein kleines Mädchen, für das „Papi“ einen Erholungsurlaub arrangiert.

Bestandsaufnahme nach dem Beziehungskompass

Neben der sexuellen Problematik in dieser Paarbeziehung (*Daseinsdimensionen*), die nach Einschätzung von Lisa jedoch nur von ihr selbst als unbefriedigend empfunden wird - ist vor allem der Bereich problematisch, den ich mit der Kategorie *Konstellation* beschrieben habe: Lisa hat mit ihrem Mann eine Konstellation etabliert, bei der sie als „kleines Mädchen“ in der unterlegenden, und er als „Papi“ in der überlegenden Position ist. Diese *Positionen* bleiben über Jahrzehnte unverändert, weisen also keinerlei *äußere Dynamik* auf. Lange Zeit war diese Konstellation etwas, was Lisa für sich brauchte und auch bejahte. Ihren ersten Ausbruch aus dieser Konstellation realisierte sie vor mehr als zehn Jahren, musste jedoch zurückkehren, weil die alten Verhältnisse ihr immer noch mehr entgegen kamen als sie behinderten. Auch heute noch fällt sie immer wieder (oder immer noch) in diese alten Strukturen zu-

rück, was zunächst einmal deutlich macht, wie vertraut ihr die Rolle des kleinen Mädchens ist. Daher fällt ihr auch oft zunächst nichts Ungewöhnliches dabei auf, wenn sich ihr Mann ihr gegenüber als „Papi“ verhält - erst recht dann, wenn es für sie vordergründig angenehm ist (wie im Fall der Urlaubsorganisation). Wenn sie sich aber bewusst wird, dass sie als erwachsene Frau auftreten möchte, hat sie keinerlei Schwierigkeiten, die Unangemessenheit ihrer Vorgehensweise wie bei der Urlaubsorganisation nachzuvollziehen.

Entwicklungsherausforderungen

Lisa steht nicht nur vor der äußeren Herausforderung, eine langjährige Ehe zu beenden (und damit die Entwicklungsmöglichkeiten dieser Paar-Beziehung in vertikaler wie in horizontaler Hinsicht als ausgeschöpft zu betrachten), sondern vor der inneren und individuellen Herausforderung, die Verantwortung für ihr Leben selbst zu übernehmen. Damit befindet sie sich in ihrem intrapsychischen Entwicklungsprozess am Übergang von der konventionellen Ebene (blau), die sehr an dem Pol der Zugehörigkeit orientiert ist, zur zweckrationalen Ebene (orange), die den Pol der Eigenständigkeit betont. Entsprechend dem Modell, wie ich es zur individuellen Perspektive der Beziehungsentwicklung erarbeitet habe, befindet sich Lisa damit in folgendem Spannungsfeld: Das Grundbedürfnis der konventionellen (blauen) Ebene (Nähe, Sicherheit, Sorge, Dauer) wird beim Verlassen dieser Ebene nicht länger erfüllt, die Grundangst der konventionellen (blauen) Ebene (Angst vor sozialer Isolation) tritt in den Vordergrund. Ebenso wird die Grundangst der folgenden orangenen Ebene spürbar (Angst vor Versagen bei Leistungskonkurrenz), und schließlich wird das Grundbedürfnis der zweckrationalen (orangenen) Ebene (Bedürfnis nach Distanz, Herausforderung, Eros und Wandel) zur tragenden Energie für diesen Schritt.

Fazit

Dieses Beispiel zeigt, dass es nicht für jede Beziehung unbegrenzt Entwicklungsmöglichkeiten gibt. Dies hängt letztlich allein von der Entscheidung der Beteiligten ab. Wenn nur ein Mitglied einer Beziehungseinheit nicht mehr bereit oder imstande ist, an eine Entwicklung zu glauben und entsprechend in die Beziehung zu investieren, gibt es für dieses Mitglied keine Zukunft mehr in der Beziehungseinheit. Wenn die Beziehungseinheit aus zwei Mitgliedern besteht, ist sie damit beendet, im Fall von größeren Einheiten kann diese die Trennung von einzelnen Mitgliedern dagegen durchaus überstehen.¹¹⁷ Darüber hinaus beschreibt dieses Beispiel erneut das Ineinandergreifen der kollektiven und der individuellen Perspektive der Beziehungsentwicklung, insbesondere die große Rolle, die stufenspezifische Ängste dabei spielen.

¹¹⁷ Ein Beispiel für solch eine Beziehungseinheit, die den Weggang einzelner Mitglieder verkraften muss, wird später in diesem Kapitel in einem Supervisionsprozess-Beispiel beschrieben (siehe „Supervision von Leitung und Pflegeteam einer Krankenhaus-Station“).

Resümee: Zur Brauchbarkeit des Beziehungskompasses bei Beziehungspartnern mit verschiedenen Paradigmen

Die Beispiele haben gezeigt, dass die Herausforderungen in einem Beratungsprozess, bei dem die Beziehungspartner eher auf unterschiedlichen Paradigmen ihren Magnetpol haben, sehr anders liegen, als bei Problemen bei gleichem Magnetpol. Daher ist es wichtig für den Berater oder Therapeuten, möglichst schnell und zuverlässig eine Einschätzung vornehmen zu können, ob das Problem bei gleichem oder unterschiedlichen Magnetpolen der Entwicklung liegt.

Mit den Beispielen wollte ich erstens zeigen, dass es durchaus in beiden Fällen zu Problemen kommen kann. Zweitens jedoch war es mir wichtig zu zeigen, wie nützlich der Beziehungskompass für die Bestandsaufnahme und - wenn beispielsweise eines der Ergebnisse darin besteht, dass unterschiedliche Paradigmen als Magnetpole vorhanden sind - für die weitere Vorgehensweise ist. Im Fall der unterschiedlichen Magnetpole in Beziehungseinheiten kann Entwicklung folgendermaßen aussehen:

- Eine Möglichkeit besteht in der „aufsteigenden“ Richtung, das heißt: der Unterschied in den Magnetpolen der Mitglieder einer Beziehungseinheit wird dadurch angeglichen, dass sich diejenigen mit dem weniger entwickelten Magnetpol in Richtung der entwickelteren Stufe zu entwickeln versuchen. Entscheidend ist hier aber, dass die Initiative zur Entwicklung nur bei demjenigen liegen kann, der diese Schritte machen muss. Natürlich können die Beziehungspartner mit dem entwickelteren Magnetpol dabei unterstützend wirken, aber letztlich nur in der Weise, wie der Lernende es für sich für konstruktiv hält.
- Die zweite Möglichkeit besteht in der „absteigenden“ Richtung. Das heißt, der Unterschied in den Magnetpolen der Mitglieder einer Beziehungseinheit wird dadurch angeglichen, dass sich diejenigen mit dem entwickelten Magnetpol in Richtung der weniger entwickelteren bzw. begrenzteren Stufe versuchen zu bewegen. Hier kann zwar nicht von Entwicklung im engeren Sinne gesprochen werden, da man sich aus vertikaler Perspektive „zurück“ bewegt. Es gehört jedoch zur vertikalen Entwicklung dazu, dass diejenigen mit dem entwickelteren Magnetpol verantwortlich mit den Grenzen der Stufen umgehen, die sie in ihrem Magnetpol bereits durchlaufen haben. Daher wissen sie um die relative Begrenzung jeder (in ihrem Magnetpol) zuvor durchlaufenden Stufe und können nicht zwangsläufig erwarten, dass diese Grenzen von Jedermann zu jeder Zeit überschritten werden können. Um der Beziehung willen können sich also Beziehungspartner auf entwickelteren Magnetpolen entscheiden, sich den Regeln und Erwartungen ihrer Partner mit weniger entwickelten Magnetpolen stärker anzugleichen, als es ihr Magnetpol typischer Weise favorisieren würde. Bei all solcher Bereitschaft zur Angleichung sind dieser „absteigenden“ Bewegung jedoch insofern Grenzen gesetzt, als sie nicht über mehrere Stufen hinweg gelingen kann, sondern sich vermutlich nur auf der dem eigenen Magnetpol zuvor liegenden Stufe erstrecken kann. Dies müsste jedoch weiter erforscht werden.

5.2.4. Anwendung des Beziehungskompasses mit einem Akzent auf transformativen Prozessen

In den bisherigen Fallbeispielen ging es mir in erster Linie darum zu veranschaulichen, wie der Beziehungskompass bzw. das Orientierungsmodell zur Bestandsaufnahme und zur Perspektivenentwicklung genutzt werden kann. Dabei habe ich zwar immer auch die entsprechenden Entwicklungsherausforderungen versucht zu benennen, diese blieben bislang in den Beispielen jedoch eher im Hintergrund.

An zwei weiteren Beispielen möchte ich daher jetzt mit Hilfe des Beziehungskompasses die Möglichkeit zu transformativen Lernprozessen in Beziehungssystemen bei der Darstellung in den Vordergrund rücken.

Cornelia und Petra: Das Ende einer langen Freundschaft

Cornelia, eine attraktive und engagierte Krankengymnastin Anfang 50, ist vor gut zwanzig Jahren nach einigen Enttäuschungen mit Männern eine enge Freundschaft mit der gleichaltrigen, ebenfalls allein stehenden Petra eingegangen. Mit der Zeit intensivierte sich die Beziehung, bis sie sich schließlich dahin entwickelt hatte, dass man sich nahezu täglich traf. Dabei stand Cornelia ihrer Freundin Petra regelmäßig bei deren beruflichen und privaten Belastungen tatkräftig zur Seite (in einer Weise, die über das übliche Maß einer Freundschaft hinausging). Als Ausgleich zeigt sich Petra Cornelia gegenüber häufig sehr großzügig.

Seit einigen Monaten treten nun Turbulenzen in der Beziehung zwischen Cornelia und Petra auf, weshalb Cornelia eine psychotherapeutische Beratung aufsucht. Bei Cornelia eskalierten vor einem Jahr gesundheitliche Probleme, die es nicht länger zuließen, dass sie ihre Tätigkeit als Krankengymnastin in diesem Ausmaß weiter ausübte. Sie begann, sich methodisch umzuorientieren und lernte Verfahren, die für sie physisch weniger anstrengend waren, jedoch zunächst großes Engagement von ihr forderten. All dies war auch ein Anlass für sie, über die vielen, seit Jahren nahezu zu einem „Nebenjob“ geratenen Gefälligkeiten für ihre Freundin nachzudenken. Da sie nun beruflich noch einmal ganz neu gefordert war, kam sie zu der Entscheidung, die fest etablierte Unterstützung ihrer Freundin in deren Geschäfts- und Privatleben zu beenden. Abgesehen von der Belastung, die dies inzwischen geworden war, gewann sie auch zunehmend den Eindruck, dass Petra ihr (wie sie es ausdrückte) „nicht gut“ tat. Sie trafen sich jedoch weiterhin und machten ihre Unternehmungen. Dabei ist Petra stets die Dominantere der beiden gewesen.

Hinter Cornelias zunächst sehr fröhlich wirkendem Gemüt verbirgt sich eine eher depressive Struktur: Wie sich in der Psychotherapie schnell herausstellt, fühlt sie sich in Beziehungen rechtlos und hat keinen Zugang zu ihrem existenziellen Wert; sie hat schon sehr früh in ihrem Leben gelernt, nach außen die Fröhliche zu spielen, um für andere attraktiv zu sein und sich deren Erwartungen anzupassen. Sie ist immer da, wenn man sie braucht, ohne dass sie selbst daraus bislang einen Anspruch abgeleitet hätte.

Dass es nun zu einer Eskalation in der Beziehung von Cornelia und Petra kommt, hat jedoch einen aktuellen Auslöser, denn auch auf Petras Seite gab es Veränderungen: sie hat sich in einen Mann verliebt und lebt das seit Monaten sehr beglückt aus. Die

Beziehung zu Cornelia hat keine Priorität mehr, die Liebesbeziehung steht nun an erster Stelle. Dies führt häufig dazu, dass Petra ein Treffen mit Cornelia abbricht, um eine plötzliche Gelegenheit zu nutzen, ihren Freund zu sehen. Dieses Verhalten ist in der Beziehung der beiden Frauen zwar nicht wirklich neu, aber zum ersten Mal gesteht Cornelia sich ein, dass sie sich von ihrer Freundin nicht gesehen fühlt – und dass das im Grunde nie anders war.

Das alles stürzte Cornelia in eine Krise: Jetzt erscheinen ihr die letzten zwanzig Jahre mit der Freundin mitunter wie verschwendet. Sie ist auch erschrocken darüber, wie leicht es ihr die ganzen Jahre fiel, sich selbst nicht ernst zu nehmen, sondern alles zu tun, um nicht allein zu sein. Ihr wird deutlich, wie sehr sie sich an Petra gebunden und von ihr abhängig gemacht hat. Auch dass sie sich nicht mehr ernsthaft auf Männer eingelassen hat, führt sie teilweise auf ihre enge Beziehung zu Petra zurück. So sehr sie das heute schmerzt, so sehr muss sie sich jedoch auch eingestehen, dass sie mit der Freundschaft zu Petra die sicherere Variante „gewählt“ hat und sich damit auch vor der riskanteren Liebesbeziehung zu einem Mann geschützt hat.

Sie spürt aber auch so etwas wie „Rachegefühle“ gegenüber Petra. Während sie selbst sich in ihrer Beziehung zu Petra mit sehr quälenden Prozessen auseinandersetzt, erlebt jene gerade eine sehr schöne Zeit und bemerkt nichts von Cornelias Krise.

Daher beschließt Cornelia, sich in einem Brief einmal alles von der Seele zu schreiben, ihn jedoch zunächst einige Zeit liegen zu lassen. Schließlich entscheidet sie sich bei einer Verabredung, Petra diesen Brief zu übergeben, die sich wiederum entscheidet, ihn in ihrer Gegenwart zu lesen. Petra scheint zunächst nicht zu ahnen, was auf sie zukommt, sie nimmt den Brief gut gelaunt und scheinbar ohne Argwohn entgegen. Auch beim Lesen ist sie zwischendurch erheitert oder sie findet Cornelias Aussagen einfach verzerrt oder schlicht falsch. Sie wirkt jedoch weiterhin nicht besorgt, sondern ist scheinbar souverän und Herrin der Lage. Als sie Cornelias Ausführungen darüber, dass sie sich immer klein gefühlt habe in der Beziehung zu ihr belächelt und abfällig kommentiert, fühlt sich Cornelia tief gekränkt aber auch provoziert: Sie entwickelt nun den Ehrgeiz, Petra emotional zu erreichen und möchte, dass auch diese endlich einmal „in Tränen ausbricht“ – deshalb konfrontiert sie sie nun mit ihren verletzten Gefühlen. Nach ca. zwei Stunden der Auseinandersetzung weinen schließlich beide Frauen und Petra versichert Cornelia, dass sie doch immer ihre Freundin bliebe und sie immer beschützen würde. Das ist aber nicht (mehr) das, was Cornelia von einer engen Freundschaft mit Petra möchte, denn sie will nicht länger auf „die Kleine“ in der Beziehung reduziert werden, sondern sich in ihren erwachsenen Anteilen weiter entwickeln.

Dennoch bemerkt Cornelia, wie wichtig es war, diese Auseinandersetzung geführt zu haben, aber sowohl die Bilanz als auch die Perspektive der Beziehung zu Petra bleibt getrübt. Sie möchte die Beziehung so auf keinen Fall fortsetzen und glaubt im Grunde nicht, dass sie sich zusammen entwickeln können. Dennoch fällt es ihr noch schwer, den Kontakt mit Petra zu beenden, auch wenn sie eigentlich nicht weiß, was sie sich von der Beziehung noch verspricht. Sie treffen sich weiterhin zu den verschiedensten Anlässen und Petra ruft Cornelia häufiger an. Dass Cornelia ihre Schwierigkeiten in der Beziehung artikuliert hatte, ist inzwischen wieder in den Hintergrund getreten, so dass alles wieder wie vorher sein könnte, wenn Cornelia sich nur darauf einließe.

Bestandsaufnahme nach dem Beziehungskompass

Eine massive gesundheitliche Krise von Cornelia und das neu gefundene Liebesglück ihrer Freundin Petra lösten in der langjährigen Freundschaft der beiden eine Krise aus. Denn diese Veränderungen wuchsen sich zu „Störungen“ der bisherigen Art und Weise aus, in der Cornelia und Petra ihre *Erlebens- und Aufgabenbereiche* geteilt hatten, da sich diese plötzlich erheblich reduzierten. Diese Reduktion konfrontierte Cornelia mit Überlegungen, inwieweit ihre Freundschaft tatsächlich jemals ausgewogener war als in der gegenwärtigen Situation. Cornelia kam zu der Einschätzung, dass sie in den beiden Bereichen, die ich mit den Kategorien *Austausch* und *Entscheidungsfindung* beschrieben habe, eine Veränderung in der Beziehung zu Petra haben möchte. Unterstützt durch die Beratung wagt es Cornelia, ihre Freundin zu konfrontieren. Mit diesem Versuch verlässt sie nicht nur die bisherige Form des *Kontakts* der beiden (in dem es, zumindest von Seiten von Cornelia, nie zu kritischer Auseinandersetzung gekommen war), sondern sie nimmt sich auch ernster in der Beziehung und verändert damit die *Position* der beiden.

Entsprechend der im 1. Kapitel beschriebenen Unterscheidung zwischen Translation und Transformation lässt sich das Ergebnis von Cornelias Konfrontation ihrer Freundin Petra auch folgendermaßen darstellen: Cornelia hätte gern einen Wandel der Freundschaft hin zu mehr Gesehen-Werden in der Eigenständigkeit und reifer Partnerschaftlichkeit, wohingegen Petra den alten Zustand der Beziehung erhalten will und diesen am Ende der Konfrontation auch bestätigt („... ich werde immer Deine Freundin bleiben ...“).

Möglichkeiten transformativer Lern-/ Entwicklungsprozesse

Cornelia hat ihrer Freundin Petra mit der Konfrontation den Anstoß zu einer Entwicklung in der Beziehung gegeben. Es hätte der Beginn eines Wandels im Sinne einer Transformation vieler Dimensionen der Beziehung sein können, so dass sie eventuell für beide, vor allem jedoch für Cornelia, wieder angemessener hätte werden können. Der bisherige Verlauf der Auseinandersetzung nach der Konfrontation schränkt diese Möglichkeit jedoch stark ein. Vielmehr sieht es so aus, als wenn die Krise oberflächlich betrachtet folgenlos bleibt und Cornelia sich innerlich von Petra zurückzieht. Inwieweit sich Cornelia langfristig auch äußerlich von Petra zurückziehen wird, hängt sicher auch entscheidend davon ab, wie gut Cornelia unabhängig von Petra für ihre sozialen Kontakte sorgen kann bzw. mit ihrem Alleinsein zurecht kommt. Damit befindet sich Cornelia in vielerlei Hinsicht am Übergang (bzw. der Transformation) vom konventionellen zum zweckrationalen Bereich, bei dem beispielsweise individuelle Interessen in Beziehungen miteinander ausgehandelt werden können.

Detlef und Sabine: Eine Paarberatungs-Sequenz

Detlef und Sabine kennen sich seit 25 Jahren und leben fast ebenso lange zusammen. Detlef ist sechzehn Jahre älter als Sabine und ebenso wie diese in der Erwachsenen-

bildung tätig. Für beide ist der Beruf wichtig, sie haben keine Kinder. Ihre gemeinsame Geschichte ist eine Mischung aus Aufeinander-angewiesen-Sein, großen Turbulenzen und Entfremdung. Sabine hat immer wieder einmal Affären, die sie emotional oft tief irritieren. Dann wendet sie sich nicht selten an ihren Partner Detlef um Hilfe, der jedoch eigentlich mit seiner Kränkung beschäftigt ist, da er zunächst einmal der Betrogene ist. Mit großer Anstrengung versucht Detlef dann jedoch, für Sabine eine Stütze in dieser Situation zu sein. Er merkt jedoch zunehmend, dass er das psychisch und körperlich nicht mehr verarbeiten kann. Dies ist letztlich die Ausgangssituation und der Anlass, eine Paarberatung in Anspruch zu nehmen.

Das Paar Detlef und Sabine wird nicht von einem einzelnen Berater, sondern von einem Berater-Paar betreut. Sowohl Detlef als auch Sabine haben in einer vorhergehenden Einzeltherapie zu jeweils einem der Berater eine therapeutische Vertrauensbeziehung aufgebaut: Detlef zu der Beraterin und Sabine zu dem Berater.

In der ersten Sitzung der Paarberatung wird noch viel um den heißen Brei herum geredet, und es herrscht eine angespannte Stimmung. In gewisser Weise wirkt es, als seien sie gar nicht aus eigenem Antrieb gekommen. Deshalb konfrontieren die Berater sie mit der Frage, ob sie sich entschieden hätten, wirklich etwas verändern zu wollen.

Diese Konfrontation führt in der zweiten Sitzung dazu, dass die Angst und das Misstrauen, die sich Detlef und Sabine gegenseitig entgegenbringen, deutlicher zur Sprache kommen. Zunächst agieren sie diese eher in der gewohnten Form aus, und es kommt zum gegenseitigen verbalen Schlagabtausch. Mit der Unterstützung der Berater können sie dann schließlich ihre Angst und ihr Misstrauen einander gegenüber bekennen. Während Detlef den Schritt in das Wagnis „Lernen in der Beziehung“ unternehmen will, ist Sabine noch ambivalent – sie will sich aber bis zum nächsten Mal entscheiden.

In der dritten Sitzung entscheidet sich auch Sabine für das Wagnis, sich auf die Beratung und ein Lernen in der Beziehung zu Detlef einzulassen. Daraufhin können sie sich unter der Anleitung der Berater ihre bislang zurückgehaltenen Ängste voreinander offenbaren. Detlef zeigt bisher eigentlich nur seine souveräne, starke Seite. Er befürchtet, „eine reingehauen zu kriegen“, wenn er sich Sabine gegenüber auch einmal schwach zeigt. Sowohl sein Muster, den souveränen Mann herauszukehren, als auch seine Angst, sich schwach zu zeigen, haben ihren Ursprung in seiner Geschichte: Er ist kurz nach dem Krieg ohne Vater aufgewachsen und hat von Mutter und Tanten zwar äußere Versorgung bekommen, aber keine Nähe, Trost und Sicherheit gespürt. Vielmehr musste er früh Verantwortung als „Mann im Haus“ übernehmen. Sabine wiederum fühlt sich zu wenig in ihrer kompetenten professionellen Seite gesehen und hat ein Elefantengedächtnis, was das betrifft: sie erinnert Detlef an einen Vorfall diesbezüglich vor 20 Jahren, der sie tief gekränkt hat. Beide verpassen sich auch in dieser Sitzung mehrmals auf eine ganz bestimmte Weise: Wenn einer der beiden sich auf den eigenen (intrapersonalen) oder gemeinsamen (interpersonalen) Prozess einlässt, geht der/die andere auf eine objektive, sachliche Ebene und meint, auf diese Weise alles klären zu können. In der Regel finden dann Argumentationskämpfe und Rechthabereien statt, aus denen beide verletzt herausgehen.

Zwischenfazit

In den ersten drei Sitzungen wird folgendes deutlich: Detlef und Sabine haben hinsichtlich ihrer *Positionen zueinander* eine recht statische Hierarchie etabliert, bei

der Detlef den Ton angibt und sich Sabine unterlegen fühlt. In ihrem *Umgangsstil* ist die größte Herausforderung, überhaupt mehr miteinander ins Gespräch zu kommen und ihre reaktive Art der Kommunikation zu überwinden. Vor allem aber ist bislang jeder der beiden so sehr mit eigenen Ängsten und Bedürfnissen beschäftigt, dass sie sich noch gar nicht recht aufeinander beziehen können, sondern meistens nur sich selbst sehen. Die vorrangige Arbeit der Paarberatung besteht daher zunächst darin, diese Ausgangssituation transparent zu machen und Detlef und Sabine zu unterstützen, sich selbst und den anderen in diesem Ausgangspunkt zu akzeptieren. Dies war nicht zuletzt auch dafür wichtig, dass beide den Mut fanden, sich wirklich auf ein gemeinsames Lernen in der Beziehung einzulassen, ein Prozess gemeinsamer *Entscheidungsfindung*, der in dieser bewussten Qualität bislang ziemlich selten in ihrer Beziehung statt fand.

Nachdem in den ersten zwei Sitzungen die grundlegenden Voraussetzungen für eine qualitative Arbeit an der Paarbeziehung geschaffen wurden, kann diese in der dritten Sitzung beginnen. Die sich daran anschließenden 13 Sitzungen stelle ich nun nicht im einzelnen dar, sondern beschreibe den weiteren Verlauf nach den auftauchenden Themen.

„Top-dog/underdog“-Problematik bei Detlef und Sabine

Sabine hat große Schwierigkeiten, sich selbst als wertvollen Menschen zu sehen. Diese Schwierigkeit macht sich an unterschiedlichen Stellen bemerkbar, z.B. als sie und Detlef in der Paarberatung an die Frage kommen, inwieweit sie sich gegenseitig grundlegend vertrauen. Detlefs Vertrauen in Sabine ist durch Sabines häufige Affären beeinträchtigt, und Sabine hat große Zweifel, sich eines solchen Vertrauens überhaupt würdig zu fühlen – auch wenn sie keine Affären hätte. Solange sie Affären hat, kann Detlef berechtigterweise an ihrem JA zu ihm zweifeln, und Sabine muss sich nicht mit ihren grundlegenden Selbstwertzweifeln bzw. Selbstabwertungen beschäftigen. Insofern erfüllen Sabines Affären unter anderem auch die Funktion, ihr eine Konfrontation mit ihrer existenziellen Selbstabwertung zu ersparen, da sie sie bereits auf einer konkreten Ebene „erledigt“, in dem sie die Rolle der „Betrügerin“ und damit der „Wertlosen“ übernimmt.

In der Beziehung zwischen Detlef und Sabine gibt es auch „äußere“ Fakten, die eine rigide Hierarchiebildung in den *Positionen* zwischen beiden (d.h. Detlef ist „oben“ und Sabine ist „unten“) begünstigt haben: da ist zunächst der Altersunterschied von 16 Jahren, wobei Detlef als Älterer die Rolle des Vernünftigen, Planenden und vor allem des Verantwortlichen hat und Sabine die Lebendigkeit, Aufregung aber nicht zuletzt dadurch auch Unbeständigkeit in die Beziehung bringt. Wenn sie sich in dieser Konstellation zu Beginn ihrer Beziehung so ausgesucht haben, dann wohl auch deshalb, weil sie ihre jeweiligen Rollen bereits durch ihre Sozialisation in ihren Herkunftsfamilien und Lebenszusammenhängen als junge Erwachsene ausgeprägt hatten: Sabine als das Nesthäkchen in einer Familie, in der Verbindlichkeit und Verantwortung keine große Rolle spielten, und Detlef, der schon früh die Rolle des „verantwortlichen Mannes im Haus“ übernehmen musste.

Im weiteren Verlauf der Paarberatung werden die Rollen der beiden unter folgende Kurzformel subsumiert: Detlef hat den vernünftigen Part in der Beziehung und kehrt dabei immer wieder den „Oberlehrer“ gegenüber Sabine heraus; Sabine übernimmt den Part der Emotionalen in der Beziehung, was sie auch immer wieder in die Rolle der „Hysterischen“ treibt. Beide wollen diese Rollen gern aufweichen und durchlässiger machen und damit ihren *Umgangsstil* verändern. Die beiden Berater unterstützen sie in diesem Wunsch und zeigen ihnen folgenden Prozess dieser Veränderung auf: zunächst sei es wichtig, die Realität der Ausgangssituation zu akzeptieren und darauf basierend mit allen Konsequenzen eine Veränderung zu wollen, das heißt, sich dafür zu entscheiden, etwas Altes, Vertrautes aufzugeben und sich auf das Abenteuer einzulassen, etwas Neues entstehen zu lassen (inklusive der schwierigen Phase, in der das alte Muster nicht mehr wie gewohnt „funktioniert“ und das Neue noch nicht vorhanden ist). Wenn diese Entscheidung gefallen ist, geht es in die Phase der Umsetzung bzw. des Umlernens, für die die zuvor getroffene Entscheidung eine wichtige Orientierung darstellt: denn die Phase des Umlernens wird nicht zuletzt dadurch erfolgreich, dass die unvermeidlichen Rückschläge oder das Nicht-Gelingen mit Bewusstheit erforscht werden können. Nur durch diese Bewusstheit bei den Versuchen, das alte Muster zu überwinden, werden Detlef und Sabine genauer herausfinden, wovon sie noch loslassen müssen und wie das neue Muster aussehen muss, damit es für beide angemessener ist.

Entsprechend kommen sowohl Detlef als auch Sabine im Verlauf dieses Umlern-Prozesses (der einen transformativen Lernprozess darstellt) an die Bedürfnisse, die hinter ihren alten verfestigten Rollen liegen: Sabine versucht in ihrer untergeordneten und mitunter chaotischen Rolle ihr kindliches Bedürfnis nach elterlicher Nähe zu befriedigen; und Detlef, der nie körperliche oder seelische Nähe zu seiner Mutter oder einem anderen Erwachsenen erlebt hat, ist ambivalent, was Nähe angeht: so sehr er sich einerseits danach sehnt, auch einmal loszulassen und sich der Führung seiner Partnerin anzuvertrauen, so sehr ängstigt ihn auch diese Vorstellung, da er große Schwierigkeiten hat, Kontrolle und Macht abzugeben.

Dies ist ein Thema, dass er - auch aufgrund körperlicher Warnsignale wegen zu vielem Stress - in seiner parallel weiter laufenden Einzeltherapie weiter verfolgt und bearbeitet. Dabei kann sich die Therapeutin am holarchischen Modell der individuellen Grundängste und Grundbedürfnisse in Beziehungen orientieren. Detlef lebt nahezu ausschließlich die Seite der *Eigenständigkeit* - sowohl in den Bedürfnissen nach Macht und Kontrolle, als auch in den Ängsten vor dem Verlust dieser Kontrolle. Dahinter wartet jedoch seine Sehnsucht nach *Zugehörigkeit*, die er bis jetzt allerdings nicht wagt, als Erfahrung von Nähe in die Partnerschaft zu bringen. Statt dessen umgibt er sich mit vielen Kontakten, die er vor allem aus seiner abwechslungsreichen beruflichen Tätigkeit bezieht. Insgesamt ist es Detlefs individuelles Dilemma, sich einerseits nach Nähe und Halt zu sehnen, und andererseits gerade davor große Angst zu haben, weil er nie gelernt hat, dass dann jemand für ihn da ist. In der therapeutischen Einzelarbeit geht es daher darum, dieses Defizit aus der Vergangenheit anzuerkennen und gleichzeitig die Möglichkeiten der Gegenwart und Zukunft auszuschöpfen.

fen, indem die Ängste durchgearbeitet und die Bedürfnisse in einer heute für ihn angemessenen Weise zu realisieren.

Auch die Selbstwertproblematik von Sabine tritt im Verlauf des Rollen-Umlern-Prozesses immer wieder in den Vordergrund. Mit zunehmendem Verlauf des Prozesses (und durch weitergehende einzeltherapeutische Unterstützung) gelingt es ihr jedoch, sich bewusst zu werden bzw. sich an die realistische Einschätzung zu erinnern, dass diese Zweifel eine Verzerrung ihrer Realität darstellen (auch wenn sie sich im Moment des Erlebens sehr „echt“ anfühlen). Hier sehen die Berater auch eine Möglichkeit, Detlef und Sabine vorzuschlagen, wie sie beginnen können, *miteinander* zu lernen. Wenn also Sabine wieder einmal von ihrer „Selbstwert-Macke“ eingeholt wird, kann Detlef ihr helfen, indem er diese „Macke“ als solche insofern ernst nimmt, als er ihr momentanes Erleben akzeptiert, und Sabine dann mit einer konkreten realistischen Einschätzung konfrontiert. Im Gegenzug kann Sabine Detlef unterstützen, indem sie akzeptiert, dass auch er manchmal Ängste hat und sie dann braucht, so dass sie versuchen könnte, einfach für Detlef da zu sein (statt sich davon zu sehr ängstigen zu lassen und weg zu gehen).

Obwohl beide in der Beratungssituation dieses Vorhaben - sich gegenseitig in ihren transformativen „Lernprojekten“ zu unterstützen - mit entwickelt haben und ernsthaft bereit waren, dieses als eine Vereinbarung zwischen sich zu betrachten, haben sie bei der nächsten Sitzung, sechs Wochen später, nur noch die Erinnerung, dass es um etwas sehr Wichtiges gegangen sein muss, aber sie wissen nicht mehr genau, was es gewesen war. Als sie es von den Beratern schließlich erfahren, gehen sie zunächst der Frage nach, was für einen Sinn es ergeben könnte, dass sie sich nicht mehr erinnern konnten. Die Gründe liegen natürlich wieder in den Ängsten, die eine solche Vereinbarung bzw. ein solches Umlernen mit sich bringen. Schließlich gibt es keine stärkere Konfrontation mit den Konsequenzen einer Entscheidung, als wenn man tatsächlich versucht (oder versuchen soll) sie umzusetzen.

Die Ängste von Detlef und Sabine lassen sich letztlich folgendermaßen zusammen fassen: Detlef hat *Angst, Verantwortung abzugeben*. Zur Zeit hat er Magenprobleme und ist zunächst bereit, Verantwortung abzugeben, damit sich sein Stress reduziert und er eher Chancen hat, seine körperlichen Symptome loszuwerden. Dies lassen die Berater aber „nicht durchgehen“, da es um eine noch grundlegendere Entscheidung geht, nicht um einen Handel nach dem Motto: wenn ich gesünder lebe, gehen meine Symptome wieder weg. Vielmehr geht es darum, sich für ein Leben mit weniger Druck zu entscheiden, um einer anderen Lebensqualität eine Chance zu geben. Detlef spürt dabei seine Angst vor dem „Loch“, das sich vor ihm auftut, wenn er nicht ständig in Aktion ist. Für Sabine wiederum geht es darum, *in der Beziehung Verantwortung* zu übernehmen. Das ist für sie doppelt schwer, da es für sie schon ein großer Schritt ist, für sich selbst verantwortlich zu sein und aus der Kind-Rolle heraus zu kommen. Wenn sie in der Beziehung lernen will, geht es jedoch nicht nur darum, herauszufinden, was für sie selbst gut ist, sondern in einem zweiten Schritt auch darum, *im Sinne der Beziehung* zu entscheiden und zu handeln. Das kann beispielsweise beinhalten, dass sie bei gemeinsamen Unternehmungen die Vorlieben ihres Partners

Detlef mit einplant. Für Sabine bedeutet das, aus ihrer alten (in ihrer Herkunftsfamilie gelernten und von allen praktizierten) „Egal-Haltung“ heraus zu kommen.

Zwischenbilanz: Bestandsaufnahme nach Beziehungskategorien und Entwicklungs herausforderung

In der Paarberatung mit Detlef und Sabine ist es immer wieder notwendig, zunächst deren individuellen Bedürfnisse und Ängste auf die Spur zu kommen, da sie erstens das Miteinander der Beiden stark beeinträchtigen, und den Boden für die risikanten transformativen Lern- bzw. Entwicklungsprozesse zu unsicher machen. Beide wollen aber stärker zu einem Miteinander kommen, was vor allem die Bereiche betrifft, die in dem Beziehungskompass unter den Kategorien *Erlebens- und Aufgabenbereiche* (dabei vor allem die Daseinsdimensionen) und *Austausch und Entscheidungsfindung* (vor allem Entscheidungsprozesse und Entscheidungsträger) zusammengefasst werden. In diesen Bereichen besteht ein großes Defizit, d.h. Detlef und Sabine meiden entweder diese Bereiche oder sie haben Formen etabliert, die sie beide nicht für befriedigend halten. Dieser Zustand ist stark bedingt durch ihre rigide Hierarchiebildung, was die Kategorie *Konstellation* angeht - hier vor allem im Hinblick auf die *Positionen zueinander*. Eine Entwicklung von Detlef und Sabines Beziehung zueinander würde also einen Wandel vor allem in diesen Kategorien bedeuten: Die Positionen zueinander kämen stärker in Bewegung. Detlef wäre nicht mehr unangefochten in der Position des Mächtigen, Verantwortlichen und Starken, Sabine nicht mehr nur in der Rolle der Hilflösen, Kleinen und Schwachen. Im Hinblick auf ihre *Daseinsdimensionen*, *Kontakte* und *Umgangsstile* würden sie lernen, Formen der Nähe in körperlicher und geistiger Hinsicht zu finden. Schließlich könnten sie lernen, ihre *Entscheidungsprozesse* und die Frage des *Entscheidungsträgers* stärker im Miteinander zu vollziehen. All das umreißt das Spektrum der Herausforderungen, vor denen Detlef und Sabine stehen, wenn sie beginnen, an ihrer bisherigen Beziehungsgestaltung grundlegend etwas zu ändern. Dabei geht es im Hinblick auf Entwicklung zunächst darum, präpersonale Muster aufzuarbeiten und zu überwinden, bevor eine differenzierte Entwicklung auf personalen Stufen möglich wird.

Transformative Lernprozesse bei Erwachsenen - ob individuell oder als Beziehungssystem - konfrontieren die Beteiligten also mit ihren auf früheren Stufen nicht angemessen gelösten oder verarbeiteten Entwicklungsaufgaben; je gravierender diese unerledigten oder schlecht an die gegenwärtige Lebenssituation angepassten Muster sind, desto notwendiger ist es, sie abzuschließen und/oder angemessen zu integrieren, damit sie neue transformative Lernherausforderungen nicht stören und dem Lernenden die notwendige Sicherheit für den weiteren Lernprozess geben. Bei Detlef und Sabine geht es vor allem um die folgenden Lernherausforderungen.

Reaktionsbildung

Zunächst treten Reaktionsbildungen von Detlef und Sabine in folgender Weise auf: Detlefs Ausdrucksform seiner Angst besteht oft darin, dass er Sabine Vorträge hält und alles erklärt, wenn er selbst eigentlich gerade verunsichert oder genervt ist.

Sabines Form der Reaktionsbildung besteht in beleidigtem Rückzug. Nachdem beide in der Zwischenzeit ein Skript zu dem Phänomen der Reaktionsbildung gelesen haben, äußert Sabine in der nächsten Sitzung ihre Einschätzung, dass in ihrer Herkunftsfamilie nahezu ständig Reaktionsbildung herrschte. Detlef entdeckt, dass er vor allem dann reaktiv wird, wenn er bei seinem Gegenüber auf Ratlosigkeit stößt: dann fängt er an, den „Oberlehrer“ herauszukehren. Gelernt hat er diese „Überlebensstrategie“ in der Beziehung zu seiner Mutter, die ihn oft mit ihrer Ratlosigkeit belastete.

Dieser *Umgangsstil* ist also bei beiden eine Reaktion auf eine - in der Situation nicht bewusste - Angst. Wie bei allen Menschen sind die Formen, die eine solche Reaktionsbildung annimmt, nicht sehr entwickelt - oder anders ausgedrückt: bei solchen elementaren Angstreaktionen fallen wir auf sehr niedrige Entwicklungsstufen zurück. Das Ziel kann nun nicht sein, den Beschluss zu fassen, sich in Zukunft einfach nicht mehr in diesem Maße bedroht zu fühlen, denn Vernunftsabsichten werden diese elementaren Überlebensreaktionen, die Reaktionsbildungen nun einmal darstellen, nicht verändern oder gar abstellen. Die Entwicklungsmöglichkeiten bei Reaktionsbildungen liegen individuell in der Bewusstwerdung der Ängste, die ihnen zugrunde liegen und im schrittweisen Durcharbeiten dieser Ängste und der damit verbundenen Erfahrungen (vgl. Fuhr & Gremmler-Fuhr 2004, 190-198). Für die Beziehung ist gegenseitiges Verständnis für die Ausgangssituation des anderen sowie Absprachen darüber, wie der Partner jeweils den Entwicklungsprozess des anderen unterstützen kann, außerordentlich hilfreich (wie beispielsweise bei Sabines „Selbstwert-Macke“ und Detlefs Schwierigkeit, seine Angst zuzulassen. Dazu bedarf es der Fähigkeit zur „Disidentifikation“, die für beide eine wichtige Lernherausforderung darstellt, und die ich im Folgenden daher genauer beschreibe.

Disidentifikation

Schon in der Beschreibung der ersten Paarberatungs-Sitzungen waren die Reaktionsbildungen von Detlef und Sabine eine sehr dominante Dynamik. Ein wichtiger Schritt, eine Dynamik wie Reaktionsbildung zu durchbrechen, besteht in der Fähigkeit zur Disidentifikation. In der Dynamik zwischen Detlef und Sabine wird Disidentifikation aber besonders da wichtig, wo sie dramatisieren: sie in ihrer emotional betroffenen und er in seiner scheinbar sachlich beobachtenden Art. Das klingt bei Sabine dann so, dass sie ihre Befindlichkeiten und Ängste ausgiebig und sehr dramatisch inszeniert, und bei Detlef sind es lange Ausführungen darüber, welchen ungeheuerlichen Schlampigkeiten er wieder auf die Spur gekommen ist oder wie viel Arbeit und Fingerspitzengefühl ihn bestimmte Aktionen gekostet haben, die außer ihm so keiner hin bekommen hätte. Detlef verliert sich dabei in minutiösen Schilderungen der genauen Abläufe, aber er äußert nichts über sein Erleben. Im Gegensatz dazu ist Sabine nahezu nur Erleben: Sie identifiziert sich sehr stark mit ihren Emotionen, so dass man häufig sagen kann: *sie ist ihre Gefühle*. Disidentifikation heißt in diesem Zusammenhang, dass Sabine lernt, *Gefühle zu haben*, statt *ihre Gefühle zu sein*. Detlef dagegen kann lernen, die Abspaltung seines Erlebens allmählich aufzugeben und sich seines Erlebens wieder stärker in der Situation bewusst zu werden. Wenn er sein Er-

leben wieder stärker in seine Realität holt, kann Detlef den Schritt der Disidentifikation vom Erleben vollziehen, und dadurch Einfluss auf seine Prozesse nehmen. Es ist wichtig, die Abspaltung des Erlebens bei Detlef nicht mit Disidentifikation zu verwechseln. Disidentifikation hat immer Identifikation zur Voraussetzung, so dass Detlef zunächst den Schritt der Identifikation mit seinem Erleben nachholen muss. Langfristig kann auf diese Weise die Möglichkeit geschaffen werden, die bisherige Delegation in der Kategorie *Daseinsdimensionen* aufzuheben, indem jede(r) der Beiden etwas von dem bisherigen Part des/der Anderen übernimmt.

Unterschiede akzeptieren

Detlef und Sabine unterscheiden sich in wesentlichen Punkten: Detlef ist der Vernünftige, Verantwortliche, der Retter in der Not, aber auch der Besserwisser und Oberlehrer. Sabine ist die Lebendige, Emotionale, Charmante, aber auch die Kleine, Unselbstständige, Hilfloze und Bedürftige. Bislang besteht ihr Problem mit dieser Unterschiedlichkeit darin, dass sie die Andersartigkeit des anderen als gegen sie gerichtet erleben. Dahinter steckt der vermeintliche Wunsch, der/die andere möge sein wie man selbst. „Vermeintlich“ ist der Wunsch deshalb, weil Detlef und Sabine sich nicht ernsthaft wünschen, ein identisches Gegenüber zu haben. Vielmehr entspringt dieser Wunsch nach Gleichheit eigentlich dem Wunsch, keinen Konflikt miteinander zu haben nach dem Motto: Wenn Du anders wärest als Du bist (nämlich so wie ich oder mir ähnlicher), dann hätten wir kein Problem und vor allem müsste ich mich dann nicht verändern! Es handelt sich hier um eine Problematik aus dem Bereich des *Austauschs*. Detlef und Sabine können bislang gar nicht wirklich in Kontakt miteinander treten, weil sie die Grenze zwischen sich als einzelne Personen nicht realisieren, sondern sich „konfluent“ verhalten.¹¹⁸

Detlef und Sabine müssen lernen, dass die Andersartigkeit des Partners nicht das Ende, sondern der Anfang einer lebendigen Partnerschaft ist. Es geht darum, wieder neugierig auf das Innenleben des Partners zu werden und in einen Dialog miteinander zu treten.

Pläne und Absprachen miteinander klären

Detlef und Sabine haben große Schwierigkeiten, etwas miteinander zu besprechen. Sie befürchten jedes Mal, dass sie von ihrem Partner nicht wirklich da gesehen werden, wo sie sind und erwarten daher, verletzt zu werden. Diese Schwierigkeiten haben viel mit den bereits zuvor dargestellten Schwierigkeiten im *Umgangsstil* und im *Kontakt* zwischen beiden zu tun.

Besondere Brisanz bekommen diese Schwierigkeiten bei Themen, die zwischen beiden geklärt werden müssen, wie Urlaubsplanung, Absprachen darüber, wer wann wo arbeitet (beide haben keine festen Arbeitszeiten), und wann sie miteinander Zeit verbringen können und wollen (sie leben in einer großzügigen Wohnsituation, wo sich jeder gut in seinen Bereich zurückziehen kann).

¹¹⁸ Dieses Kontaktverständnis beruht auf der Theorie zum Gestalt-Ansatz, vgl. Fuhr & Gremmler Fuhr 1995.

Sicherlich nicht zuletzt wegen der Ängste, die beide vor solchen Gesprächen haben, ist es ihnen bislang nicht gelungen, rechtzeitig und in ruhiger Atmosphäre miteinander zu reden; Absprachen werden nicht selten im letzten Moment getroffen, und dann entsprechend angespannt oder unter Druck. Daher schlagen die Berater Detlef und Sabine vor, dass sie sich erst einmal einen Unterstützungsrahmen schaffen. Beide sehen ein, dass ihr Argument, sie hätten keine Zeit, sich besser abzusprechen, nur heißen kann, dass sie sich dafür keine Zeit nehmen wollten – aber das sei bei ernsthafter Betrachtung nicht ihre Überzeugung. Sie wollen also beginnen, etwas mehr Regelmäßigkeit in ihre Tagesabläufe zu bekommen und stellen fest, dass sie gern jeden morgen miteinander frühstücken würden und auch versuchen wollten, das Abendessen gemeinsam zu Hause einzunehmen (statt bei geschäftlichen Gelegenheiten).

Resümee

Die erste Herausforderung im Zusammenhang mit transformativem Lernen in der Beziehung besteht darin, in der Beratungssitzung selbst *Entscheidungen* darüber zu treffen, dass sich die Beziehungspartner auf einen gemeinsamen Klärungs- und Lernprozess miteinander und mit den Beratern einlassen. Wenn sich nicht *beide* ehrlich dafür entscheiden, ist jeder weitere Schritt in Richtung transformativer Lernprozesse – sowohl für die Berater als auch für denjenigen der Beziehungspartner, der „ja“ gesagt hat – letztlich zum Scheitern verurteilt.

Die durch die Berater unterstützte und teilweise modellhaft vorgelebten Formen des *Kontakts* und des *Umgangsstils* miteinander ermöglichen es den Partnern im Laufe der Sitzungen, Zugang zu tieferliegenden *Daseinsdimensionen* – vor allem Ängsten und bisher im Leben unerfüllten Bedürfnissen – zu bekommen und sie sich gegenseitig einzugestehen. Dabei kommen in der Beziehung auch eingefahrene *Konstellationen* mit rigiden *Positionen* und einer dysfunktionalen Hierarchie ebenso ans Tageslicht wie die wechselseitige Delegation von *Erlebensweisen*. Es geht darum, sich die jeweils auf den anderen delegierte Erlebensweise (wieder) anzueignen, damit sie diese nicht gegenseitig beim anderen bekämpfen müssen und sie sich jeweils „ganzer“ fühlen können.

Der *Umgangsstil* und *Kontakt* miteinander entspricht bei diesem Paar häufig präpersonalen Formen, die jeweils mit nicht bewussten Ängsten begründet sind. *Entscheidungen* und Vereinbarungen, wie mit diesen Formen der Reaktionsbildung umzugehen sei und wie sie sich gegenseitig unterstützen können, um diese nicht mehr angemessene Weise des *Austauschs* zu überwinden, ermöglicht es ihnen, in kontaktvollere Gespräche und Verhandlungen über gegenseitige Interessen einzutreten. Dadurch kann ein Entwicklungsprozess in Gang gesetzt werden, der aus den *präpersonalen* Verstrickungen über das Eingeständnis *konventioneller* gegenseitiger Verpflichtungen bis hin zu vernünftigem Interessenausgleich (zweckrational/orange) und sich in seiner Andersartigkeit sehen lernen (relativistisch/grün und punktuell integral/gelb) führt, wobei dann jeder seine Interessen in der Gemeinschaft zur Geltung bringen und man sich darüber auch verständigen kann.

5.2.5. Langfristige Supervision: Ein Pflage team und seine Leitung

In dieser Fallstudie möchte ich einen Supervisionsprozess schildern, der sich aus einer ersten Gruppen-Supervision (sechs Sitzungen über zwei Monate verteilt), ein anschließendes Coaching (das aus zehn Sitzungen verteilt über sieben Monate lief), und einer Reflexionssitzung 21 Monate nach dem ersten Supervisions-Kontakt zusammensetzt. Mit der Darstellung dieses Prozess wird ein vollständiger Ablauf einer professionellen Beziehungsklä rung und möglicher Entwicklungsansätze mit Hilfe des Beziehungskompasses beschrieben.

Supervision eines Pflage teams

Hanna M. ist Stationsleiterin auf einer Privatstation in einem konfessionell geführten Krankenhaus. Ihre Pflagedienstleitung (ihre unmittelbare Vorgesetzte) hat sich an eine externe Supervisorin gewandt und um die Unterstützung bei einer Konfliktsituation zwischen Hanna M. und ihren Mitarbeitern gebeten. Hanna M. arbeitet bereits elf Jahre auf dieser Station und hatte zwei Jahre zuvor schon einmal massive Probleme, als sieben Mitarbeiter sich einzeln in schriftlicher Form sehr nachdrücklich bei der Pflagedienstleitung über sie beschwert hatten. Damals traf sie das zwar sehr, aber sie ließ sich nach außen nichts anmerken.

Erste Supervision mit Stationsleitung und Mitarbeitern

In einer ersten Supervisionssitzung sind sechs Mitarbeiter (unter ihnen Mario S., Dieter K. und Susanne L.), Leitung (Hanna M.) und stellvertretende Leitung (Astrid B.) anwesend. Es ist sehr schwierig, etwas aus den Mitarbeitern heraus zu bekommen, sie drucksen herum und bleiben allgemein. Hanna M., die Stationsleiterin, die weiß, dass es um einen Konflikt mit ihr gehen soll, gibt sich gesprächsbereit, sieht aber selbst keine Veranlassung, etwas zu thematisieren. Die stellvertretende Leiterin, Astrid B., wiederum kann überhaupt nicht nachvollziehen, wo das Problem sein soll, sie sieht keines und ihr habe bis jetzt auch niemand klar sagen können, was es sei.

Bestandsaufnahme

Bei diesem ersten Zusammentreffen kommt es noch gar nicht zu einer Äußerung des Problems, was ein deutlicher Hinweis darauf ist, dass die Kommunikation bzw. der *Austausch* zwischen Hanna M. und ihren Mitarbeitern extrem gestört ist. Daher entscheide ich mich, zunächst die beiden Parteien zu trennen und bei extra vereinbarten Terminen gesondert zu erkunden, was die jeweilige Problemdefinition ist.

Supervision der Stationsleitung

(Astrid B., die stellvertretende Stationsleiterin, hat inzwischen Erziehungsurlaub und nimmt an der Supervision daher nicht teil). Nun, in der geschützteren Atmosphäre mit mir als Supervisorin allein, erzählt Hanna M. von der angespannten Situation aus ih-

rer Sicht. Aus dem alten Konflikt vor zwei Jahren sind noch zwei Mitarbeiter auf der Station, die anderen fünf der ursprünglich sieben Beschwerdeführer haben die Station inzwischen verlassen, so dass Hanna M. die Situation in dieser Hinsicht schon entspannter sieht. Sie fühlt sich jedoch von drei MitarbeiterInnen nicht in Ihrer Funktion als Leitung akzeptiert, wobei zwei Mitarbeiter bei dem alten Konflikt noch nicht auf der Station waren. Neben Susanne L. sind es gerade diese beiden neueren Mitarbeiter, Mario S. und Dieter K., die Hanna M. das Leben schwer machen, und ihr wäre es am liebsten, sie würden ebenfalls die Station verlassen. Ihre gehetzte Art zu reden und ihre Neigung zu Monologen sind nur einige Signale, die verraten können, unter welchem immensen Druck sie steht. Sie gesteht dies in der Supervision auch ein, aber in jeder anderen Situation versucht sie, ihre Angst und Verunsicherung zu verbergen und sich unter Kontrolle zu halten.

Sie formuliert ihr Problem auf der Station auch auf der Ebene von Führungsstilen: eigentlich will sie einen nicht-autoritären Führungsstil, sie will die Menschen überzeugen und mitbestimmen lassen, sie will nicht „das Sagen“ haben - aber ein solcher partizipativer Stil funktioniert seit dem Konflikt vor zwei Jahren nicht mehr. Sie wird mit ihrem teamorientierten Führungsstil nicht mehr ernst genommen, er wird ihr als Schwäche ausgelegt. Dabei ignoriert Hanna M. auch eine institutionelle Vorgabe, nach der den Stationsleitungen von der Krankenhausleitung (wieder) mehr Kompetenzen und mehr Verantwortung übertragen wird. Hanna M. allerdings hat scheinbar ideologische Schwierigkeiten mit einer solchen „übergeordneten“ *Position*. Auch was ihr Kommunikationsverhalten in dieser Konfliktsituation betrifft, bleibt sie verschwommen - zumindest ihren Mitarbeitern gegenüber. Sie traut sich nicht mehr, diese zu kritisieren oder auf Missstände hinzuweisen, sondern sie ist nur noch bemüht, ihren Mitarbeitern nicht auf die Füße zu treten.

Was eine Klärung mit den Mitarbeitern betrifft, gesteht Hanna M. sich und mir nun ein, dass auch sie Schwierigkeiten hat, sich wieder auf ihre Mitarbeiter einzulassen. Sie sieht eigentlich nur die Möglichkeit, dass die problematischen Mitarbeiter die Station verlassen - dann kann sie wieder an ihren alten Führungsstil anknüpfen, und alles wäre wieder in Ordnung.

Stationsleitung: Problemanalyse nach dem Beziehungskompass, Lern- und Entwicklungsvorschläge

Der auffällige *Umgangsstil* von Hanna M. (Reaktionsbildung in Form von Monologen und abgehobenem „Drüber-Reden“) erfordert es zunächst einmal, dass der Angstpegel für Hanna M. reduziert wird, indem ich versuche, eine sichere Atmosphäre zu schaffen. Darüber hinaus führe ich bestimmte Kommunikationsregeln für Hanna M. ein: von sich statt über andere sprechen; Wahrnehmung von Interpretation unterscheiden; sich von mir unterbrechen bzw. bremsen lassen; keine „Abrechnung“ mit den „Schwierigen“ veranstalten usw. Damit sind zunächst einmal Grundvoraussetzungen für eine weitere Zusammenarbeit zwischen mir und Hanna M. geschaffen. Andere Problembereiche bleiben in dieser ersten Sitzung allerdings noch völlig unbearbeitet. Da ist zum einen der relativistische (grüne) Führungsstil, den Hanna M. favorisiert, weil sie dann keine übergeordnete *Position* einnehmen muss. In der gegen-

wärtigen Situation auf der Station (und auch nach der institutionellen Vorgabe) ist das jedoch nicht akzeptabel. Zum zweiten ist da die Machtdynamik, wie sie zwischen ihr und einigen der Pflegekräfte stattfindet, in der Hanna M. zum Schwarz/Weiß-Malen neigt und glaubt, das Problem liege nur an den „Störenfrieden“, so dass mit deren Weggang alles gelöst wäre. Hanna M. ist institutionell in einer legitimen Machtposition, die sie bislang jedoch nicht akzeptiert.

Supervision der Mitarbeiter I

Neben Mario S., Dieter K. und Susanne L. nehmen noch vier weitere Mitarbeiter an der Supervision teil, die jedoch aus verschiedenen Gründen von dem Konflikt mit der Stationsleitung nicht stark betroffen sind: Eine Mitarbeiterin (M 1) findet die Art von Hanna M. nicht so unangenehm und bedauert den tribunalartigen Verlauf des vergangenen Konflikts; eine andere Mitarbeiterin (M 2) hat nur eine Viertel-Stelle und bekommt von der Krise nicht viel mit; der dritte Mitarbeiter (M 3) schließlich hat z.Zt. große persönliche Probleme, ist psychisch sehr labil und daher vor allem mit seiner privaten Situation beschäftigt; und der vierte Mitarbeiter (M 4) kann die ganze Aufregung nicht nachvollziehen, da er noch ganz neu auf der Station ist. Also bilden Mario S., Dieter K. und Susanne L. die Kerngruppe derjenigen, die den Konflikt mit der Leitung haben. Alle drei sind genervt. Mario S. beispielsweise kann es nicht ertragen, wenn Hanna M. ihn „unter ihre Fittiche“ nehmen will, um ihm noch etwas beizubringen. Susanne L. ist in ihrer Beziehung zu Hanna M. noch sehr belastet durch den Konflikt von vor zwei Jahren und weiß nicht, ob sie ihr noch eine Chance für eine Klärung geben will. Und ebenso wie Dieter K. ist sie noch enttäuscht von Hanna M.s Umgang mit einer Mitarbeiterin, die inzwischen nicht mehr auf der Station ist.

Problemanalyse nach dem Beziehungskompass I

Sowohl Mario S. als auch Dieter K. und Susanne L. haben Schwierigkeiten mit der Art und Weise, in der Hanna M. mit ihnen und anderen umgeht (Umgangsstil). Allerdings wird nicht klar, inwieweit sich Hanna M. beispielsweise tatsächlich im Ton vergreift oder lediglich einen Stil hat, der den drei Mitarbeitern nicht sympathisch ist. Diese Unterscheidung wäre insofern wichtig, als die Mitarbeiter im ersten Fall berechtigt wären, angemessenere Umgangsformen zu verlangen, während sie im zweiten Fall kaum auf einer Verhaltensänderung ihrer Leitung bestehen könnten (persönliche Vorlieben oder Abneigungen in den Umgangsformen sind nicht einklagbar bzw. können nicht unterbunden werden). Dies muss in einer folgenden Sitzung noch geklärt werden. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass die Mitarbeiter auf Hanna M.s Reaktionsbildungen empfindlich reagieren. Doch auch in diesem Fall muss geklärt werden, inwiefern Hanna M.s *Umgangsstil* tatsächlich unakzeptabel ist. Außerdem gilt es noch herauszufinden, inwieweit sich die Mitarbeiter unter diesen Umständen noch auf eine Klärung mit Hanna M. einlassen können oder wollen. Je nach dem, wie die Antworten ausfallen werden, wird die Supervision in eine andere Richtung verlaufen müssen.

Supervision der Mitarbeiter II

Anwesend sind Mario S., Dieter K., Susanne L. und die Mitarbeiterinnen M 1 und M 2. Ich versuche, von den Mitarbeiterinnen in Erfahrung zu bringen bzw. zu erarbeiten, was genau diese am Umgangsstil ihrer Leiterin stört und wie sie zu einem weiteren Klärungsversuch mit Hanna M. stehen. Dabei stellt sich folgendes heraus: Mario S. findet Hanna M. einfach unerträglich, sie rede zu viel, sei übertrieben freundlich („schleimscheißerisch“), was Mario S. gegenüber den Patienten schon peinlich ist. Bei Dieter K. liegt der Fall etwas anders: er hat sein Vertrauen in Hanna M. verloren und diese müsse sich anstrengen, sich das bei ihm wieder zu erwerben. Dieter K. wird eine Klärung nicht sabotieren, aber er ist nicht bereit, irgend etwas dabei zu investieren. Langfristig sieht er für sich auf dieser Station unter diesen Umständen (das meint letztlich unter dieser Leitung) keine Perspektive. Susanne L. schließlich hat große Schwierigkeiten, Hanna M. ernst zu nehmen und ist der Meinung, dass sie keine Kritik verträgt. Die Mitarbeiterin M 1 ist bereit zu einer Klärung mit der Leitung, die Mitarbeiterin M 2 ist nach wie vor nicht direkt von der Problematik betroffen.

Problemanalyse nach dem Beziehungskompass und weitere Schritte II

Auf meine zwei Fragen habe ich nun etwas klarere Antworten bekommen. Was den Umgangsstil betrifft, so besteht das Problem tatsächlich darin, dass die Mitarbeiter die Art und Weise, wie Hanna M. ihre Angst und den Druck abwehrt (nämlich mit übertriebener Freundlichkeit) unerträglich finden. Dies hatte ich aus der Einzelsitzung mit Hanna M. ja bereits erfahren, aber natürlich darf ich dieses Wissen nicht explizit erwähnen. Für meine weitere Vorgehensweise in der Supervision greife ich jedoch insofern auf diese Information zurück, als die Frage zu beantworten ist, ob man in einem solchen Fall ein anderes Verhalten des Leiters fordern darf.

Nun, da die Hintergründe der beiden Konfliktparteien klarer sind, können sie wieder zusammengeführt werden, um eine Klärung zu versuchen. Zur Durchführung dieser nächsten Supervisionssitzung stelle ich die folgenden Überlegungen an, um die Chancen für eine konstruktive Klärung zu erhöhen.

Planung der zweiten gemeinsamen Sitzung

Ich überlege angesichts der krisenhaften Ausgangssituation bei der zweiten gemeinsamen Sitzung eine Einführung in die Problematik aus meiner Sicht, bei der ich die medizinischen Metaphern von „Anamnese“, „Diagnose“ und „Therapie“ aus der Welt der Pflegekräfte aufgreife:

„Anamnese“: Die *Beziehungsgeschichte* der Station von Hanna M. ist noch belastet von alten Konflikten, die insgesamt nicht oder nur bedingt gelöst bzw. nicht aufgearbeitet worden sind. Dadurch ist der Boden miteinander unsicherer geworden, und das führt zu der angespannten Situation, wie sie im *Umgangsstil* und in der Kommunikation insgesamt deutlich wird.

„Diagnose“: Gegenwärtig ist keine direkte Kommunikation zwischen der Stationsleitung und einzelnen Mitarbeitern mehr möglich, bzw. ist diese extrem erschwert.

„Therapie“: Ich biete der Station eine Art „Instant-Kurs“ in Kommunikations- und Konflikttraining an - allerdings müssen sie sich dazu mit zwei Bedingungen einverstanden erklären, die gleich noch erläutert werden.

Ich weise zuvor darauf hin, dass diese Vorgehensweise auch bedeutet, dass es hier nicht mehr in erster Linie um eine Aufarbeitung der alten Geschichten gehen kann. Das halte ich in diesem Kontext nicht für möglich, aber auch nicht für absolut notwendig (anders als in Paarberatungen, wenn das Paar zusammen bleiben will). Wichtig ist jedoch, dass behindernde Auswirkungen und aktuelle Störungen aus der alten Geschichte berücksichtigt werden.

Zu den zwei Bedingungen, die ich für ein solches Angebot stellte: die Teilnehmer an einer Supervision in diesem Sinne müssen bereit sein, sich auf einen intensiven Prozess der Klärung einzulassen; darüber hinaus müssen sie bereit sein, sich von mir führen lassen (natürlich unter Wahrung der persönlichen Grenzen, sie dürfen jederzeit „Nein“ sagen).

Das heißt also, sie müssen

- Unterbrechungen durch mich zulassen,
- nichts äußern, was sie nicht individuell verantworten können (es gilt nicht „Ring frei zum Draufhauen“),
- Formulierungs-Angebote prüfen, die die Botschaft des Gesagten deutlicher ausdrücken, prüfen, denn das, was ankommt, muss nicht das sein, was gemeint oder beabsichtigt war. Ich werde also Formulierungen anbieten, die die intendierte Botschaft möglichst deutlich werden lassen (ob der Empfänger sie dann auch entsprechend hört, ist eine andere Frage).

Mit diesen Überlegungen gehe ich in die zweite gemeinsame Sitzung mit Leitung und Pflegekräften.

Durchführung des Klärungsversuchs mit Stationsleitung und Mitarbeitern

An der ersten gemeinsamen Sitzung nach sechs Wochen nehmen die Stationsleiterin Hanna M. und deren Stellvertreterin Astrid B., sowie die Mitarbeiter Mario S., Susanne L. und M 1 und M 2 teil (Dieter K. ist ohne Angabe von Gründen nicht dabei - möglicherweise hat er inzwischen realisiert, dass es nicht viel Sinn hat, wenn er nicht bereit ist, an einer Lösung aktiv mitzuarbeiten).

Zunächst erläutere ich meine Analyse, Perspektiven und Gesprächsbedingungen für diese Supervisionssitzung (s.o., Planung der Sitzung) und hole die Zustimmung der Teilnehmer ein.

Nun kommt es zum eigentlichen Klärungsversuch. Dazu arbeite ich zunächst mit den Mitarbeitern im Gespräch heraus, welche Schwierigkeiten sie mit ihrer Leitung haben (dies wurde in den vorhergehenden Supervisionen mit den Mitarbeitern allein vorbereitet). Die Leitung, Hanna M., soll erst einmal nur zuhören, aber sich noch nicht äußern.

Die Mitarbeiter sind dieses Mal erstaunlich kompetent in der Formulierung ihrer Schwierigkeiten, indem sie in ihren Aussagen bei sich selbst bleiben. Susanne L. beispielsweise äußert, wie schwierig es für sie sei, Kritik an Hanna M. zu äußern, da das Risiko sehr groß wäre, persönliche Kränkungen auszulösen, obwohl das nicht in ihrer

Absicht liege. Mario S. hat besondere Schwierigkeiten mit Hanna M.s ausschweifenden Antworten auf einfache Fragen, die ihn dann sehr verwirren und stören. Beide Mitarbeiter sprechen auch an, wie sie bislang auf diese Schwierigkeiten reagieren. Sie werden im Kontakt mit Hanna M. verkrampft und versuchen, Kontakte zu vermeiden bzw. gehen Hanna M. aus dem Weg. Die Mitarbeiterin M 1 beklagt die Auswirkungen der gestörten Kommunikation auf der Station, die darin besteht, dass indirekt und hinten herum kommuniziert wird und vieles schnell „Kreise zieht“. Dieser Darstellung und Einschätzung schließt sich die Mitarbeiterin M 2 an. Astrid B., die stellvertretende Leiterin hält sich zurück, da sie z.Zt. nicht auf der Station tätig ist, aber sie ist dennoch gekommen, weil sie in absehbarer Zeit wieder zurück sein wird.

Nun wende ich mich der Stationsleiterin Hanna M. zu und versuche mit ihr herauszuarbeiten, a) was sie soeben gehört hat, b) was sie davon annehmen kann und c) was ihre Antwort darauf ist. Bereits bei Punkt a) wird es für Hanna M. schwierig. Sie hat die Aussagen von Susanne L. und Mario S. sehr verzerrt wahrgenommen und eine Klärung dieser Diskrepanzen zwischen dem, was ihr gesagt wurde und wie es gemeint war auf der einen Seite, und dem, was sie hört auf der anderen Seite, ist kaum möglich. Entsprechend ist es nicht verwunderlich, dass bei Punkt b), nämlich was von den formulierten Schwierigkeiten sie annehmen kann, die Verständigung abbricht. Hanna M. ist demoralisiert und enttäuscht, dass die Entspannung, die sie die letzten Wochen auf der Station meint, bemerkt zu haben, von den Anwesenden nicht geteilt wird. Sehr erregt äußert sie, dass sie zu diesem Supervisionstermin auch nur erschienen sei, weil ihr an ihren Mitarbeitern liege, denn sie habe eigentlich wichtigere persönliche Dinge, die sie beschäftigen (später erfahre ich von ihr, dass sie kurz zuvor von einer schwerwiegenden gesundheitlichen Krise ihrer Schwester erfahren hatte). Weiter ist mit ihr in der Situation nicht zu reden, sie blockt nur noch ab und wirkt emotional sehr erregt und steht unter Druck. Hier ist also durch Hanna M. eine Grenze der momentanen Verständigung erreicht und ich mache daher folgendes Angebot: Meiner Einschätzung nach ist es für eine weitere Chance auf Verständigung nötig, dass Hanna M. weitere Unterstützung bekommt. Hanna M. ist bereit, Einzel-Supervision bzw. Coaching in Anspruch zu nehmen, aber sie macht den Eindruck, dass sie in dieser Situation zu allem bereit ist, was die momentane Druck-Situation für sie beendet.

Coaching für die Stationsleitung

Dieses Angebot, Hanna M. in Einzel-Sitzungen die Möglichkeit zu geben, die Situation für sie besser zu klären, wird von der Pflegedienstleitung unterstützt, so dass zunächst sechs Termine bewilligt werden.

Erste Coaching-Sitzung

Es geht erneut darum, nach der letzten schwierigen Situation für Hanna M. wieder eine sichere Atmosphäre zu schaffen, deshalb gebe ich zunächst einmal eine Orientierung, was bearbeitet werden könnte (die brisanten Themen wie der Verlauf der letzten Supervisionssitzung und die Beziehung zu Mario S. und Dieter K. werden explizit noch nicht angesprochen). Gemeinsam kommen wir im Verlauf der Sitzung zu folgender Einschätzung, bei der ich die Kategorien des Beziehungskompasses zur Orientierung nutze:

- Hanna M.s übertrieben freundlicher Umgangsstil ist Reaktionsbildung, denn eigentlich ist sie wütend, verletzt und verzweifelt;
- es ist nötig, differenziertere Umgangsstile zu lernen (aus Angst auszurasen, ist sie stets „wohlwollend“);
- es könnte hilfreich sein, sich selektiv authentischer gegenüber den Mitarbeitern zu verhalten;
- ihre ideologische Ablehnung von Machtausübung ist problematisch, da sie ihre institutionelle Rolle verleugnet (die eine Verpflichtung zur legitimen Machtausübung enthält);
- sie muss lernen, in alltäglichen Entscheidungssituation wieder handlungsfähiger zu werden.

In den folgenden Coaching-Sitzungen (insgesamt zehn Termine) geht es darum, diese Themen und Herausforderungen zu bearbeiten und Hanna M. in ihrem Lern- und Entwicklungsprozess zu unterstützen. Diesen Prozess stelle ich anschließend kurz dar:

Zweite Coaching-Sitzung (eine Woche später)

Hanna M. hat mit zwei Mitarbeitern Konflikte, denen sie deshalb aus dem Weg geht. Sie lässt ihre Autorität von ihnen untergraben, was sich u.a. darin äußert, dass sie ihre Grenzen nicht deutlich macht und keine Konsequenzen aufzeigt, wenn ihre Anordnungen ignoriert werden.

Zusammen mit mir arbeitet sie in dieser Sitzung vor allem an ihrem Umgang mit Spannung und Druck. Während sie diesen in früheren Zeiten einfach relativ unkontrolliert entladen hat, versucht sie nun, alles zurückzuhalten und zu unterdrücken, was die Harmonie gefährden könnte. Dabei hält sie nicht nur ihren Ärger zurück, auch berechnete Kritik an der Arbeitsauffassung und -ausübung ihrer Mitarbeiter wagt sie kaum noch zu artikulieren.

Dritte Coaching-Sitzung (eine Woche später, während seines Urlaubes)

Hanna M. will endlich lernen, sich Freiraum zu schaffen für organisatorische Aufgaben (die nimmt sie bislang oft mit nach Hause). Dieses Vorhaben scheitert bislang daran, dass sie ihren Mitarbeitern keine Mehrarbeit zumuten möchte, wenn sie für gewisse Zeiten nicht für Pflegetätigkeiten zur Verfügung steht. Dies ist ein Beispiel von vielen, wie sie aus Konfliktscheue ihren Mitarbeitern alles recht machen möchte.

Darüber hinaus sieht sie für sich selbst die Notwendigkeit, hausinterne Fortbildungen zu Gesprächskompetenzen zu nutzen und hat sich bereits angemeldet.

Auf direktes Nachfragen der von mir, ob sie nicht noch einmal über die letzte gemeinsame Supervisions-Sitzung mit ihren Mitarbeitern sprechen möchte (ein Thema, das bislang nicht aufkam ...), ist sie unentschlossen.

Sie äußert explizit (und unaufgefordert), dass das Coaching mit mir hilfreich für sie ist und sie gern noch Termine über die sechs vereinbarten hinaus in Anspruch nehmen würde. Ich fordere sie darauf hin auf, bei der Pflegedienstleitung einen Antrag zu stellen.

Vierte Coaching-Sitzung (eine Woche später)

Hanna M. formuliert eine Schwierigkeit, die ihren Anspruch an ihre Tätigkeit betrifft: ihr Anspruch an das Pflege-Niveau wird gerade von denjenigen Mitarbeitern, die Schwierigkeiten mit ihr haben (Mario S. und Dieter K.), nicht erfüllt. Sie möchte gern verhindern, dass der Arbeitsstil dieser Mitarbeiter von gerade neu beginnenden Mitarbeitern auf der Station übernommen wird. Sie hat weiterhin Angst, besonders Mario S. und Dieter K. zu konfrontieren.

Fünfte Coaching-Sitzung (einen Monat später)

(Die Frequenz der Sitzungen wird gestreckt, da zum Zeitpunkt der Termin-Festsetzung die Fortsetzung noch nicht genehmigt ist):

Hanna M. möchte von mir eine persönliche Rückmeldung zu ihrem Kommunikationsverhalten. Ich mache ihr ihre Formen der Reaktionsbildungen deutlich: Statt direkt und deutlich zu sein, ist sie übertrieben vorsichtig, d.h. sie wählt die Flucht-Variante, um die Gefahr abzuwenden; und auch die Form des „Drüber-Redens“ nutzt sie zur Gefahrenabwehr, wenn sie ihre ausgiebigen Vorträge zu moralischen Wertfragen hält. Sie ist sehr interessiert, mehr darüber zu erfahren und erhält von mir ein Skript zu dem Phänomen Reaktionsbildung.

Inzwischen hat die Pflegedienstleitung vier weitere Termine genehmigt, da sie von Hanna M. als Unterstützung erlebt werden.

Sechste Coaching-Sitzung (einen Monat später)

Hanna M. hat das Skript zur Reaktionsbildung sehr intensiv gelesen und vieles bei sich selbst wieder erkannt und auf sich übertragen können. Nun möchte sie weiter an konkreten Kommunikations-Situationen arbeiten. Was sie bis jetzt jedoch hindert, mit anderen Kommunikationsformen zu experimentieren, ist ihre Angst, ihre Vorgesetzten könnten sie für unfähig halten. Sie hat inzwischen Vertrauen zu mir gefasst und eine große Bereitschaft, sich und ihr Verhalten vorbehaltlos anzuschauen.

Siebte Coaching-Sitzung (einen Monat später)

Hanna M. arbeitet weiter an ihrem Kommunikationsverhalten. Sie gibt immer noch gern Ratschläge und erntet dafür meist Gereiztheit und Ablehnung. Sie legt dabei ein unterwürfiges Verhalten an den Tag, als sei der Wert seiner Ratschläge davon abhängig, ob sie gern angenommen werden. Ich ermuntere sie, eine eigene Einschätzung über den Wert seiner Ratschläge vorzunehmen und sie nur dann zu geben, wenn sie erwünscht sind. Auch wird ihr klar, dass sie nur Arbeitsergebnisse bewerten darf, aber gerade in dieser angespannten Situation ihren ausgebildeten Mitarbeitern nicht unaufgefordert Wege zeigen sollte, wie diese erreicht werden können.

Achte Coaching-Sitzung (einen Monat später)

Hanna M. gewinnt in den letzten Wochen den Eindruck, dass sich die Situation untereinander auf der Station allmählich stabilisiert - zum einen, weil sie selbst weniger

Angst spürt, und zum anderen, weil die neuen Mitarbeiter gut arbeiten und offen im Umgang mit ihr und zu den anderen Kollegen sind. Die alten Unstimmigkeiten mit Mario S. und Dieter K. sind nicht aus der Welt geschaffen, aber beide Mitarbeiter halten sich in letzter Zeit deutlicher zurück, und Dieter K. plant, innerhalb des nächsten Jahres die Station zu wechseln. Susanne L. beeinflusst das Klima gegenüber Hanna M. noch mitunter ungünstig, sie wird aber in acht Wochen die Funktion der stellvertretenden Leitung auf einer anderen Station übernehmen. Eine weitere Entspannung der Gesamt-Situation erwartet Hanna M. auch von der Rückkehr seiner stellvertretenden Leiterin Astrid B. aus dem Erziehungsurlaub in einem Monat.

Neunte Coaching-Sitzung (einen Monat später)

Hanna M. merkt, dass sie Konfliktsituationen nicht mehr so bedrohlich erlebt, sie wird stabiler in schwierigen Situationen: sie nimmt ihre Autorität deutlicher wahr, zeigt Grenzen, innerhalb derer sie Raum für individuelle Arbeitsorganisationen lässt, und sie wird transparenter in ihrer Kommunikation, d.h. sie beginnt zu meta-kommunizieren.

Zehnte Coaching-Sitzung - Abschluss (einen Monat später)

Nun, da Astrid B. wieder auf der Station ist und Susanne L. die Station verlassen hat, erlebt Hanna M. die Situation noch einmal deutlich entspannter. In dieser letzten Sitzung möchte sie noch ein paar Tipps von mir zum Strukturieren ihrer Stationsleiterkonferenzen, bei denen sie noch in Zeitdruck gerät. Zum Abschluss unserer Zusammenarbeit resümieren wir noch einmal die Etappen unserer Arbeit und stellen fest, dass wir unter den gegebenen Bedingungen zufrieden sein können mit dem, was wir erarbeitet haben (siehe Aufzählung bei der neunten Sitzung).

Ein halbes Jahr später meldet sich Hanna M. erneut bei mir, weil ihre Mitarbeiter einen gemeinsamen „Reflexionstermin“ wünschen. Den vereinbarten Termin sagt Hanna M. zwei Tage zuvor ab, da drei Mitarbeiter nicht teilnehmen könnten. Der nächste mögliche Termin liegt einen Monat später, aber auch dieser wird von ihren Mitarbeitern nicht bestätigt. Wiederum zwei Monate später kommt es schließlich zu dem gewünschten Reflexionstermin.

Reflexionstermin mit Leitung und Mitarbeitern

An dieser Sitzung nehmen zehn Mitarbeiter teil: Hanna M. (Stationsleitung) und Astrid B. (stellvertretende Leitung), sowie die Mitarbeiter Mario S., und Dieter K. und deren Kolleginnen M 1 und M 2, die auch an den vorherigen Supervisionen teilgenommen haben, aber nicht im Zentrum des Konfliktes standen; ebenso die Mitarbeiter M 3 und M 4, die an der ersten gemeinsamen Supervisionssitzung teilgenommen hatten, und auch die Mitarbeiterinnen M 5 und M 6, die heute zum ersten Mal dabei sind, weil sie neu auf der Station begonnen haben.

Verlauf der Sitzung

Die Atmosphäre ist wieder sehr spannungsgeladen. Mario S. ist sehr reaktiv und zunächst passiv aggressiv; schließlich äußert er seine Angriffe auf sehr undifferenzierte Weise: Er meint, man findet Hanna M. allgemein nervig und unangenehm, so dass keiner mit ihr arbeiten will. Mario S. ist nicht bereit, seine Konflikte nun direkt zu klären, denn da komme ohnehin nichts bei raus. Diese Stimmung scheint insgesamt bei den Mitarbeitern verbreitet zu sein, sie wirken recht resigniert. Dabei kommt es aber auch immer wieder zu indirekten oder passiven Aggressionen in Form von schnippischen Bemerkungen und Insider-Andeutungen, die ich nur begrenzt verstehen kann. Schließlich fordere ich von den Anwesenden eine Entscheidung, ob sie die Probleme nun auf den Tisch bringen und anpacken wollen oder nicht. Wenn sie so weiter machen, dass sie sich die Unstimmigkeiten nur um die Ohren hauen, dann - so mache ich deutlich, breche ich die Sitzung ab, denn davon will ich nicht Zeuge sein - außerdem bin ich dazu da, sie bei Klärungen zu unterstützen und nicht, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich anzugiften. Daraufhin herrscht zunächst betretenes Schweigen, schließlich einigen wir uns auf einen weiteren Versuch.

Es kommt im weiteren Verlauf immer wieder zu Schlagabtauschen zwischen Mario S. und Hanna M. Letztere bewertet das Verhalten von Mario S. als selbstgerecht und verwahrt sich gegen dessen allgemeine Angriffe. Das verstehen einige der Anwesenden wiederum als Abwehr und Desinteresse an ihrer Kritik, so dass sie sich in ihrer Resignation bestätigt sehen. Andere Mitarbeiterinnen wie M 5, die noch neu auf der Station und ohnehin noch recht unerfahren in dem Beruf ist, sagt, dass sie zu scheu und unsicher ist, sich direkt mit Hanna M. auseinander zu setzen, wenn sie Probleme (mit ihr) hat.

Es wird deutlich, dass es (immer noch) massive Kommunikationsprobleme gibt, und ich führe folgende Regeln und Orientierungen für das weitere Gespräch ein (und auch allgemeine Kommunikationstipps):

- Jeder hat das Recht auf seine eigene, persönliche Sichtweise;
- Definitionen oder Zuschreibungen über andere sind nicht zulässig - vor allem in Form von Bewertungen, z.B.: „Du bist unfair, nervig, selbstgerecht“ etc.; statt dessen soll von sich und seinem Erleben, sowie den Wirkungen des Verhaltens des anderen auf sich gesprochen werden;
- Konflikte sollten da angesprochen werden, wo sie hingehören - also vor allem direkt mit der beteiligten Person. Wenn man sich statt dessen nur mit Dritten darüber ausgetauscht und abreagiert, beeinträchtigt das die gesamte Atmosphäre negativ und führt zu keiner Klärungsmöglichkeit (es scheint sich im Kern-Arbeits-team, zu dem Mario S. und Dieter K. gehören, eingeschlichen zu haben, dass man sich dort über Hanna M. beschwert und über die neuesten Erlebnisse mit ihr jammert);
- der persönliche Stil von Personen kann nicht Gegenstand der Kritik sein, nur weil es einem nicht sympathisch ist;
- eine Möglichkeit, mit der Scheu und Unsicherheit von Mitarbeitern umzugehen, die sich nicht trauen, ihre Konflikte mit dem Leiter direkt anzugehen, könnte darin bestehen, regelmäßige Einzelgespräche in ruhiger Atmosphäre zu vereinbaren;
- wenn eine Kommunikationssituation festgefahren ist, man mit seinen Ansinnen scheitert oder sich verstrickt hat, ist es sinnvoll, die Situation mit der Vereinbarung einer Vertagung abubrechen bzw. zu unterbrechen;

- wenn man sich an einem Punkt immer wieder verstrickt oder sich im Kreis dreht, ist es hilfreich, die Ebene zu wechseln und auf die Meta-Ebene zu gehen; dort kann man sich beispielsweise darüber austauschen, was gerade schief läuft.

Nach diesen Regeln und Orientierungen gibt es im weiteren Verlauf auch konstruktive Phasen, die jedoch immer wieder von herunterziehenden, aggressiv-resignativen Spitzen, vor allem von Mario S., unterbrochen werden. Ich konfrontiere ihn schließlich damit, dass seine Bemerkungen „das bringt ja doch alles nichts“ oder „das klappt ja doch nicht“ so genannte „Killerphrasen“ sind: das heißt, sie töten sämtliche Initiative und Ideen für konstruktive Möglichkeiten bereits im Keim ab, weil man nie garantieren kann, dass sie funktionieren. Außerdem mindert eine solche Haltung die Chancen für eine positive Entwicklung erheblich, da sie einen gewissen „good will“ braucht. Mario S. kann sich aber auch im weiteren Verlauf der Sitzung seine bissigen Kommentare nicht restlos verkneifen, und ich, die ich neben ihm sitze, bekomme darüber hinaus auch seine unartikulierten Unmutsäußerungen deutlich mit, die sich in lautem vernehmlichen Ausatmen, Stöhnen und Augenrollen äußern.

Nach 90 Minuten ist die Zeit vorbei (es ist inzwischen 21:30 Uhr) und ich fordere die Anwesenden zu einem Blitzlicht auf. Dieses geht von einem „Mir geht es jetzt ganz schlecht“ (M 5), über „Früher oder später verlassen sowieso alle Mitarbeiter diese Station“ (Mario S., der in absehbarer Zeit gehen will, wie er jetzt äußert) bis hin zu optimistischeren Einschätzungen wie „zwischen Hoffnung und Befürchtung“ (M 2 und M 4), „wir sind ein gutes Team“ (Dieter K.!)¹¹⁹ und „mit Anstrengung können wir es hinkriegen“ (Hanna M. und M 3).

Ich fasse nochmals abschließend meine Einschätzung darüber zusammen, welche Chancen und Herausforderungen ich für die Beteiligten sehe:

Man kann mit allen Anwesenden (zumindest getrennt) reden, d.h. alle haben das Potential, aber es gibt viel Verständigungsprobleme, die eine gegenseitige Bereitschaft und Arbeit erfordern sowie die Grundvoraussetzung überhaupt, dass man dem Gegenüber eine Chance gibt. In diesem Zusammenhang äußern die Mitarbeiter M 1, Dieter K. und M 6, die neue Erfahrung, dass sie sich in den letzten Monaten auch kritisch mit Hanna M. auseinandersetzen können und dabei durchaus etwas klären und abschließen können.

Mit dieser optimistischen Erfahrung und der dringenden Empfehlung, regelmäßig in ruhiger Atmosphäre Gespräche zu führen, endet diese, den Supervisionsprozess abschließende Reflexionssitzung.

Meine Einschätzung von Hanna M. in dieser Sitzung ist folgendermaßen: Hanna M. ist in ihrem Konfliktverhalten verglichen mit dem Zeitpunkt vor einem Jahr, als ich sie zum ersten Mal erlebte, durchaus weiter gekommen. Wenn sie unangemessen angegriffen wird, grenzt sie sich inzwischen ab und macht deutlich, dass sie das nicht akzeptiert. Manchmal ist sie dabei noch zu undifferenziert, wenn sie ihre Abgrenzung sehr allgemein und mit moralischen Leitlinien formuliert oder sie auch an Menschen richtet, die sie gar nicht angegriffen haben. Aber dies geschieht nur ab und zu, und insgesamt bietet sie heute - auch in einer angespannten Situation wie der schwierigen

¹¹⁹ Auf diesen Beitrag kommt die einzige - zudem sehr erregte - Äußerung der stellvertretenden Leiterin Astrid B., die sagt: „Du redest dummes Zeug!“ - Eine Aussage, die ich nicht deuten kann.

Reflexionssitzung - sehr viel mehr Möglichkeiten der Verständigung an. Unter den gegenwärtigen Bedingungen mit Mario S. sehe ich allerdings kaum eine Chance, dass Hanna M. ihn erreichen kann. Bei allen anderen sehe ich durchaus Möglichkeiten der Verständigung.

Der Beziehungskompasses als Instrument zur Reflexion des gesamten Supervisions-Prozesses

Die *Beziehungsgeschichte* (Soziale Bindung) war durch einen massiven, ungelösten und unverarbeiteten Vertrauenskonflikt belastet.

Die Mitarbeiter akzeptieren die Leitung nicht in ihrer Funktion als Vorgesetzten, d.h. sie akzeptieren nicht den *Orientierungsrahmen* (Entscheidungen), der durch den *Beziehungstyp* Mitarbeiter/Vorgesetzten-Beziehung und durch die Institution vorgegeben ist. Statt dessen versucht Hanna M., sich bei ihren Entscheidungen an etablierten Ordnungen und vorgegebener Moral zu orientieren, wenn sie sich beispielsweise mit allgemeinen Phrasen zu Umgang und Zusammenarbeit rechtfertigt. Oder aber sie vermeidet es ganz, zu einer eigenen Entscheidung zu kommen und bemüht als Rechtfertigung dafür einen kooperativen und partizipativen Stil (das würde in der reifen Form der relativistischen Stufe entsprechen), wobei sie eigentlich einen führungslosen Führungsstil realisiert und ihre Verantwortung nicht wahrnimmt.

Bei den *Positionen zueinander* (Soziale Konstellation) zwischen Hanna M. und ihren Mitarbeitern sollte sich eigentlich die formale Vorgabe, die sich aus dem Beziehungstyp einer Arbeitsbeziehung ergibt, deutlich niederschlagen. Hinzu kommt, dass die formale Definition der Arbeitsbeziehung von manchen Mitarbeitern in der Praxis entschieden in Frage gestellt wird, das heißt, sie akzeptieren Hanna M. nicht als ihre Vorgesetzte und möchten eigentlich, dass sie geht.

Die Frage des Führungsstiles, die Hanna M. artikuliert, lässt sich den beiden Kategorien *Entscheidungsprozesse* und *Entscheidungsträger* (Entscheidungsfindung) zuordnen. Hanna M. möchte gern partizipativ und ohne Druck führen. Allerdings hält sie an diesem Stil auch dann noch fest, wenn die Situation es erfordern würde, dass sie als Vorgesetzte Grenzen setzt oder klare Anordnungen gibt und auf deren Einhaltung besteht.

Ein zentraler Konfliktpunkt zwischen Hanna M. und zumindest einigen ihrer Mitarbeiter wird mit Phänomenen beschrieben, die sich der Kategorie *Umgangsstil* (Austausch) zuordnen lassen: Der Vorwurf vieler Mitarbeiter, Hanna M. sei nervig und peinlich, gründet sich - wie ich in der Einzelsupervision von Hanna M. erfahre - auf ihre Angstreaktion (Reaktionsbildung), mit der sie auf ihre bedrohliche Lage als Leiterin reagiert. Der *Umgangsstil* der am Konflikt beteiligten Mitarbeiter ist zunächst auf einer Bandbreite von resigniert bis impulsiv/aggressiv verteilt. Bis auf Mario S. gelingt es bei der letzten Reflexionssitzung jedoch allen, einen fairen Umgangsstil mit ihrem Vorgesetzten zu zeigen. Dabei war meine Unterstützung sicher hilfreich, da ich einerseits die Anliegen und die Kritik der Mitarbeiter ernst genommen habe, sie andererseits aber auch mit ihrer Verantwortung für eine angemessene Arbeitsat-

mosphäre konfrontiert habe und ihnen Anleitung für eine konstruktive Klärung bieten konnte.

Entwicklungsverläufe im Supervisionsprozess

Nachdem ich Hanna M. in zehn Einzelsitzungen mit dem Phänomen seiner Reaktionsbildung vertraut gemacht und sie unterstützt habe, andere Formen zu entwickeln, mit ihrer Angst umzugehen bzw. diese zu überwinden, ändert sich sein Kommunikationsverhalten, das heißt sie beginnt, die Formen der zweckrationalen Stufe in ihr Repertoire aufzunehmen. Das bedeutet auch, dass sie ihre *Position* wieder mit umfassenderer Verantwortung wahrnehmen kann: sie traut sich wieder mehr, ihre Mitarbeiter zu „führen“. Der *Umgangsstil* der am Konflikt beteiligten Mitarbeiter befindet sich mit seiner Bandbreite von resigniert bis impulsiv/aggressiv eigentlich auf der präkonventionellen Stufe. Bis auf Mario S. gelingt es bei der letzten Reflexions-sitzung jedoch allen, einen fairen Umgangsstil mit ihrer Vorgesetzten zu zeigen und Qualitäten der zweckrationalen Stufe zu erreichen.

Unterstützungsfaktoren für die Beziehungsentwicklung

Was den *Austausch* betrifft, so konnte zu Beginn der Supervision davon kaum die Rede sein, denn es fand gar keine Kommunikation mehr statt. Um in diese Situation überhaupt wieder eine Bewegung zu bringen, war es nötig, mit den Konfliktparteien getrennt zu arbeiten. In diesen getrennten Supervisionen bereitete ich sowohl die Mitarbeiter als auch die Stationsleiterin auf ein erneutes Zusammentreffen zur Klärung des Konfliktes vor. Diese Vorbereitung bestand hauptsächlich in Anleitungen für eine konstruktive Kommunikation, im Bewusstmachen der Konsequenzen des eigenen Verhaltens für sich und andere sowie darin, Verantwortung für diese Konsequenzen zu übernehmen. Diese Konfrontation der Mitarbeiter damit, dass auch sie mit ihrem *Umgangsstil* verantwortlich für eine angemessene Atmosphäre sind, würde jedoch nur eine ineffektive „Standpauke“ sein, wenn ich nicht auch Verständnis dafür gezeigt hätte, dass Konflikte wie dieser unter Menschen nun einmal normal sind. Wäre mir dies nicht gelungen, hätten die Mitarbeiter sich wohl kaum in der beschriebenen Weise auf den Prozess eingelassen (was um so erstaunlicher ist, wenn man sich vergegenwärtigt, wie weit die Resignation bereits vorangeschritten war).

Aber auch die Stationsleiterin musste konfrontiert werden mit ihrer Verantwortung für das System: sie hatte es zu lange versäumt, ihre *Position* als Leitung ausreichend wahrzunehmen. Ebenso wie mit den Mitarbeitern war es auch hier notwendig, die Gratwanderung zwischen Konfrontation und Unterstützung hin zu bekommen.

Man könnte hier auch von der Polarität von Konfrontation und Unterstützung sprechen, die in einer sinnvollen Balance zueinander die Beziehung zwischen Supervisorin und Klienten(system) so beeinflusst, dass diese den Entwicklungsprozess des Klienten(systems) überhaupt erst ermöglicht. Denn wenn die Klienten(systeme) sich nicht von mir als Supervisorin verstanden und zunächst einmal in ihrem Sosein akzeptiert fühlen, werden sie sich wohl kaum auf einen Prozess mit mir einlassen, sondern sich rechtfertigen, mauern oder was es sonst noch für Formen des aktiven und

passiven Widerstands gibt. Wenn nun diese grundlegende Akzeptanz vorhanden ist, die Konfrontation jedoch ausbleibt, wird weder die Notwendigkeit noch die Richtung einer Veränderung bzw. Entwicklung deutlich und alles bleibt, wie es ist, denn man fühlt sich zurecht nur bestätigt. Zur Unterstützung von Entwicklung braucht es also die Polarität von Akzeptanz und Konfrontation. Diese Polarität habe ich im Zusammenhang mit transformativen Lernprozessen bereits an anderer Stelle beschrieben (siehe „Dynamik der Wandlungsprozesse“ in Fuhr & Gremmler-Fuhr 1988, 145f., 148, 228-236).

Insgesamt bleibt aber festzustellen, dass Beziehungsprobleme, wie die zwischen Hanna M. und ihren Mitarbeitern Susanne L., Mario S. und Dieter K. mitunter nicht in der Beziehung selbst geklärt und gelöst werden können, sondern die „Lösung“ nur noch in einer räumlichen Trennung bestehen kann. Der Gebrauch des Orientierungsmodells zur Beziehungsentwicklung kann es erleichtern, eine solche Lösung zu akzeptieren, da es mögliche Gründe für die Unmöglichkeit einer Klärung liefern kann: Im Fall von Hanna M. und ihren Mitarbeitern lag die Unvereinbarkeit letztlich darin, dass einige Mitarbeiter nicht in der Lage waren, Hanna M. eine Chance als Leiter der Station zu geben, weil die Verletzungen zu groß waren. Daher waren die durchaus beachtlichen Entwicklungsschritte von Hanna M. für bestimmte Mitarbeiter eher eine Gefahr, als ein Gewinn. Denn sie hätten der Anlass sein können, ihnen allen erneut eine Chance zu geben, was jedoch das Risiko einer weiteren Enttäuschung von Hanna M. hätte bedeuten können (wenn sie nicht ihren Erwartungen oder Vorstellungen entsprach, oder wenn sie, wie jeder Mensch, einmal einen Fehler macht).

Diese Dynamik ist aus individueller Perspektive und menschlich durchaus verständlich, zumal sie mit Macht-Konkurrenz und Leistungskonkurrenz die Ängste der präkonventionellen und der zweckrationalen Stufe repräsentieren, die beide dem Pol der Eigenständigkeit angehören. Unter institutioneller Perspektive verbirgt sich hinter dieser Dynamik jedoch eine Art von Pathologie, denn die funktionellen Machtebenen sind vertauscht: Die Mitarbeiter dürfen weder die Verantwortung noch die Macht haben, die Kompetenzen ihrer Vorgesetzten dauerhaft zu prüfen und abschließend zu bewerten. Dies obliegt allein den Vorgesetzten von Hanna M., die sich dabei durchaus auf Informationen der Mitarbeiter stützen können. Aus dieser vertauschten Macht- und Verantwortungsdynamik kamen Hanna M. und ihre Mitarbeiter Susanne L., Mario S. und Dieter K. letztlich nicht heraus, so dass eine Trennung die sauberste und konsequenteste Lösung war.

Aus meiner Sicht hat sich der Beziehungskompass in diesem - teilweise sehr dramatischen und spannungsgeladenen Beratungsprozess - als außerordentlich nützliches Instrument zur Orientierung erwiesen. Aus ihm bezog ich wertvolle Hinweise zur Benennung der problematischen Felder im Beziehungssystem, sowie nützliche Anregungen für die Planung und Durchführung der nächsten Schritte. Aber es wurde auch sehr deutlich, wie mühsam es ist, Beziehungsklärungen und insbesondere transformative Prozesse in solch einem Team zu initiieren, und welche engen Grenzen ihm oft gesetzt sind.

Im folgenden Abschnitt komme ich zu einer weiteren Akzentsetzung für den Einsatz des Beziehungskompasses, wenn ich nun aufzeige, wie der er zur differenzierten Beschreibung und Entwicklung der Beraterbeziehung selbst genutzt werden kann.

5.3. Phänomenologie der Beraterbeziehung¹²⁰

Nun möchte ich noch eine ganz andere Anwendung des Beziehungskompasses zeigen: Ich will den Versuch machen, einen speziellen Beziehungstyp, die professionelle Berater/Klient-Beziehung, mit Hilfe des Beziehungskompasses genauer zu charakterisieren. Dabei gehe ich wieder in zwei Schritten vor: Zuerst gehe ich systematisch die einzelnen 15 Kategorien durch und stelle dar, wie sich die Berater/Klient-Beziehung jeweils manifestiert. Anschließend beschreibe ich die charakteristischen stufenspezifischen Eigenschaften der Beraterbeziehung. Dazu greife ich jeweils die Leitfrage für jede Kategorie (vgl. Abb. 7) auf.

5.3.1. Beraterbeziehung nach den Beziehungskategorien

Soziale Bindung

Beziehungstyp

Welcher Art ist die Beziehung und welche Bedeutung hat sie für wen?

Die Berater/Klient-Beziehung ist eine professionelle oder semi-professionelle Beziehung, die speziell legitimiert ist. Üblicherweise ergreift der Klient/das Klientensystem oder deren Vorgesetzte (wie im Beispiel der Pflegestation eines Krankenhauses) die Initiative zur Beziehungsaufnahme mit dem Berater. Mitunter haben Berater und Klient daneben noch andere Beziehungen zueinander (beispielsweise in Schulen, wenn Beratungs-Lehrer Schüler oder Kollegen beraten) - dann ist es wichtig, diese Mehrfachbeziehungen klar voneinander abzugrenzen. Was die Bedeutung betrifft, so besteht in der Regel in der Berater/Klient-Beziehung ein Ungleichgewicht insofern, als die (emotionale) Bedeutung der Beziehung für den Klient meist größer ist als für den Berater.

¹²⁰ In diesem Abschnitt habe ich Ergebnisse eines Seminars zum Thema „Integrale Beratung“ von Dr. Reinhard Fuhr unter Mitarbeit von Sara Klüsche am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen mit herangezogen.

Beziehungsgeschichte

Welche Vergangenheit, welche Zukunft hat die Beziehung?

Eine Berater/Klient-Beziehung beginnt immer mit dem Auftrag des Klienten und ist stets auf eine bestimmte Dauer begrenzt (die nicht immer von Beginn an klar feststehen muss). Die Treffen finden geplant statt und sind zeitlich begrenzt, sie sind von beiden Seiten explizit vereinbart. Falls der Klient bereits Erfahrungen mit anderen Beratern gemacht hat, so wirken diese Erfahrungen auf die folgenden Beratungsbeziehungen in besonderer Weise ein. Dies gilt natürlich auch umgekehrt für den Berater, allerdings sollte sich dieser über den Einfluss seiner bisherigen Erfahrungen mit anderen Klienten auf die gegenwärtige Situation bewusst sein. Die Wirkungen der Beziehung auf die Zukunft reichen vor allem für die Klienten über die gegenwärtige Beziehung hinaus.

Faktische Bindung

Welche faktischen Abhängigkeiten gibt es und wie bedeutsam sind sie?

Die Berater/Klient-Beziehung basiert auf einer vertraglichen Vereinbarung, die mündlich oder schriftlich getroffen wird und mehr oder weniger explizit ausfallen kann. In der Regel handelt es sich um eine freiwillige oder zumindest eingewilligte Beziehung von beiden Seiten. Der Berater verpflichtet sich zu einer Dienstleistung, für die er eine vereinbarte Gegenleistung, üblicherweise in Form von Honorar, bekommt. Außerdem bewegt sich die Berater/Klient-Beziehung innerhalb gesetzlicher Rahmenvorgaben, die u.a. vom Vertragsrecht, Berufsrecht (Schweigepflicht), Verbands- und Ethikrichtlinien definiert sind.

Konstellation

Positionen zueinander

Welche Position nehmen die Beziehungspartner zueinander ein?

Bei den Positionen zueinander geht es bei Beziehungen allgemein um solche Fragen wie Nähe und Distanz oder auch um Fragen der Hierarchie. Für die Berater/Klient-Beziehung gilt im Hinblick auf die Nähe zueinander, dass diese begrenzt möglich ist, so lange sie sich im Rahmen ethischer Regeln bewegt, was sich zum einen vor allem auf körperlichen bzw. sexuellen Kontakt bezieht. Zum anderen sollte sich die professionelle Beziehung von einer privaten Beziehungsgestaltung unterscheiden. Entsprechend kann die Hierarchie auf der funktionalen Beziehungsebene unterschiedlich stark ausgeprägt sein, was sowohl vom Ansatz als auch von der Persönlichkeit des Beraters abhängt. Auf der personalen Beziehungsebene wiederum entscheidet vor allem der Ansatz darüber, wie hierarchisch oder heterarchisch die Beziehung gestaltet wird.

Äußere Dynamik

Welche systemische Dynamik entwickelt sich im Beziehungsprozess?

Mit andauerndem Verlauf der Beratung kann sich auch einiges in den Positionen verändern, was letztlich mit einer zunehmenden Vertrautheit oder Vertrauen zusammenhängt. Die Dynamik in den Positionen darf jedoch nie zu einer Umkehrung der Beziehungspositionen werden, d.h. der Berater bleibt immer in der funktionalen Rolle und Verantwortung gegenüber dem Klienten oder dem Klientensystem.

Abgrenzung zur sozialen Umwelt

Wie ist die Beziehungseinheit zur Umwelt abgegrenzt?

Die Berater/Klient-Beziehung soll einen Schutzraum gegenüber der Alltagswelt bieten, zu der eine klare Grenze gezogen wird, die mehr oder weniger durchlässig gestaltet werden kann. Normalerweise teilen Berater und Klient keine gemeinsame Alltagswelt.

Erlebens- und Aufgabenbereiche

Orte der Begegnung

Wo begegnen sich die Beziehungspartner?

Die Orte der Begegnung von Berater und Klient sind üblicherweise spezielle, für diesen Zweck vorgesehene Räumlichkeiten (wie Praxisräume oder Sprechzimmer in Institutionen), die zum Arbeitsplatz des Beraters gehören. In anderen Fällen, beispielsweise bei Hausbesuchen von Sozialarbeitern, können Beratungsgespräche auch im häuslichen Bereich der Klienten stattfinden. Darüber hinaus kann es auch Beratungsgespräche am Arbeitsplatz des Klienten und in Institutionen geben, beispielsweise im Rahmen von Personalführung, Organisationsberatung oder Supervision.

Gemeinsame Aufgaben

Welche Aufgaben und Verpflichtungen gibt es in der Beziehung?

Die Aufgaben in der Berater/Klient-Beziehung liegen in der Erforschung und Klärung von Anliegen und Schwierigkeiten des Klienten sowie in der Suche nach Handlungsmöglichkeiten und Lösungen für seine Situation.

Daseinsdimensionen

Auf welchen Daseinsdimensionen begegnen sich die Beziehungspartner?

Thematisch gesehen ist die Spannbreite der Begegnungsmöglichkeiten zwischen Berater und Klienten breit gefächert von Sachfragen über emotionale Dimensionen bis hin zu den existenziellen „letzten Dingen“. Auch hinsichtlich der Dimensionen des Entwicklungsspektrums sind vielfältige Daseinsdimensionen in der Berater/Klient-Beziehung vorstellbar: kognitive, moralische, ästhetische, soziale bis hin zu einer liebevoll-sorgenden (jeweils in den professionellen Grenzen).

Austausch

Kontakt

Welche Qualität hat der Austausch?

Der Kontakt zwischen Berater und Klient(ensystem) kann sehr formell bleiben oder die Möglichkeiten der professionellen selektiven Authentizität, in die persönliche Anteile einfließen, voll ausschöpfen. Entsprechend kann die Qualität eher unpersönlich und oberflächlich bleiben oder persönlich und tief berührend werden.

Kontinuität

Wie sind Kontinuität und Ausmaß des Austauschs?

Die Intensität und Kontinuität des Austauschs kann gleichbleibend und vorhersagbar sein, oder sich ständig verändern, bewegt und spontan sein. Als Dimensionen, die in der Berater/Klient-Beziehung der Kontinuität (oder auch dem Wandel) unterliegen, können beispielsweise gelten: Distanz und Nähe; Sympathie und Antipathie; Tiefendimensionen des Erlebens; Authentizität, Transparenz und Partizipation.

Umgangsstil

Welche Formen nimmt der Austausch an?

Die Formen des Austauschs in der Berater/Klient-Beziehung können innerhalb eines Spektrums von konventionell, stereotyp und unpersönlich bis hin zu kreativ, situationsbezogen und persönlich verlaufen. Sie müssen sich auch nicht auf verbale Formen beschränken, denn auch die Körpersprache in Form von Mimik, Gestik und Haltung kann bewusst einbezogen werden sowie körperliche Berührungen in den ethisch vertretbaren Grenzen. Des weiteren kann der Umgangsstil sowohl auf der inhaltlichen oder strukturierten Ebene stattfinden als auch prozessorientiert sein. Eine weitere Variante des Umgangsstils besteht darin, ob er eher vorsichtig oder forsch ist. Schließlich können die Umgangsstile von Beratern und Klienten manipulativer oder

transparenter sein, wobei das auf Seiten des Beraters bewussten Entscheidungen für die jeweilige Form unterliegen sollte.

Entscheidungsfindung

Orientierungsrahmen

Woran orientieren sich die Beziehungspartner?

Zunächst wird der Orientierungsrahmen in der Berater/Klient-Beziehung von den Vorgaben des Auftraggebers vorgegeben - sei dies der Klient selbst oder neben ihm noch formelle Anweisungen anderer Institutionen, die der Klient zuvor aufgesucht hat und von denen er an eine Beratung verwiesen wurde. Der Beratungsansatz, den ein Berater vertritt, stellt mit seinen jeweils spezifischen meta-theoretischen und theoretischen Grundannahmen einen Orientierungsrahmen zur Verfügung. Auch aus den Vorstellungen über die professionelle Rolle, aus dem spezifischen Methodenrepertoire und der Biographie des Beraters sowie aus den persönlichen (z.B. ethischen) Grundüberzeugungen von Berater und Klient nährt sich der Orientierungsrahmen. Schließlich stellen das professionelle Wissen (in Theorie und Praxis bzw. Erfahrung) und die Verantwortung des Beraters eine wichtige Quelle der Orientierung dar.

Entscheidungsprozesse

Wie wird entschieden?

Die Entscheidungsprozesse über das Vorgehen in der Beratung selbst können offener und transparenter oder verdeckter verlaufen. Sie können strategischer und geplanter oder intuitiver und prozesshafter ablaufen.

Entscheidungsträger

Wer entscheidet und wer haftet für Entscheidungen?

Beide, sowohl Berater als auch Klient treffen ihre jeweiligen Entscheidungen, für die sie auch haften. Diese beziehen sich jedoch auf verschiedene Ebenen. So ist der Berater die letzte Instanz für Entscheidungen und die Verantwortung für diese, wenn es um den Beratungsprozess selbst geht. Die Verantwortung für Lebensentscheidungen des Klienten liegen jedoch immer in dessen Händen, solange er dazu in der Lage ist.

5.3.2. Stufenspezifische Beraterbeziehungen

Es gibt nun auch die Möglichkeit, Berater/Klienten-Beziehungen auf dem Hintergrund der Kategorien mit Hilfe des Spektrums der Entwicklung zu beschreiben. Im

Folgenden möchte ich also noch eine idealtypische, stufenspezifische Darstellung von Beratungsbeziehungen anfügen.

Ich gehe davon aus, dass es auf jeder Stufe der Entwicklung möglich ist, Beratung zu praktizieren - d.h. auf jeder Stufe ab der konventionellen Stufe (blau). Auf der präkonventionellen Stufe ist es nicht sinnvoll, von Beratungsformen zu sprechen, da hier letztlich Willkürherrschaft bzw. Dominanz und Unterwerfung herrschen. Beginnend mit der konventionellen (blauen) Stufe, wo der Einzelne beginnt, Rechte zu bekommen, lassen sich jedoch typische Manifestationen von Beratung beschreiben. Selbstverständlich sind diese stufentypischen Charakterisierungen scherenschnittartig, so dass sie in dieser Form kaum genau einer realen Beraterbeziehung entsprechen dürften.

Typische konventionelle Beratungsbeziehungen (blau)

Der zentrale Charakter einer typischen konventionellen Beraterbeziehung besteht in den Qualitäten der Fürsorge (*Care*), des Tröstens, Unterstützens und des Beistands in schwierigen Lebenssituationen. Es besteht durchgängig eine personale Asymmetrie zwischen Berater und Klient, das heißt die Hierarchie bleibt stets gewahrt und der Klient unterliegt stets der Führung durch den Berater, die auch mehr oder weniger sanfte Überzeugungsmanöver beinhalten kann. Der Berater übernimmt relativ viel Mitverantwortung für den Klienten, was beispielsweise väterliche oder mütterliche Züge annehmen kann („Keine Sorge, dass kriegen wir schon wieder hin ...“). Demzufolge ist es für die Klienten auf dieser Stufe (sofern sie in „Reinkultur“ vorherrscht) nur schwer möglich, im psychologischen Sinne erwachsen zu werden, da sie hier kaum in ihrer Eigenverantwortung und Abgrenzungsfähigkeit gefordert oder unterstützt werden. Gleichwohl kann diese Art der Beratung für Klienten hilfreich sein. Die Orientierung der Berater auf dieser Stufe ist stark davon bestimmt, die Ordnung durch entsprechende Gespräche (wieder) herzustellen. In der Ausübung seiner professionellen Rolle stützt sich der Berater stark auf seine institutionelle Autorität, die er per Amt oder Status hat oder auch einfach aus seinem Lebensalter und seiner Erfahrung beziehen kann. Wenn es zu emotionalen Äußerungen kommt, so sind diese hier dem Anlass und der Rolle gemäß, also nicht im engeren Sinne authentisch.

Typische Beispiele für Beratungsmanifestationen auf dieser Stufe könnten kirchliche Seelsorge und konfessionelle Familien- und Schwangerschaftsberatungen sein.

Typische zweckrationale Beratungsbeziehungen (orange)

Die typische zweckrationale Beratungsbeziehung ist klar an Zielen, Aufgaben, Leistungen, Lösungen und Ressourcen orientiert. Wenn es diesen Faktoren dient, kann die Beratungsatmosphäre durchaus auch „warm“ sein, aber immer auf dem Hintergrund der Funktion der Beratung. Dementsprechend spielt eine authentisch-personale Beziehungsebene hier keine große Rolle. Wichtig dagegen sind Qualitätskriterien wie Effektivität und „Kundenzufriedenheit“, die auch über den Fortbestand bzw.

die weitere Finanzierung eines Beratungsauftrags entscheiden können. Die Hierarchie zwischen Berater und Klient(ensystem) wird hier durch die Kompetenz des Beraters und durch den Auftrag selbst definiert. Die Vorgehensweise des Beraters ist eher strukturiert und methodengestützt. Dabei wird der Klient bei Entscheidungen über die Vorgehensweise durchaus einbezogen, er hat Mitbestimmungsrecht, wenn auch letztlich der Berater die Entscheidung fällt.

Eine weitere typische Ausprägung dieser Stufe betrifft den Zeitfaktor und gewisse Analogien zu Geschäftsbeziehungen. Beratung wird hier stark unter einem Dienstleistungsaspekt betrieben, die innerhalb überschaubarer Zeiträume sichtbare Ergebnisse liefern soll (Kurzzeitberatungen/-therapien müssen diese Kriterien erfüllen). Außer der existenziellen Ebene kann man auf dieser Stufe alle Erlebensdimensionen finden, sie werden jedoch in erster Linie funktional eingesetzt (je nach Ansatz wird entschieden, welche Erlebensdimension gerade nützlich ist). Letztlich bleibt die Beratung auf dieser Ebene relativ „unpersönlich“, da es primär nicht um das Innenleben oder um Bedeutungen geht, sondern um äußerliche Veränderung im Sinne von Problembehebung, Entscheidung, sachliche Klärungen etc.

Typische Beispiele für Beratungen auf dieser Stufe sind Selbstmanagement-Beratungen oder Beratungen nach dem Verfahren des Neurolinguistischen Programmierens (NLP) sowie viele Organisationsberatungen. Transformative Lernprozesse werden in dieser Form der Beratungsbeziehung nur als nachholende Entwicklung angestrebt, also als Vollenden vergangener, nicht abgeschlossener Entwicklungsschritte bis zum jeweiligen Magnetpol der Entwicklung.

Typische relativistische Beratungsbeziehungen (grün)

Auf dieser Stufe werden die existenzielle Ebene und die Selbstverwirklichung wichtig, so dass sich Beratungsprozesse sehr stark an diesen orientieren. Die bei den vorherigen Ebenen stets wahrgenommene Hierarchie zwischen Berater und Klient wird auf dieser Ebene gern vermieden oder verleugnet, oder sie wird lediglich episodisch zugelassen. Das Vorgehen in der Beratung ist stark prozessorientiert, und auch bei den Grenzen lässt man sich mehr von unmittelbaren Einflüssen und Stimmungen als von Regeln leiten. Demzufolge kommt es leicht zu zeitlichen Überschreitungen (die Sitzungen enden nicht nach der üblichen, mehr oder weniger klar vereinbarten Zeit). Auch die Abgrenzung zwischen professioneller und persönlicher Beziehung wird hier nicht so klar vorgenommen (sei es, dass sich die Berater auch in ihrer Freizeit unbegrenzt für Anliegen der Klienten zur Verfügung stellen, oder dass es zu anderen gemeinsamen Aktionen kommen kann). Diese relativ unklare Abgrenzung birgt sowohl die Gefahr der Selbstausbeutung der Berater, als auch dem Verwischen von Mehrfachbeziehungen, die nicht bewusst getrennt werden. Die typische Art und Weise, wie der Austausch in der Beratung auf dieser Stufe stattfindet, ist emotional sehr betont. Die Befindlichkeit hat häufig Vorrang, und das Wohlergehen des Klienten wiederum hat Vorrang vor der Belastung des Beraters. Letzterer versucht in erster Linie, mit viel Verständnis und Empathie für den Klienten zur Verfügung zu stehen.

Typische Beratungen auf dieser Stufe können in einseitig verstandener klientenzentrierter Beratung nach Rogers verstanden werden (tatsächlich vertrat Rogers in seinem Ansatz nicht diese Selbstverleugnung des Beraters, der nur für den Klienten da zu sein hat und nur non-direktiv ist). Auch einige Ausrichtungen der Gestaltberatung sowie die gewaltfreie Kommunikation nach Rosenberg sind Beispiele für eine solche relativistische (grüne) Akzentuierung von Beratung. Transformative Lernprozesse können im Rahmen dieser Art von Berater/Klient-Beziehung durchaus angeregt und unterstützt werden, wenn auch nicht in systematischer Weise.

Typische integrale Beratungsbeziehungen (gelb)

Zunächst einmal muss ich betonen, dass ich an dieser Stelle versuche, eine integrale Beziehung selbst zu beschreiben, nicht jedoch eine integrale Perspektive für Beratungsbeziehungen insgesamt darstelle, die alle vorhergehenden Stufen integriert, wie ich das bis hierher versucht habe.

Auf der integralen Stufe sind die personale Symmetrie und die funktionale Asymmetrie zwischen Berater und Klient in einer Balance. Ebenso werden nun alle Dimension, die zuvor in ihren polaren Ausprägungen wechselweise in den Vordergrund traten, situations- und personangemessen genutzt: Prozess und Inhalt, funktionale und personale Beziehungsebene. Die Hierarchie ist flexibel je nach Inhalten und Problemstellungen. Dementsprechend besteht die Grundherausforderung auf dieser Stufe darin, Polaritäten und Unsicherheiten auszuhalten. In der Wahl des Vorgehens und der Methoden herrscht Transparenz und die Qualität des Austauschs entspricht dem intentionalen Dialog. Für den integralen Berater bedeutet das auch, dass er vernetzt Denken kann (und sein Klient in der Lage ist, ihm - wenn auch zunächst vielleicht nur ansatzweise und punktuell - zu folgen).

Typische Ausprägungen integraler Beratung können in dem Beratungsverständnis des späten Carl R. Rogers sowie in fundierten existenziellen Beratungen gesehen werden.

Auswertung

Die Verwendung des Beziehungskompasses für die Charakterisierung von Beratungsbeziehungen führt zu klaren Merkmalsbeschreibungen. Auf diese Weise können unterschiedliche Beratungsansätze wertgeschätzt, aber auch in ihrem jeweils begrenzten Geltungsbereich erkannt werden.

Diese Charakterisierung kann es Beratern vielleicht erleichtern, sich auf eine bestimmte Klientel und einzelne Klienten einzustellen, da die Art und Qualität der Beratung von den Erwartungen der Klienten stark beeinflusst wird.

Darüber hinaus könnte geprüft werden, inwieweit sich die Charakterisierung der Beraterbeziehung mit Hilfe des Beziehungskompasses für Ausbildungszwecke eignet, also beispielsweise für die Überprüfung von Lernfortschritten, für die Identifikation

von Lernherausforderungen und für die Ausgestaltung des persönlichen Stils auf dem Hintergrund des jeweiligen beruflichen Kontextes.

5.4. Der Beziehungskompass und die Geschlechterdifferenz

Am Ende des dritten Kapitels habe ich im Zusammenhang mit der Geschlechterdifferenz zwei Fragen für den Beziehungskompass formuliert, auf die ich nun zurückkommen möchte. Die erste Annahme richtet die Aufmerksamkeit auf die Beziehungskategorien selbst, denn sie geht der Frage nach, inwieweit es Kategorien geben mag, die im Hinblick auf die Geschlechterdifferenz wichtiger sind als andere. Die zweite Annahme richtet sich dagegen auf die konkrete Art und Weise, wie die Kategorien in einer Beziehung im einzelnen realisiert werden.

Entsprechend gehe ich nun wieder in zwei Schritten vor. Allerdings nehme ich dieses Mal zunächst eine Entwicklungsperspektive ein und schaue, inwieweit sich stufenspezifische Geschlechterdifferenzen zeigen können. In einem zweiten Schritt gehe ich der Frage nach, ob es Kategorien gibt, die deutlicher die Phänomene der Geschlechterdifferenz abbilden als andere und wie sich dies beschreiben lässt.

5.4.1. Geschlechterdifferenz und Stufen der Entwicklung

Wenn ich mich ganz allgemein frage, wovon es abhängen mag, wie Menschen mit dem Phänomen der Geschlechterdifferenz umgehen, gehe ich davon aus, dass es mit der kulturellen Gewohnheit und der individuellen Reife zu tun hat. Was die individuelle Reife angeht, so würde ich weiterhin differenzieren, dass es eine Frage der Bewusstheit ist.

Beide Annahmen - sowohl die kulturellen Faktoren wie die der individuellen Bewusstheit - sind in hohem Maße mit dem Stufenmodell der Entwicklung verknüpft. Das heißt, je nachdem, auf welcher Entwicklungsstufe der Magnetpol hinsichtlich von Bewusstheit und kultureller Gewohnheit ist, wird sich ihr Umgang mit der Geschlechterdifferenz unterscheiden.

Wenn ich mir die einzelnen Stufen in ihren charakteristischen Eigenschaften noch einmal im Zusammenhang mit der Geschlechterdifferenz vergegenwärtige, komme ich zu folgenden Hypothesen:

Für die präkonventionelle Stufe (purpur und rot) ist anzunehmen, dass nicht nur Geschlechterdifferenz, sondern Geschlechter-Diskriminierung die Regel ist, und zwar in Form einer Diskriminierung von Frauen (und eventuell als Reaktion darauf auch partiell zu einer Diskriminierung von Männern). Frauen sind körperlich in der Regel schwächer und haben in vielen Kulturen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit weniger Macht als Männer. Da diese beiden Faktoren, körperliche Kraft und machtvollen Positionen, in noch stark präkonventionell geprägten Gemeinschaften die

entscheidenden Faktoren sind, kann man davon ausgehen, dass Frauen hier in der Regel unterlegen sind.

Die konventionelle Ebene (blau) schätzt konservative Rollenverteilungen und respektiert daher Frauen, wenn sie ihren häuslichen und mütterlichen Pflichten nachkommen oder sich den Künsten widmen. Von Männern wird entsprechend erwartet, dass sie ihrer Rolle als Ernährer von Ehefrau und Kindern nachkommen. Erst gegen Ende der konventionellen Stufe treten diese kulturellen Gewohnheiten zugunsten einer individuelleren Einschätzung zurück, bei der die persönliche Bewusstheit gewisse Freiheiten gegenüber den klischeehaften Rollen zulassen kann.

Auf der zweckrationalen Ebene (orange) tritt die individuelle Einschätzung stark in den Vordergrund und die klischeehaften Vorstellungen der Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen verblassen. Hier sind Frauen also nicht länger auf ihre Rollen als Hausfrauen und Mütter beschränkt, vielmehr wächst sogar der Anspruch, dass sie am Berufsleben gleichberechtigt teilnehmen und ökonomisch unabhängig werden. Männer wiederum werden nicht mehr auf ihre Rolle als Versorger der Ehefrauen und der Kinder reduziert. Inwieweit sich diese zunehmende Flexibilität in Beziehungen allgemein realisiert, regelt sich durch Verhandlungen, die beide Geschlechter miteinander führen, wobei sie formal gleichberechtigt sind, aber auch durch politische Vorgaben und ökonomische Bedingungen.

Die relativistische Stufe (grün) zeichnet sich allgemein dadurch aus, dass sie versucht, die zuvor noch häufig als ungerecht erlebten Unterschiede dadurch auszugleichen, dass sie nun nivelliert werden. Für die Geschlechterdifferenz bedeutet das den Versuch der Absage an jegliche Differenz, das heißt, hier versuchen Männer auch weibliche Qualitäten zu entwickeln, und Frauen versuchen umgekehrt, ihre männlichen Qualitäten auszubilden bzw. sie sich gegenseitig abzufordern.

Auf der integralen Stufe (gelb) schließlich geht es um die Integration der Geschlechterdifferenz, also um die Integration dessen, was auf den vorherigen Stufen ausprobiert wurde: Männer und Frauen akzeptieren ihre Unterschiede und versuchen gleichzeitig, innerhalb ihrer Grenzen das zu entwickeln, was sie in ihrer Persönlichkeit vollständiger macht - also auch Qualitäten, die archetypisch dem Gegengeschlecht zugeschrieben werden. Darüber hinaus geht es jedoch darum, sich mit gegenseitigem Respekt für die Unterschiede zu begnügen und in Beziehungen von den Differenzen auch zu profitieren.

5.4.2. Geschlechterdifferenz und Beziehungskategorien

Meine Hypothese besteht, um es noch einmal zu wiederholen, darin, dass unter den Beziehungskategorien solche sind, die einen engeren Zusammenhang zur Geschlechterdifferenz haben als andere. Dies möchte ich im folgenden kurz überprüfen.

Im Grunde brauche ich nur noch einmal zu reflektieren, mit Hilfe welcher (impliziten) Kategorien ich soeben die stufenspezifische Geschlechterdifferenz beschrieben habe.

Da waren zunächst Faktoren wie körperliche Kraft und Macht wichtig, wie sie in Kategorien wie *faktische Bindungen*, *Positionen zueinander*, *Abgrenzung zur sozialen Umwelt*, *Orientierungsrahmen*, *Entscheidungsprozesse* und *Entscheidungsträger* eine Rolle spielen.

Des weiteren war die Frage der Rollenverteilung bei der Charakterisierung von Geschlechterdifferenz eine relevante Größe. Dieses Phänomen wird vor allem in den Kategorien *Positionen zueinander* sowie teilweise als *äußere Dynamik* abgebildet.

Auf der zweckrationalen und der relativistischen Stufe schließlich wurde es wichtig, dass die Geschlechter sich stärker austauschen und miteinander in Verhandlungen treten - Kompetenzen, die die drei Oberkategorien *Erlebens- und Aufgabenbereiche*, *Austausch* und *Entscheidungsfindung* betreffen.

Auf der integralen Ebene schließlich ist die Bewusstheit von der Geschlechterdifferenz und ein situations- und personangemessener Umgang damit in idealer Weise ständig im Hintergrund verfügbar und bezieht alle Phänomene von Beziehungen (und damit jede denkbare Beziehungskategorie), aber auch die politischen und ökonomischen Bedingungen mit ein.

In dieser kurzen Bestandsaufnahme am Beispiel der stufenspezifischen Darstellungen der Geschlechterdifferenz habe ich schon recht viele Kategorien aus dem Beziehungskompass als relevant für die Geschlechterdifferenz beschrieben. Das lässt mich daran zweifeln, ob meine oben erwähnte Hypothese zutrifft. Vielmehr kann es sein, dass bei jeder Kategorie aus dem Beziehungskompass Phänomene aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz berücksichtigt werden können. Tatsächlich habe ich bisher nur zwei Kategorien nicht erwähnt, die beide der Oberkategorie „Soziale Bindung“ angehören, nämlich *Beziehungstyp* und *Beziehungsgeschichte*. In der Tat fällt es mir bei diesen beiden Kategorien schwer, einen Zusammenhang zur geschlechterdifferenten Perspektive herzustellen. Denn weder die Bedeutung, die eine Beziehung selbst, noch die Bedeutung, die die Beziehungsgeschichte für jemanden haben kann, habe ich durch die verschiedenen Stufen hindurch auf eine Weise beantwortet, die eine geschlechterdifferente Perspektive beinhaltet. Ich gehe davon aus, dass diese geschlechterneutrale Beschreibung in der Natur der Kategorien liegt bzw. darauf zurückzuführen ist, dass sich diese beiden Kategorien auf Phänomene beziehen, die jenseits einer geschlechterdifferenten Perspektive liegen. Bei den Kategorien jedoch, die Fragen der Geschlechterdifferenz aufweisen, ist deutlich geworden, dass der Umgang mit der Geschlechterdifferenz zunehmend weniger rigide, weniger diskriminierend und für die Beziehungsgestaltung fruchtbarer werden kann.

6. Fazit und Ausblick

6.1. Fazit

In dieser Arbeit bin ich der Aufgabe nachgegangen, ein Orientierungsmodell zur Anleitung und Unterstützung relationaler Lernprozesse zu entwickeln. Dabei stieß ich auch auf Herausforderungen, die ich so nicht vorhergesehen habe. Ebenso habe ich mir nicht sehr konkret vorstellen können, welche Funktion und Nutzen ein solches Orientierungsmodell später tatsächlich haben würde. Erst im Rückblick kann ich daher angemessener einschätzen, welches Risiko in diesem Vorhaben lag. Natürlich weiß man bei Forschungsarbeiten dieser Art zu Beginn nie so recht, was am Schluss heraus kommt und was es in Theorie und Praxis wert ist. In diesem Fall gab es jedoch spezielle Hürden, die mir erst im Verlauf des Prozesses deutlich wurden, und die mal leichter, mal schwerer zu überspringen waren, und durchaus auch einmal Wochen oder Monate auf ihre angemessene Bewältigung warten mussten.

Im Folgenden möchte ich die Herausforderungen dieser Arbeit noch einmal kurz umreißen.

6.1.1. Herausforderungen der Arbeit

Verlassen der individuellen Perspektive

Bereits die Sichtung der psychologischen Konzepte und Modelle konfrontierte mich mit der Schwierigkeit, eine andere Perspektive als die individuelle Sichtweise zum Thema Beziehungen einzunehmen. In den von mir untersuchten Konzepten und Modellen war eine Fülle von Informationen enthalten, aber leider fast ausschließlich aus der individuellen Perspektive. Mir selbst fiel es zunächst sehr schwer, diese Perspektive überhaupt von einer anderen zu differenzieren, bei der die Beziehung selbst der Untersuchungsgegenstand war und nicht (nur) das Erleben der Beteiligten von der Beziehung (und dessen Erklärungen).

Das zog weitere Herausforderungen nach sich: Zunächst gestaltete sich dadurch die Auswertung der psychologischen Konzepte und Modelle recht verwirrend, bis ich klarer selektieren konnte, was aus der Fülle der dort zur Verfügung gestellten Informationen für meine Aufgabe nutzbar war. Als noch größere Schwierigkeit gestaltete sich jedoch das Erarbeiten geeigneter Kategorien: da musste (1) die angemessene Perspektive eingenommen werden (was zunächst nicht einfach war, da auch ich immer wieder dazu neigte, Beziehungssphänomene nur aus individueller Perspektive zu betrachten); und (2) mussten angemessene Begriffe für die Kategorien gefunden werden, die wiederum vier Ansprüchen gerecht werden sollten: sie sollten dem gleichen

„logischen Typ“ angehören, sie sollten inhaltlich zutreffende Assoziationen wecken, es sollten Formulierungen sein, die dem Muster-Charakter eines Beziehungs-Phänomens gerecht werden, und schließlich sollten es Begriffe sein, die zu jeder Entwicklungsstufe passen.

Betreten von Neuland

Eine weitere Ausgangslage, die mir zu Beginn nicht im vollen Ausmaß klar war, bestand in der Erkenntnis, in wie vielerlei Hinsicht ich mit diesem Forschungsthema Neuland betrete. Anders ausgedrückt: es bestand ein umfassenderer Mangel an verwertbaren Konzepten oder Vorarbeiten allgemein, als ich zu Beginn angenommen hatte. Das hatte wiederum die bereits beschriebene Schwierigkeit zur Folge, dass ich alle Kategorien zur Beschreibung von Beziehungsphänomenen in einem eigenen und langen Klärungs- und Erprobungsprozess selbst entwickeln musste.

Auch was einen weiteren Aspekt der Forschungsaufgabe betraf, nämlich auf Entwicklungstheorien für Erwachsene zurückzugreifen, stand ich vor einem Problem. Ich hatte mich im Zusammenhang mit meiner praktischen und theoretischen Arbeiten zuvor bereits ausführlicher mit Entwicklungstheorien für Erwachsenen beschäftigt, besonders mit Gebser, Kegan und Wilber und dabei nicht realisiert, wie sehr ich deren Erkenntnisse inzwischen für meine Anwendungsfelder (Beratung, Therapie, Supervision, Ausbildung), meine Klientel (Erwachsene mit Entwicklungsinteresse) und meine pädagogisch/therapeutische Intention (in der es letztlich immer um Lernen geht und nicht um „Heilung“ im Sinn des medizinischen Modells) modifiziert und konkretisiert hatte (gemeinsam mit Reinhard Fuhr). Hier waren also von den erwähnten Autoren zwar wichtige Grundlagen geschaffen worden, aber ein differenziertes Entwicklungsmodell für Erwachsene, das ich für die Beschreibung von Beziehungsentwicklung einfach hätte übernehmen können, hatte ich noch nicht gefunden.

Die Fragestellung dieser Arbeit steht überdies unter der Gesamt-Thematik transformativer Lernprozesse bei Erwachsenen. Auch hier gibt es wenig Literatur, die ich hätte verwerten können. Jack Mezirow (1997) beispielsweise konzentriert sich ausschließlich auf die Transformation vom zweckrationalen zum relativistischen Paradigma. Ken Wilber beschränkt sich auf den von ihm so genannten „1-2-3-Prozess“ oder „dreistufigen Prozess“, der über die Phasen der Identifizierung (bzw. Verschmelzung oder Einbettung) über Ent-Identifizierung (bzw. Differenzierung oder Transzendierung) zu Integration (oder Einschließung) verläuft und erwähnt, dass es zu Pathologien kommt, wenn dieser Prozess nicht durch die Phasen hindurch vollzogen wird (Wilber 1997a, 191ff., 211). Eine differenziertere Beschreibung über den idealtypischen Verlauf des dreistufigen Prozesses habe ich jedoch bei Wilber nicht finden können.

Also habe ich auf mein Modell transformativen Lernens (Fuhr & Gremmler-Fuhr 1988), wie ich es zu Beginn dieser Arbeit im 1. Kapitel beschrieben habe, zurückgegriffen, weil es das einzige mir bekannte Modell ist, dass sich auf alle Stufen bezieht und den Prozess selbst differenziert beschreibt.

6.1.2. Fazit zur Anwendung des Beziehungskompasses

Die Anwendung des Beziehungskompasses in der Praxis hat folgende Ergebnisse zu meiner Fragestellung aufgeworfen, die ich getrennt danach darstellen möchte, a) welche Funktion er als Orientierungsmodell haben kann, und b) welche Konsequenzen seine Anwendung unter dem Aspekt transformativer Lernprozesse hat.

Der Beziehungskompass als Orientierungskonzept

Die Vieldimensionalität und Vielperspektivität einer integralen Herangehensweise führt rasch zu einer großen Unübersichtlichkeit, insbesondere bei einem ohnehin komplexen Thema wie Beziehung. Ich habe den Beziehungskompass daher auch in der hier präsentierten Form in mehreren Gruppen eingesetzt,¹²¹ um zu überprüfen, ob er hilfreich dabei ist, die Datenvielfalt bei der Anwendung zu ordnen und sich eine Übersicht zu verschaffen. Alle Teilnehmer dieser Gruppen beurteilten das Modell als sehr hilfreich beim Versuch, eigene (und fremde), oft komplexe Beziehungs-Situationen zu ordnen. Dadurch klärt sich zuvor Verwirrendes, sowohl was die Vielfalt angeht, aber auch hinsichtlich der Einschätzungen und der Prioritäten. Man kann beispielsweise feststellen, dass die zuvor als sehr dominant erlebte Problematik sich nach einer Analyse mit dem Beziehungskompass relativiert. Somit kann sich die Bedeutung der Beziehungsproblematik sowie der Umgang damit von der ursprünglichen Dramatik und Orientierungslosigkeit positiv verändern. Denn eine solche Betrachtung einer problematischen Beziehungssituation ermöglicht es dem/den Betroffenen, Prioritäten zu setzen und Entscheidungen zu fällen.

Auch aus professioneller Perspektive, also aus Sicht eines Beraters, Therapeuten oder Supervisors, kann der Beziehungskompass verschiedene Funktionen erfüllen:

Da ist zunächst seine Bedeutung für „diagnostische“ Aufgaben in professionellen Prozessen zur Beziehungsklärung und -entwicklung. Der Beziehungskompass erleichtert dem Berater oder Therapeuten vor allem die Orientierung in der Phase der Bestandsaufnahme: Er kann herangezogen werden, um bei einer phänomenologischen Bestandsaufnahme eine Vielzahl von Daten zu sammeln, denn durch die Kategorien kann die Aufmerksamkeit auf eine Fülle von Erscheinungsformen gelenkt werden. Diese Daten können zunächst mehr oder weniger systematisch mit Hilfe der fünf Oberkategorien, eventuell auch einzelner Unterkategorien geordnet werden. Auf dieser Grundlage lassen sich dann auch Beziehungsmuster herausarbeiten, wie z.B. Dominanz und Abhängigkeit, Delegation, Suche nach dem Schuldigen oder die verschiedenen Formen sozialer (meist verbaler) Kriegsführung und viele andere mehr, wie dies in den Fallstudien deutlich wurde. Der Berater kann mit dem Klienten gemeinsam auch auf die problematische(n) Kategorie(n) fokussieren und feststellen, ob

¹²¹ Zuletzt im *Kolloquium Integrale*, einer von Sara Klüsche, einer Ausbildungskandidatin des Gestalt-Zentrum Göttingen, initiierten, viermal jährlich stattfindenden Veranstaltung mit festen Teilnehmern, in der Forschungsarbeiten und Praxiserfahrungen zum Integralen Ansatz vorgestellt und diskutiert werden.

das anstehende Problem bei unterschiedlichen oder gemeinsamen Magnetpolen der Paradigmen anzusiedeln ist. Diese Differenzierung ist, wie ich im 5. Kapitel gezeigt habe, wichtig für die weitere Vorgehensweise, also für den Umgang mit der problematischen Situation. Bei Beziehungsproblematiken, die sich im gleichen Paradigma manifestieren, können stufenspezifische Formen der Verständigung oder Klärung vorgeschlagen werden. Bei Beziehungsproblematiken, die auf unterschiedliche Paradigmen zurückgehen, kann versucht werden, ob es eine Verständigung oder Klärung geben kann, indem den Beteiligten die stufenspezifischen Unterschiede nahegebracht werden und sie sich bei einer Lösung treffen können, die für beide stimmt.

Bei einer solchen Anwendung des Beziehungskompasses trägt er meiner Erfahrung nach wesentlich zum gegenseitigen Verstehen in einer schwierigen Beziehungssituation bei. Dabei ist es allerdings außerordentlich wichtig, den Beziehungskompass nicht als Instrument für die „Expertenmacht“ einzusetzen, etwa indem der Beratende objektivierend „diagnostiziert“ und weniger entwickelte Formen abwertet (statt ihre Vor- und Nachteile bzw. Konsequenzen deutlich zu machen) oder indem er Abwertungen der Beziehungspartner untereinander, die sie aufgrund der Bestandsaufnahme nach dem Beziehungskompass in unangemessener Weise vornehmen, versäumt zu konfrontieren.

Der Beziehungskompass im Kontext transformativer Lernprozesse

Die Anwendung des Beziehungskompasses hat gezeigt, dass transformative Prozesse in Beziehungen zwar möglich, aber sehr herausfordernd und daher auch relativ selten sind. Die Gründe dafür sind leicht nachzuvollziehen, wenn man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt: Bei einem transformativen Lernprozess in Beziehungen ist es erforderlich, dass sich *alle* Beziehungspartner diesem Prozess aussetzen und dieser Prozess wesentliche individuelle, aber vor allem auch kollektive Dimensionen betrifft. Dies ist ja besonders am Beispiel von Detlef und Sabine deutlich geworden (der Paarberatung, bei der Sabine diese Frage für sich zu Beginn ernsthaft prüfen musste).

Wenn in einer Beziehung eine Entwicklung im Sinne transformativen Lernens stattfindet, heißt das, dass einzelne Beziehungsdimensionen sich von einer weniger entwickelten zu einer entwickelteren Manifestation verwandeln. Das heißt auch, dass sich die Bedeutungen einzelner Dimensionen des Beziehungskompasses bei den Beziehungspartnern verändern. Besonders bei folgenden Dimensionen machen sich Transformationen in der Beziehung bemerkbar:

- der *Kontakt* verändert sich in der Intensität und Form (wie es beispielsweise der Wunsch von Cornelia in ihrer Freundschaft zu Petra ist, oder auch Peters Bedürfnis in seiner Ehe mit Silke);
- der *Umgangsstil* verändert sich in seiner Differenziertheit und seiner selektiven Authentizität (wie es eines der transformativen Lernprojekte in der Beziehung von Detlef und Sabine war);

- *Entscheidungsprozesse* werden transparenter, Konflikte werden konstruktiver bearbeitet (wie es im Beispiel der Stationsleitung mit seinem Team angedeutet wurde);
- neue *Daseinsdimensionen* werden für die Beziehung entdeckt oder aktiviert, andere Daseinsdimensionen werden ad acta gelegt (beispielsweise in dem Bedürfnis von Ulla und Axel, statt einer Familienfeier eine besondere Reise zu machen);
- die *Konstellationen* innerhalb der Beziehung werden flexibel, die Grenzen der Beziehung zur sozialen Umwelt werden flüssiger gestaltet (beispielsweise bei Detlef und Sabine und der Herausforderung, ihre starren Positionen beweglicher werden zu lassen);
- die Bedeutung von *sozialen Bindungen*, insbesondere die von familiären Beziehungen und „alten“ Freundschaften wandeln sich.

Oben erwähnte ich bereits, wie wichtig es ist, dass die Beziehungseinheit als Ganzes transformative Prozesse durchläuft. Wenn dies nicht der Fall ist, also nur einzelne Beziehungspartner einen solchen Prozess durchlaufen, hat dies in aller Regel verstörende Wirkung auf die Beziehung selbst (vgl. das Fallbeispiel Peter und Silke). Oft führt dies zu massiven Beziehungsproblemen und Konflikten in der Beziehungseinheit oder zum Abbruch der Beziehung (dies trifft natürlich vor allem für persönliche Beziehungen zu, also bei Freundschaften oder Partnerbeziehungen). Ein weiterer schwieriger Aspekt dieser Problematik besteht darin, dass im Fall, dass nur einer der Beteiligten (oder einzelne) eines Beziehungssystems eine Entwicklung im Sinne einer Transformation anstrebt, ihm die Unterstützung für diese Transformation fehlt - jedenfalls so lange sie in unveränderter Form in das bisherige Beziehungsnetz eingebunden bleiben wollen. Da dieses Beziehungsnetz oft viel Sicherheit bietet und auf transformative Entwicklungen einzelner Mitglieder des Beziehungssystems eher mit Sanktionen als mit Unterstützung reagiert, ist es sehr unwahrscheinlich, dass sich einzelne wandeln können, ohne dass das Beziehungsgefüge aufbricht (vgl. das Beispiel Valerie).

Transformative Lernprozesse bringen erhebliche Verunsicherungen mit sich, sowohl was die alten Welt- und Selbstbilder angeht, die nun zur Disposition stehen, als auch bisherige Lebensgewohnheiten. In der Phase der Differenzierung (dem Loslösen) kommt es oft zu krisenhaften Prozessen. Sich auf solche Prozesse im Erwachsenenalter einzulassen, scheint nur möglich zu sein, wenn es irgendwo noch Verlässlichkeiten und Sicherheiten gibt. Diese werden am ehesten - das lehrt uns auch die Bindungstheorie von Bowlby (siehe 2. Kapitel) - in Beziehungen gesucht.

Wenn die transformativen Lernprozesse nun ausgerechnet aus Beziehungen heraus stattfinden müssten, die die grundlegende Sicherheit gewährleisten, wie im Beispiel Valerie, scheint transformatives Lernen außerordentlich schwer realisierbar zu sein, denn um sich weiter zu entwickeln, müsste Valerie die Sicherheit der konventionellen Beziehungen wesentlich lockern, sich von ihnen teilweise sogar lösen. Da sie aber bisher die einzigen Beziehungen darstellen, ist das Risiko viel zu groß. Valerie müsste also erst neue Beziehungen aufbauen, die nicht die konventionelle Stufe repräsentieren, um sich auf transformative Lernprozesse einlassen zu können.

Zusammenfassend ziehe ich aus den Fallstudien folgendes Fazit:

Damit sich transformative Lernprozesse in Beziehungen vollziehen können, ist zum einen eine klare Intention der Beziehungspartner in dieser Richtung nötig (mitunter durch existenzielle Herausforderungen initiiert wie gesundheitliche Probleme, Trennungsabsichten o.ä.), aber sie bedürfen auch intensiver Unterstützung - am besten durch eine dritte Partei, die sich am ehesten in der Gestalt eines Beraters oder Therapeuten anbietet.

Wie wir am Beispiel von von Dieter und Gabi sehen konnten, führen existenzielle Herausforderungen oder Konfrontationen jedoch nicht zwangsläufig zu transformativen Prozessen, sondern können auch auf der gleichen paradigmatischen Ebene beantwortet werden.

6.2. Weiterführende Perspektiven aus der Anwendung des Beziehungskompasses

Abschließend lassen sich einige Vorschläge dafür formulieren, wie der Beziehungskompass (bzw. das Orientierungsmodell) für weiterführende Untersuchungen in der Praxis von Beratung, Therapie und Pädagogik sowie in der Forschung verwendet werden kann.

Praxisentwicklung

An den Fallstudien hat sich gezeigt, dass es einige grundlegende Voraussetzungen gibt, die geklärt werden müssen, bevor es sinnvoll ist, aktuelle Beziehungsprobleme zu bearbeiten. Beispiele für solche grundlegenden Voraussetzungen können sein,

- wenn die Mitarbeiter in einem Team die *gemeinsame Aufgabe*, die ihnen eigentlich gestellt ist (z.B. zu einen soliden Ablauf der Arbeitsprozesse beizutragen), nicht mehr als ihre Aufgabe ansehen, d.h. wenn sie innerlich gekündigt haben, kann eine Beziehungsklärung nicht mehr konstruktiv durchgeführt werden (und daher ist Beziehungsentwicklung unmöglich), da die Motivation dafür völlig fehlt (vgl. das Beispiel um Hanna M. und seine Mitarbeiter);
- wenn einzelne Mitarbeiter die funktionale Macht ihres Vorgesetzten (die er kraft seiner formalen Rolle als Chef hat) nicht unabhängig von seinen persönlichen Eigenheiten oder Kompetenzen anerkennen (wie es ebenfalls bei Hanna M. und seinem Team der Fall war);
- wenn in einer Partnerbeziehung nicht geklärt ist, ob beide überhaupt (noch) grundsätzlich miteinander leben wollen, also eine Perspektive für die Beziehung gegeben ist;

- wenn in einer Paarbeziehung diese nicht an erster Stelle steht (eine Schwierigkeit, die häufig in Patchwork-Familien auftritt, wenn die Loyalitäten und Verantwortlichkeiten nicht geklärt sind).

All das sind Hinweise darauf, dass es grundlegende Voraussetzungen für eine konstruktive Beziehungsklärung und Beziehungsentwicklung zu geben scheint, was jedoch weiterer Untersuchungen in der Praxis bedarf.

Im Zusammenhang mit transformativen Lernprozessen habe ich auf die wichtige Bedeutung einer grundlegenden Sicherheit hingewiesen. Auch dieser Aspekt könnte dahingehend weiter erforscht werden, welche Kategorie des Beziehungskompasses für eine solche Sicherheit wichtiger, welche unwichtiger sind. Darüber hinaus müsste geprüft werden, inwieweit die Sicherheitsgrundlage in Beziehungen geschlechterdifferenzialer gesucht wird, ob also Frauen die Sicherheit tendenziell in anderen Kategorien suchen als Männer.

Eine andere Frage, die noch weiter erforscht werden kann, ist, ob sich bestimmte Kompetenzen, die zur Realisierung des Beziehungsgeschehens in einzelnen Kategorien erforderlich sind, speziell fördern lassen, und wenn ja, wie?

Meiner Erfahrung nach lassen sich am ehesten Kompetenzen fördern, die zur Oberkategorie „Austausch“ gehören und teilweise auch die, die für die Oberkategorie „Konstellation“ relevant sind. So lassen sich beispielsweise Kommunikationsmuster bewusst machen und verändern, oder man kann lernen, legitime Positionen aktiver auszufüllen und wahrzunehmen bzw. kann man lernen, Positionen von anderen zu akzeptieren, oder auch Positionen flexibler zu handhaben.

Was die meisten anderen Kategorien betrifft, können Bewusstseinsprozesse aktiviert und gelenkt werden. Diese setzen aber umfassendere Lernprozesse voraus, die nicht nur auf eine einzelne Kategorie des Beziehungskompasses bezogen sind.

Eine weitere, noch näher zu untersuchende Frage ist die nach den Bedingungen, durch die transformative Prozesse bei bestimmten Beziehungstypen oder in Beziehungen allgemein unterstützt werden können. Aus den Ergebnissen der Fallstudien würde ich beispielsweise vermuten, dass Transformationen in der Beziehungseinheit nur stattfinden können, wenn die Beziehung selbst eine grundlegende Sicherheit gewährt (wie beispielsweise den miteinander geteilten Wunsch einer gemeinsamen Perspektive), da das transformative Lernen selbst zusätzliche Verunsicherungen mit sich bringt. Eine andere Möglichkeit, für zusätzliche Sicherheit zu sorgen, ist es, sich in Sicherheit und Orientierung vermittelnde Beratungssituationen zu begeben, in denen transformatives Lernen initiiert und unterstützt werden kann.

Empirische Forschung

Auch im Bereich der empirischen Forschung lassen sich weiterführende Aufgaben formulieren. Der Beziehungskompass könnte also zur Hypothesenbildung für empirische Forschungsarbeiten im Feld zwischenmenschlicher Beziehungen in soziologi-

schen, pädagogischen und psychologischen Disziplinen genutzt werden. Solche Hypothesen könnten beispielsweise folgende Fragen und Themen aufgreifen:

- Gibt es Schlüsselkategorien für das Gelingen von Beziehungen?
Je nach Beziehungstypen einerseits und unterschiedlichen Stufen der Entwicklung als Magnetpole der Entwicklung andererseits gibt es vermutlich unterschiedliche Kategorien, die die Funktion von *Schlüsselkategorien* haben.
- Welche Kategorien sind bei der Rekonstruktion von Biographien im Rahmen der *Biographieforschung* relevant, welche sind weniger bedeutsam oder sind selten bewusst?
- Gibt es unterschiedliche Strategien und Verhaltensweisen, die Beziehungspartner in Konflikten anwenden, je nachdem, in welcher Kategorie oder auch zwischen welchen Kategorien die Konflikte hauptsächlich zum Ausdruck kommen? Dabei wäre auch genauer zu erforschen, welche Rolle Stufenunterschiede in Beziehungskonflikten spielen und welche Wahrscheinlichkeiten des destruktiven oder konstruktiven Umgangs mit solchen Konflikten sich dabei erkennen lassen. Auf dieser Grundlage könnten Strategien der *Konfliktbewältigung* für pädagogische und beratende oder therapeutische Kontexte entwickelt werden, die vielleicht einen Beitrag zu einem friedvolleren Miteinander in zwischenmenschlichen Beziehungen leisten könnten.

Literatur

- Adler, Alfred (1988): *Menschenkenntnis*. Frankfurt / M: Fischer.
- Ainsworth, Mary D.S. (1982): *Attachment: Retrospect and Prospect*. New York: Hillsdale.
- Asendorpf, Jens & Banse, Rainer (2000): *Psychologie der Beziehung*.
- Bartosch, Erwin (2000): Selbstpsychologie. In: Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie* Wien/New York: Springer, 631-633.
- Bateson, Gregory (1981): *Ökologie des Geistes*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bauer, Karl-Oswald (2002): Unterrichtsentwicklung, pädagogischer Optimismus und Lehrergesundheits. *Pädagogik*, 1, 48-52.
- Beck, Don E. & Cowan, Christopher C. (1996): *Spiral Dynamics: Managing Values, Leadership, and Change*. Cambridge, MA: Blackwell.
- Bergmann, Martin S. (1994): *Eine Geschichte der Liebe*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Boeree, George C. (2003): *Rollo May*. <http://www.ship.edu/~cgboeree/may.html>.
- Bohm, David (1987): *Die implizite Ordnung*. München: Goldmann.
- Boszormenyi-Nagy, Ivan & Krasner, Barbara (1986): *Between Give and Take*. New York: Brunner & Mazel.
- Bowlby, John (1976): *Trennung*. München: Kindler.
- Bowlby, John (1988): *A Secure Base*. New York.
- Buber, Martin (1983): *Ich und Du*. Heidelberg: Schneider.
- Buber, Martin & Rogers, Carl R. (1997): *Dialogue. A New Transcript with Commentary*. Albany: State University of New York Press.
- Carroll, Felicia (2001): *Entwicklungspsychologie der Kindheit in der Gestalttherapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Dauber, Heinrich (1997a): *Grundlagen Humanistischer Pädagogik*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Dauber, Heinrich (1997b): *Lernfelder der Zukunft*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Dauber, Heinrich (1999): Wie 'wirkt' Playbacktheater - eine Aufgabe für die Praxisforschung. In Fox, J. & Dauber, H. (Hrsg.), *Playbacktheater - wie Geschichten sich begegnen* (Bad Heilbrunn: Klinkhardt).
- Dauber, Heinrich (2002): Abendländische Erzähltraditionen. In Fuhr, R. & Dauber, H. (Hrsg.), *Praxisentwicklung im Bildungsbereich – ein integraler Forschungsansatz*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Dicks, H.V., u.a. (1967): *Marital Tensions*. New York.
- Döbert, Rainer (1995): Männliche Moral - Weibliche Moral. In: Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.), *Weibliche Moral* München: dtv, 119-146.
- Englert, Ewald H. (1981): *Individualpsychologie*. Reinbek: Rowohlt.
- Erikson, Erik H. (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Fosshage, James L. (2000): Übertragung. In: Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie* Wien/New York: Springer, 735f.
- Fowler, James W. (2000): *Stufen des Glaubens*. Gütersloh: Kaiser.
- Frambach, Ludwig (2001): Schöpferische Indifferenz - die Philosophie Salomo Friedlaenders. In: Fuhr, Reinhard, Sreckovic, Milan, Gremmler-Fuhr, MartinaSreckovic, Milan (Hrsg.), *Handbuch der Gestalttherapie* Göttingen: Hogrefe, 295-308.
- Freiler, Ventouratou-Schmetterer C. & Lawugger, R. (1994): 100 Jahre Fritz Perls-Tagungsband der Internationalen Psychotherapie-Tagung der Fachsektion für Integrative Gestalttherapie ÖAGG. Wien: ÖAGG.
- Freud, Sigmund (1921): *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. Studienausgabe, Band 9
- Freud, Sigmund (1914): *Zur Einführung in den Narzißmus..* Studienausgabe, Band 3
- Freud, Sigmund (1961): *Zur Einführung in den Narzißmus*. Frankfurt/M: Fischer.
- Friedlaender, Salomo (1926): *Schöpferische Indifferenz*. München: E. Reinhardt.
- Friedman, Maurice (1987): *Der heilende Dialog in der Psychotherapie*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Friedman (1999): *Martin Buber - Ein Leben*. Münster: Agenda Verlag.
- Fromm, Erich (1981): *Die Kunst des Liebens*. München: Ullstein.
- Fromm, Erich (1996): Psychische Bedürfnisse und Gesellschaft. *Gesellschaft und Seele* München: Heyne.
- Fuhr, Reinhard & Gremmler-Fuhr, Martina (1988): *Faszination Lernen. Transformative Lernprozesse im Grenzbereich von Pädagogik und Psychotherapie*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Fuhr, Reinhard (1990): Boszormenyi-Nagy, Ivan/Krasner, Barbara N.: Between Give and Take. *Gestalttherapie*, 2, 73-78.
- Fuhr, Reinhard & Gremmler-Fuhr, Martina (1991): *Dialogische Beratung. Person, Beziehung, Ganzheit*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Fuhr, Reinhard & Gremmler-Fuhr, Martina (1995): *Gestalt-Ansatz*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Fuhr, Reinhard & Amendt-Lyon, Nancy (2000): Gestalttherapie. In: Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie* Wien/New York: Springer, 245f.
- Fuhr, Reinhard (2001): Ansätze einer Entwicklungstheorie für die Gestalttherapie. In: Fuhr, Reinhard, Sreckovic, Milan, Gremmler-Fuhr, MartinaSreckovic, Milan (Hrsg.), *Handbuch der Gestalttherapie* Göttingen: Hogrefe, 575-598.
- Fuhr, Reinhard (2003): Humanistisch-psychologische Beratungsansätze. In: Krause, C., Fittkau, B. et al. (Hrsg.), *Pädagogische Beratung*. Paderborn: UTB, 104-118.
- Fuhr, Reinhard & Gremmler-Fuhr, Martina (2004): *Kommunikationsentwicklung und Konfliktklärung*. Göttingen: Hogrefe.
- Fuhr, Reinhard, Sreckovic, Milan & Gremmler-Fuhr, Martina (2001): *Handbuch der Gestalttherapie*. Göttingen: Hogrefe.

- Gebser, Jean (1962): *In der Bewährung. Zehn Hinweise auf das neue Bewusstsein*. Bern/München: Francke.
- Gebser, Jean (1995): Einbruch der Zeit. Schaffhausen: Novalis.
- Gilligan, Carol (1995): Moralische Orientierung und moralische Entwicklung. In: Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.), *Weibliche Moral*. München: dtv, 79-100.
- Gilligan, Carol (1996): *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München: dtv.
- Goleman, Daniel & Bateson, Gregory (1978): Von den Strukturen hinter den Strukturen. *Psychologie Heute*, 11, 57-64.
- Grawe, Klaus (2004a): Die Blackbox wird durchsichtig. *Psychologie Heute*, 5, 34-39.
- Grawe, Klaus (2004b): *Neuropsychotherapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Gremmler-Fuhr, Martina (2001): Grundkonzepte und Modelle der Gestalttherapie. In: Fuhr, Reinhard, Sreckovic, Milan & Gremmler-Fuhr, Martina (Hrsg.), *Handbuch der Gestalttherapie* Göttingen: Hogrefe, 345-392.
- Groddeck, Norbert (2002): *Carl Rogers. Wegbereiter der modernen Psychotherapie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hamer, Dean & Copeland, Peter (1998): *Das unausweichliche Erbe*. Bern: Scherz.
- Hampden-Turner, Charles (1983): *Modelle des Menschen*. Weinheim: Beltz.
- Harding, Sandra (1995): Die auffällige Übereinstimmung feministischer und afrikanischer Moralvorstellungen. In: Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.), *Weibliche Moral*. München: dtv, 162-189.
- Herlyn, Heinrich (1980): Prophet der Menschlichkeit - Zum Tode Erich Fromms. *Hiero Itzo*, 4, 14f.
- Holmes, Jeremy (2002): *John Bowlby und die Bindungstheorie*. München Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Holzbrecher, Alfred (2001): Passagen. Lehrerbildung als biographisches Projekt. *Pädagogik*, 3, 38-43.
- Hoppe, Andrea (2005): *Transformative Lernprozesse und Krisen*. Magisterarbeit. Göttingen: Pädagogisches Seminar der Universität.
- Horney, Karen (1937): *The Neurotic Personality of Our Time*. New York: Norton.
- Horney, Karen (1939): *New Ways in Psychoanalysis*. New York: Norton.
- Horney, Karen (1993): *Neurose und menschliches Wachstum*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Hutterer, Robert (2000): Humanistische Psychologie. In: Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie*. Wien/New York: Springer, 279.
- Josselson, Ruthellen (1991): *Der Weg zu mir*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Josselson, Ruthellen (1999): Liebe ist mehr als ein Wort. Zur Psychologie der zwischenmenschlichen Beziehungen. München: Heyne.
- Jung, Matthias (2003): Generation Trash. *Psychologie Heute*, 11, 30-33.
- Kandel, Eric R. u.a. (1996): Neurowissenschaften. Heidelberg: Spektrum.
- Kegan, Robert (1986): *Die Entwicklungsstufen des Selbst*. München: Kindt.
- Kimura, Doreen (1994): Weibliches und männliches Gehirn. Heidelberg: Spektrum.

- Klammer, Gerda & Klar, Sabine (2000): Systemische Therapie. In: Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie* Wien/New York: Springer, 691f.
- Kohut, Heinz (1987): *Wie heilt die Psychoanalyse?* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Krause, C. et al. (2003): *Pädagogische Beratung*. Paderborn: Schöningh.
- Krumpholz-Reichel, Anja (2000): Nur wer sich kompetent fühlt, übernimmt Verantwortung. *Psychologie Heute*, 3, 65-67.
- Krumpholz-Reichel, Anja (2004): Geschwister: Plage oder Segen Rezensionen zu Marcel Rufo, *Geschwisterliebe - Geschwisterhass*; Piper, München, 2004; und Hans Sohni: *Geschwisterbeziehungen in Familie, Gruppen und in der Familientherapie*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2004. *Psychologie Heute*, 10/2004, 78-79.
- Kruse, A. & Schmidt-Scherzer, R. (1995): *Psychologie der Lebensalter*. Darmstadt: Steinkopff.
- Kurzweil, Edith (1995): *Freud und die Freudianer*. München: dtv.
- Leman, Kevin (2002): *Geschwisterkonstellationen: Die Familie bestimmt ihr Leben*. Landsberg - München: mvg.
- Maturana, Humberto & Varela, Francesco (1987): *Der Baum der Erkenntnis Die biologischen Grundlagen menschlichen Verstehens*. Bern: Scherz.
- May, Rollo (1986): *Die Erfahrung "Ich bin": Sich selbst entdecken in den Grenzen der Welt*. Paderborn: Junfermann.
- May, Rollo (1988): *Liebe und Wille*. Köln: EHP.
- Melnick, J. & March Nevis, S. (2001): Gestalt-Familientherapie. In: Fuhr, Reinhard, Sreckovic, Milan & Gremmler-Fuhr, Martina (Hrsg.), *Handbuch der Gestalttherapie* Göttingen: Hogrefe, 937-952.
- Meyer, Ursula I. (1997): *Einführung in die feministische Psychologie*. München: dtv.
- Mezirow, Jack (1997): *Transformative Erwachsenenbildung*. Hohengehren: Schneider.
- Miller, Reinhold (1999): *Beziehungsdidaktik*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Moir, Anne & Jessel, David (1993): *Brainsex*. Düsseldorf: Econ.
- Nails, Debra (1995): Sozialwissenschaftlicher Sexismus: Carol Gilligans Fehlvermessung des Menschen. In: Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.), *Weibliche Moral* München: dtv, 101-108.
- Nelsen, Jane (1991): *Kinder brauchen Ordnung: Praktische Grundsätze für die Erziehung*. München: Goldmann.
- Nunner-Winkler, Gertrud (1995): Gibt es eine weibliche Moral? In: Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.), *Weibliche Moral* München: dtv, 147-159.
- Oesterreicher-Mollwo, Marianne (1991): Was uns bewegt. Naturwissenschaftler sprechen über sich und ihre Welt. München: Beltz.
- Parkes, C.M. & Stevenson-Hinde, J. (1982): *The Place of Attachment in Human Behaviour*. New York: Basic Books.
- Perls, Friedrich S. (1981): *Gestalt-Wahrnehmung*. Frankfurt/M: Verlag Humanistische Psychologie.

- Perls, Laura (1989): *Leben an der Grenze. Essays und Anmerkungen zur Gestalt-Therapie*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Piaget, Jean (1983): *Meine Theorie der geistigen Entwicklung*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Pinel, John P.J. (1997): *Biopsychologie*. Heidelberg: Spektrum.
- Platon (1958): *Das Gastmahl*. Stuttgart: Reclam.
- Rahm, Dorothea, Otte, Hilka & Bosse, Susanne (1993): Einführung in die Integrative Therapie: Grundlagen und Praxis Paderborn: Junfermann.
- Ray, Paul H. (2002): Die Evolution der Integralen Kultur. *Beiträge für Morgen*, 4, 54-59.
- Reisel, Barbara (1992): Was fehlt mir? Der Klient als Diagnostiker. In: Schmid, Peter F. (Hrsg.), *Handbuch der personzentrierten Psychotherapie* Köln: Edition Humanistische Psychologie, 153-162.
- Rendtorff, Barbara & Moser, Vera (1999): Glossar der Geschlechtertheorien. In: Rendtorff, Barbara & Moser, Vera (Hrsg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft* Opladen: Leske + Budrich, 311-323.
- Riedl, Sabina & Schweder, Barbara (1997): *Der kleine Unterschied*. Wien: Deuticke.
- Riemann, Fritz (1981): *Grundformen der Angst*. München Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Roszak, Theodore (1986): *Mensch und Erde auf dem Weg zur Einheit*. Reinbek: Rowohlt.
- Rufo, Marcel (2004): *Geschwisterliebe - Geschwisterhass. Die prägendste Beziehung unserer Kindheit*. München: Piper.
- Sachsse, Hans (1991): Intuition im naturwissenschaftlichen Zeitalter. In: Oesterreicher-Mollwo, Marianne (Hrsg.), *Was uns bewegt. Naturwissenschaftler sprechen über sich und ihre Welt*. Weinheim: Beltz, 13-23.
- Scheunpflug, Annette (2000): Frauen und Männer. Gleich, aber dennoch anders. *Pädagogik*, 4, 42-46.
- Schmid, Peter F. (1992): Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter... Das Selbstverständnis des Personzentrierten Psychotherapeuten. In: Schmid, Peter F. (Hrsg.), *Handbuch der personzentrierten Psychotherapie* Köln: Edition Humanistische Psychologie, 39-70.
- Schneiderbauer, Eleonore (2000): Bindung, Bindungstheorie. In: Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie* Wien/New York: Springer, 94.
- Sennett, Richard (2000): *Der flexible Mensch*. München: Siedler/Goldmann.
- Shem, Samuel (2000): *Mount Misery*. München: Drömer.
- Simon, Fritz B. & Retzer, Arnold (2003): Zwei Welten. Systemische Psychotherapie und der Ansatz Bert Hellingers. In: Goldner, C. (Hrsg.), *Der Wille zum Schicksal. Die Heilslehre des Bert Hellinger*. Wien: Ueberreuter.
- Sohni, Hans (2004): *Geschwisterbeziehungen in Familie, Gruppen und in der Familientherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Spitzer, Manfred (2003): *Nervensachen*. Stuttgart: Schattauer.

- Sreckovic, Milan (2001): Geschichte und Entwicklung der Gestalttherapie. In: Fuhr, Reinhard, Sreckovic, Milan & Gremmler-Fuhr, Martina (Hrsg.), *Handbuch der Gestalttherapie* Göttingen: Hogrefe, 15-180.
- Stumm, Gerhard (2000): Person(en)zentrierter Ansatz. In: Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie* Wien/New York: Springer, 507.
- Stumm, Gerhard & Pritz, Alfred (2000): *Wörterbuch der Psychotherapie*. Wien/New York: Springer.
- Terman, D.M. (1980): Object love and psychology of the self. *Bull. Meninger Clinic*, 29.
- Thompson, Richard F. (1994): *Das Gehirn*. Heidelberg: Spektrum.
- Tillmann, Klaus-Jürgen u.a. (2000): Zwischen neuen Erkenntnissen und reiner Analogiebildung. Abschließende Diskussion zur Serie "Biowissenschaft und Pädagogik". *Pädagogik*, 7-8, 73-78.
- von Foerster, Heinz (1993): *KybernEthik*. Berlin: Merve.
- Weiss, R.S. (1982): *Attachment in Adult Life*. New York: Basic Books.
- Weisskopf, Viktor (1991): "Immer wenn ein Weg der Erkenntnis vor allen anderen hervorgehoben wird, ist das schlecht". In: Oesterreicher-Mollwo, Marianne (Hrsg.), *Was uns bewegt - Naturwissenschaftler sprechen über sich und ihre Welt*. Weinheim u.a.: Beltz, 24-37.
- Wilber, Ken (1984a): *Halbzeit der Evolution*. Bern: Scherz.
- Wilber, Ken (1984b): *Wege zum Selbst*. München: Kösel.
- Wilber, Ken (1990): *Das Atman Projekt*. Paderborn: Junfermann.
- Wilber, Ken (1996): *Eros, Kosmos, Logos*. Frankfurt/M.: Krüger.
- Wilber, Ken (1997a): *Eine kurze Geschichte des Kosmos*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Wilber, Ken (1997b): *The Eye of Spirit*. Boston: Shambhala.
- Wilber, Ken (1997c): *Vom Tier zu den Göttern*. Freiburg: Herder.
- Wilber, Ken (1998): *The Marriage of Sense and Soul. Integrating Science and Religion*. New York: Random House.
- Wilber, Ken (2001): *Integrale Psychologie*. Freiamt: Arbor.
- Wilber, Ken (2001): Vom Wesen einer postmetaphysischen Spiritualität. *Transpersonale Psychologie und Psychotherapie*, 2, 33-48.
- Winnicott, Donald W. (1978): *Familie und individuelle Entwicklung*. München: Kindler.
- Yalom, Irvin (1989): *Existenzielle Psychotherapie*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Yalom, Irvin, D. (1994): *Und Nietzsche weinte*. Hamburg: Kabel.
- Yalom, Irvin, D. (1998): *Die rote Couch*. München: Goldmann.
- Yontef, Gary (2002): The Relational Attitude in Gestalt Therapy Theory and Practice. *International Gestalt Journal*, 1, 7-22.
- Zimmer, Dieter E. (1990): *Tiefenschwindel*. Reinbek: Rowohlt.
- Zimmer, Dieter E. (1993): *Experimente des Lebens*. München: Heyne.